

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS  
LUDWIGSBURG e.V.

# Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 40

Mit 101 Abbildungen



1987

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger  
Geschichtsblätter

ZA 4722, 40, 1987 LS-BW

0640



ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein  
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer**, Tamm

unter Mitarbeit von Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Offsetdruckerei Karl Stiller, Remseck 2

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 7140 Ludwigsburg

# Inhalt

Mitarbeiter dieses Bandes	4
Vorwort ( <i>Wolfgang Bollacher</i> )	5
Zur Topographie des römischen Walheim. Von <i>Dieter Planck</i>	7
Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg – Ihre Rolle als geschichtliche Quelle und Spiegel der Sozialstruktur der Bevölkerung vergangener Jahrhunderte. Von <i>Anneliese Seeliger-Zeiss</i>	73
Georg Sebastian Zilling (1725–1799) – viel geschmähter Dekan und Stadt- pfarrer in Ludwigsburg. Von <i>Wolfgang Bollacher</i>	93
Jud Süß Oppenheimer – sein Bild in der deutschen Literatur. Von <i>Martin Bollacher</i>	115
Der Fluchthelfer S. – Vom Leben des Schillerfreundes Andreas Streicher (1761–1833). Von <i>Wolfgang Kircher</i>	129
Die Ordenskapelle im Ludwigsburger Schloß. Von <i>Rolf Bidlingmaier</i>	143
Vom Waiblinger Amtshaus zum Hauptwachgebäude und Schulhaus – das Gebäude Marktplatz 11 in Ludwigsburg. Von <i>Wolfgang Läßle</i>	171
Ein denkwürdiges Konzert im Ludwigsburg des vorigen Jahrhunderts. Franz Liszt spielte am 17. November 1843 im Ludwigsburger »Waldhorn«. Von <i>Hans Joachim Krämer</i>	191
Der Kirchenkampf in Marbach. Ein Beitrag zur Geschichte Marbachs während des 3. Reichs. Von <i>Hermann Schick</i>	197
Berichte und Notizen Veranstaltungen des Historischen Vereins 1986/87 ( <i>Markus Otto</i> )	211
Rückblick auf das Jahr 1986 ( <i>Herbert Saar</i> )	225
Buchbesprechungen	235
Bildnachweis	251
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1987	252

## Mitarbeiter dieses Bandes

Bidlingmaier, Rolf, Archivinspektoranwärter, Stuttgart  
Bitz, Ute, Archivinspektorin, Ludwigsburg  
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg  
Dr. Bollacher, Martin, Professor, Bochum  
Kircher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg  
Dr. Krämer, Hans Joachim, Professor, Tübingen  
Dr. Kretzschmar, Robert, Staatsarchivrat, Ingersheim  
Läpple, Wolfgang, Archivamtmann, Asperg  
Otto, Markus, Apotheker i. R., Bietigheim-Bissingen  
Dr. Planck, Dieter, Landeskonservator, Stuttgart  
Saar, Herbert, Pressereferent, Ludwigsburg  
Dr. Schick, Hermann, Studiendirektor, Marbach a. N.  
Dr. Schmierer, Wolfgang, Staatsarchivdirektor, Tamm  
Schneider, Regina, Archivamtfrau, Ludwigsburg  
Schneider, Wolfgang, Archivamtmann, Ludwigsburg  
Dr. Seeliger-Zeiss, Anneliese, Wiss. Mitarbeiterin, Heidelberg  
Dr. Stein, Norbert, Staatsarchivrat, Ludwigsburg

# Vorwort

Der Historische Verein Stadt und Kreis Ludwigsburg ist 1987 neunzig Jahre alt geworden.

Es war am 13. November 1897, als auf Einladung von Präzeptor Belschner, Hofrat Dr. Giefel und Hofbuchhändler Aigner im Bahnhof in Ludwigsburg eine Versammlung geschichtsinteressierter Bürger stattfand, die einen von Belschner vorbereiteten Satzungsentwurf für den »Historischen Verein Ludwigsburg und Umgegend« einstimmig annahm, und es war am 4. Dezember desselben Jahres, als sich der Verein konstituierte und Herrn Stadtschultheiß Dr. Hartenstein zum Vorsitzenden wählte. Der junge Verein, der heute »Historischer Verein Stadt und Kreis Ludwigsburg« heißt, hat sich rasch entwickelt, Vorträge und Exkursionen angeboten, gesammelt, historische Forschung betrieben und die Ergebnisse dieser Forschung in den »Ludwigsburger Geschichtsblätter« – dem Organ des Vereins – veröffentlicht. Er konnte auf diese Weise Stadt und Kreis manchen Dienst tun und wurde deshalb von beiden auch immer wohlwollend unterstützt. Die guten Beziehungen zwischen Verein einerseits und Stadt und Kreis Ludwigsburg andererseits fanden bei der Jubiläumsveranstaltung am 8. Oktober dieses Jahres, bei welcher der Verein seiner Gründung vor neun Jahrzehnten gedachte, eine Würdigung, insbesondere in den Grußworten der Herren Oberbürgermeister Henke und Landrat Dr. Hartmann.

Sieht man zurück, so ist hervorzuheben, daß der Verein seinem vornehmsten Ziel, die Geschichte der Heimat zu pflegen, in den Zeiten des nationalen Überschwangs vor dem Ersten Weltkrieg, in der Weimarer Zeit, in den Jahren der »verordneten Geschichte« des »Dritten Reiches« und in den geschichtsfeindlichen sechziger Jahren gleichmäßig treu geblieben ist. Er dient diesem Ziel auch heute, da Heimatsinn und Heimatgeschichte geradezu einen »Boom« erleben, der sich in intensiver Denkmalpflege und im Aufspriessen neuer Geschichts- und Heimatvereine manifestiert, und er hofft, ihm noch lange dienen zu können. Auf seinem nun schon langen Wege hat der Verein seine Kraft nicht eingebüßt. Dies beweist nicht nur die große Zahl seiner Mitglieder, sondern auch die Tatsache, daß der Verein in diesem Jahr – ohne daß es gelenkt worden wäre – den 40. Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter präsentieren und damit auf ein weiteres – gleichfalls bedeutsames – Jubiläum vorweisen kann. Die Ludwigsburger Geschichtsblätter, die seit langer Zeit jährlich erscheinen, enthalten Band für Band wertvolle Beiträge zur Vergangenheit unseres Raumes und genießen auch bei Fachhistorikern großen Respekt.

Im stattlich gewordenen 40. Band ist der Bogen der Themen weit gespannt. Die Aufsätze handeln von Walheims römischer Zeit, von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften im Kreis Ludwigsburg, von Persönlichkeiten und Bauwerken des 18. Jahrhunderts, die insbesondere für Ludwigsburg bedeutsam sind, von einem Konzert Franz Liszts im Ludwigsburger »Waldhorn« und – dies ein Aufsatz zur Geschichte dieses Jahrhunderts – vom Kirchenkampf in Marbach. Ferner enthält der Band die Annalen des Jahres 1986, einen Rückblick auf die Veranstaltungen des Vereins und Buchbesprechungen. Titelbild ist der in Walheim gefundene, fast prägefrische Aureus, der Trajan zeigt, jenen Adoptivkaiser also, unter dem das Römische Imperium seine größte Ausdehnung erreichte.

Wir wünschen dem neuen Band einen großen Leserkreis und dem Verein noch viele ähnliche Jubiläen, wie er sie dieses Jahr begehen konnte.

Allen Mitarbeitern des Bandes, vor allem Herrn Dr. Wolfgang Schmierer, dem unermüdlichen Redakteur der Ludwigsburger Geschichtsblätter, sei herzlich gedankt, ebenso Stadt und Kreis Ludwigsburg für die Subsidien.

Im November 1987

Wolfgang Bollacher

# Zur Topographie des römischen Walheim\*

von Dieter Planck

## Einleitung

Walheim am Neckar, wenige Kilometer neckarabwärts von Besigheim auf einer Hochterrasse in einer Neckarschleife gelegen, gehört zu den großen römischen Siedlungen im mittleren Neckarland. Die hervorragende topographische Lage auf einer Hochterrasse im geschützten Neckartal und die fruchtbaren Lößböden waren schon lange vor den Römern ein beliebtes Siedlungsgebiet. So ist es nicht verwunderlich, daß wir von der Markung Walheim Spuren des prähistorischen Menschen aus den verschiedensten Epochen, von der Jungsteinzeit bis zur Latènezeit besitzen.<sup>1</sup>

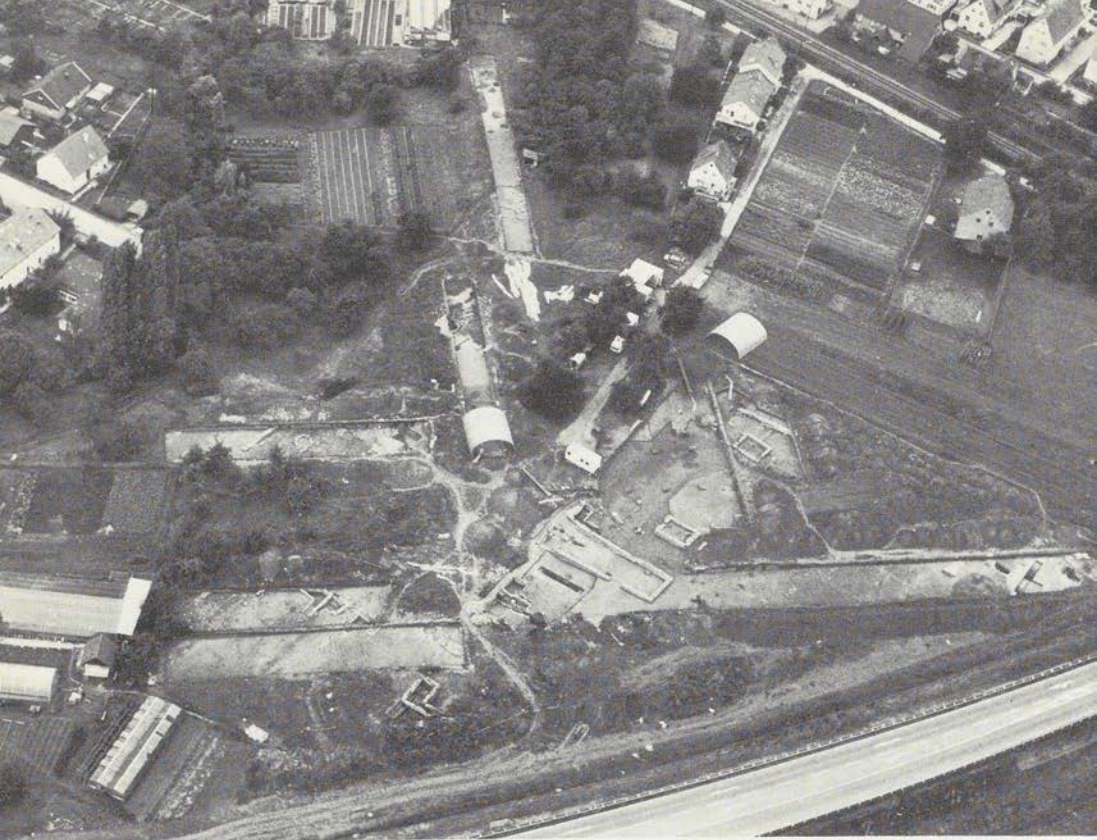
Wir wissen schon seit über 100 Jahren, daß in Walheim römische Ruinen bestanden. Es war kein Geringerer als der bekannte württembergische Topograph E. Paulus d. Ä., der schon im Jahre 1853 eine römische Ansiedlung bei Walheim vermutete, obwohl damals ein Kastell noch nicht lokalisiert werden konnte.<sup>2</sup> Am Ende des letzten Jahrhunderts fanden dann umfangreiche Ausgrabungen unter der Leitung von K. Miller statt, der 1886 das Kastell I nachweisen konnte. Es handelt sich hierbei um jenes Lager mitten im alten Dorfkern von Walheim. Im Auftrag der Reichslimeskommission wurden hier unter Leitung von A. Mettler 1894 Grabungen zur genaueren Festlegung des Lagers durchgeführt. Erneute Grabungen fanden 1907 statt, als im alten Dorfkern die Wasserleitung verlegt wurde.<sup>3</sup> A. Mettler und W. Barthel hatten damals wichtige Befunde im Kastell selbst feststellen können. In den folgenden Jahren verdanken wir zahlreiche Beobachtungen O. Paret und dem in Walheim ortsansässigen G. Gengenbach.<sup>4</sup> Besonders zu erwähnen sind römische Töpferöfen, die 1911 in der Villastraße aufgedeckt werden konnten. 1957 fanden schließlich Grabungen beim »Hunds buckel« am Nordrand des Ortes statt.<sup>5</sup>

Hier wurde unter Leitung von H. Zürn ein Gebäude mit einer Steintreppe entdeckt und ausgegraben, dessen mögliche Funktion H. Zürn mit einem römischen Hafen in Verbindung brachte. Schließlich ist vor allen Dingen das Jahr 1967 als weiterer Meilenstein in der Erforschung des römischen Walheim zu benennen.<sup>6</sup>

In jenem Jahr wurden erste Teile der inzwischen berühmt gewordenen Jupitergigantensäule bei Kanalarbeiten in der Besigheimer Straße entdeckt. 1968 fand eine Nachgrabung statt, die weitere wesentliche Teile ans Tageslicht förderte. 1972 brachte eine kleine Untersuchung bei Anlage eines Parkplatzes gegenüber dem Rathaus in der Bezerstraße den Nachweis<sup>7</sup>, daß das Kastell I zwei Ausbauphasen besaß, nämlich eine ältere Holzbauphase, bestehend aus Holzbefestigungen, hölzernen Innenbauten und vor allen Dingen aus einer Wehrmauer, die aus ausgestochenen Rasensoden errichtet wurde. Eine Konstruktionsart, die wir von römischen Lagern – so in Rottweil und Großbritannien – her in vielfacher Ausprägung kennen.

Seit 1980 bildete Walheim einen Schwerpunkt der Landesarchäologie. Die Neutrasseierung der Bundesstraße 27, die Ausweitung des heutigen Dorfes nach Norden und das Neubaugebiet »Badstube« brachten für die Archäologische Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg große archäologische Rettungsgrabungen.<sup>8</sup>

\* Erweiterte und aktualisierte Fassung des am 13. 12. 1984 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.



*Abb. 1 Walheim a. N. Archäologische Ausgrabungen am Nordrand der Gemeinde während der Grabungskampagne 1984.*

Seit 1982 finden unter Leitung des Verfassers alljährlich vom Frühjahr bis zum Herbst umfangreiche Flächengrabungen statt, die voraussichtlich 1988 zum Abschluß gebracht werden können (Abb. 1). Die Untersuchungen haben das Ziel, die bis dahin noch nicht zerstörten Bereiche der römischen Siedlung zu erforschen. Vor allen Dingen geht es hier um wichtige Fragen der Siedlungsentwicklung und der Siedlungsstruktur. Hier bot sich nach den ersten Grabungen im Zusammenhang mit der Bundesstraße 27 die seltene Möglichkeit, im Limeshinterland einen großen zusammenhängenden Ausschnitt aus einer römischen Siedlung des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. archäologisch zu erfassen. Alle Grabungen standen unter der örtlichen Leitung von E. Stauß, Grabungstechniker beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, der unterstützt wurde von zahlreichen Mitarbeitern aus Walheim und der Umgebung. Die Gemeinde Walheim hat die Grabung in vielfacher Weise unterstützt. Dafür möchten wir an dieser Stelle Herrn Bürgermeister Botzenhardt unseren besonderen Dank aussprechen. Die Grabungen hätten nicht in dem aus wissenschaftlichen Gesichtspunkten heraus wünschenswerten Umfang durchgeführt werden können, wenn nicht seit fünf Jahren das Arbeitsamt Ludwigsburg diese Untersuchungen durch jährliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen stark gefördert hätte. Dadurch war es möglich, diese große Flächengrabung unter gezielten wissenschaftlichen Fragestellungen durchzuführen, aber auch andererseits arbeitslose Jugendliche mit einer interessanten Arbeit bekannt zu machen.



## Walheim im Rahmen der römischen Besiedlung des mittleren Neckarlandes

Walheim gehört zu jenen römischen Siedlungen, die auf ein römisches Kastell zurückgehen. Nachdem unter Kaiser Vespasian um 72 n. Chr. der obere Neckar um Rottweil in das römische Weltreich mit einbezogen und von Straßburg (Argentorate) das Kinzigtal aufwärts über Rottweil nach Tuttingen an die Donau eine Straße errichtet wurde, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis auch das mittlere Neckarland vom römischen Militär kontrolliert wurde. Der sogenannte Donaulimes, der schon seit der ersten Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts bestand, wurde aufgegeben, als auf dem Kamm der Schwäbischen Alb eine neue Grenzlinie, die sogenannte »Alblinie« oder der »Alblimes« errichtet wurde.<sup>9</sup> Nach neueren Forschungen müssen wir davon ausgehen, daß diese Grenze nicht gleichzeitig vorverlegt wurde, sondern daß die westlichen Lager einer früheren Phase als die östlichen Lager angehören (Abb. 2). Zu den frühen Lagern gehört auf der Schwäbischen Alb das spätestens zwischen 80 und 85 n. Chr. angelegte Kastell Burladingen-Hausen im Zollern-Alb-Kreis. Die Kastelle im östlichen Teil der Schwäbischen Alb, so etwa die Kastelle Donnstetten, Urspring, Heidenheim und Oberdorf am Pf dürften etwas später entstanden sein. Wie die Grabungen im Alenkastell der Ala II Flavia in Heidenheim gezeigt haben, ist mit dem Beginn dieses Lagers nicht vor 90 n. Chr. zu rechnen.

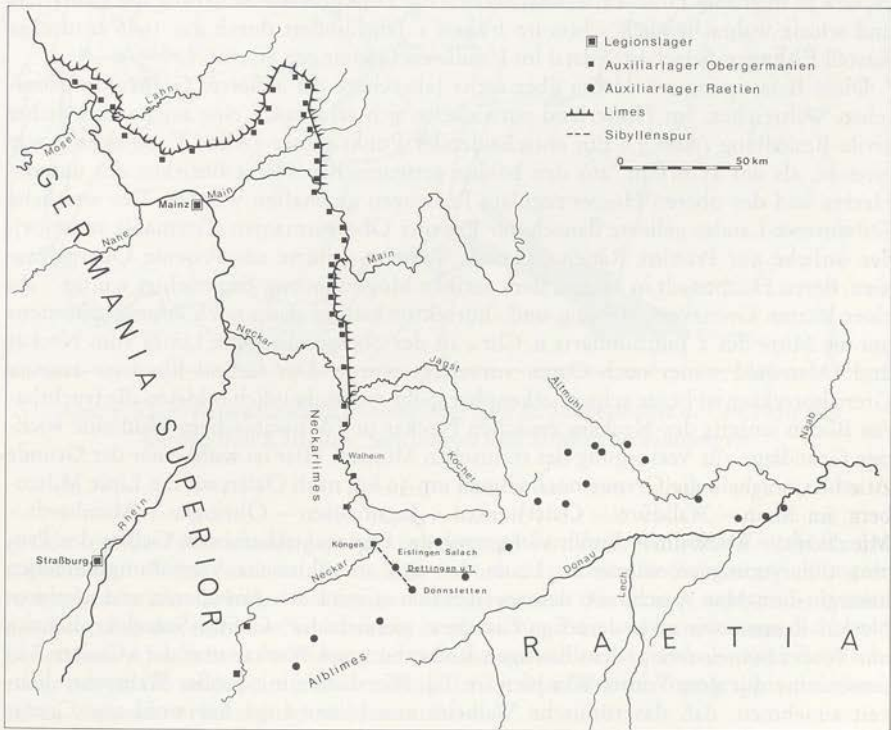


Abb. 2 Der obergermanisch-rätische Limes im frühen 2. Jahrhundert n. Chr.

Im Jahre 83 n. Chr. besiegte Kaiser Domitian die Chatten, einen germanischen Volksstamm, der die Grenze des römischen Weltreiches bedrohte. Eine Folge dieses Krieges war der Ausbau des Limes im Taunus-Wetterau-Raum, der schließlich auch den Ausbau nach Süden mit sich brachte. Zwischen 85 und 90 n. Chr. können wir frühestens am mittleren Neckar erste militärische Anlagen vermuten. Möglicherweise gehört das neuentdeckte Walheimer Kastell II in diesen historischen Zusammenhang.<sup>10</sup> Der Ausbau des sogenannten »Neckarlimes« erfolgte in den neunziger Jahren des 1. Jahrhunderts. Zur Sicherung dieser Grenze entstanden in Köngen, Stuttgart-Bad Cannstatt, Benningen, Walheim, Heilbronn-Böckingen und Wimpfen im Tal die bisher bekannten Kastelle am mittleren Neckar. Von allen Fundpunkten liegen Keramikfunde aus der Spätzeit des 1. nachchristlichen Jahrhunderts vor. Spätestens in der frühen Regierungszeit des Kaisers Trajan, wohl um die Jahrhundertwende, wurde die Verbindung zwischen Neckarlinie und den Lagern am Main hergestellt. Mit dem Ausbau des sogenannten »Odenwaldlimes«, an dem erstmals die Grenze mit Holzwachtürmen und später Steintürmen künstlich befestigt wurde, war der obergermanische Limes vollständig geschlossen (Abb. 2). Der Neckar- und Alblimes wurde zwischen Köngen und Donnstetten geschlossen. Hier konnte 1982 zwischen Dettingen unter Teck und Owen unter Teck im Landkreis Esslingen im Tal der Lauter eine Talverriegelung, die sogenannte »Sibyllenspur« ermittelt werden, die als Bindeglied zwischen diesen beiden Grenzbeziehungen und zwischen der Provinz Obergermanien und Rätien aufzufassen ist.<sup>11</sup> Mit diesem sogenannten »Lautertallimes« wurde das langgesuchte Bindeglied zwischen dem obergermanischen Neckarlimes und dem rätischen Alblimes entdeckt. Ein ca. 60×70 m großes Holz-Erde-Kastell hatte die Funktion der Sicherung des Lautertals und wurde wahrscheinlich schon im frühen 2. Jahrhundert durch das 1966 entdeckte Kastell Eislingen-Salach im Filstal im Landkreis Göppingen ersetzt.<sup>12</sup>

Diese Befestigungen bildeten über sechs Jahrzehnte die äußerste Grenze des römischen Weltreiches. Im Hinterland entwickelte sich sehr rasch eine reiche und dichte zivile Besiedlung (Abb. 3). Ein entscheidender Punkt dieser zivilen Entwicklung war erreicht, als um 85 n. Chr. aus den beiden germanischen Heeresbezirken des unteren Heeres und des oberen Heeres reguläre Provinzen geschaffen wurden. Der westliche Teil unseres Landes gehörte danach zur Provinz Obergermanien (*Germania superior*), der östliche zur Provinz Rätien (*Raetia*). Walheim gehörte zur Provinz Obergermanien, deren Hauptstadt in Mainz, dem antiken *Mogontiacum*, eingerichtet wurde.<sup>13</sup> Zu einer letzten Grenzverschiebung und -korrektur kam es dann noch einmal spätestens um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr., als der obergermanische Limes vom Neckar und Odenwald weiter nach Osten vorverlegt wurde. Der Grund für diese erneute Grenzkorrektur ist heute schwer erkennbar. Sehr wahrscheinlich bildeten die fruchtbaren Böden jenseits des Neckars zwischen Neckar und Schwäbischem Wald eine wichtige Grundlage zur Versorgung des römischen Militärs. Hier ist wohl einer der Gründe zu sehen, weshalb die Grenze noch einmal um 30 km nach Osten auf die Linie Miltenberg am Main – Walldüren – Osterburken – Jagsthausen – Öhringen – Mainhardt – Murrhardt – Welzheim – Lorch verlegt wurde. Das rechtsrheinische Gebiet der Provinz Obergermanien wurde im Laufe der Zeit in zahlreiche Verwaltungseinheiten untergliedert. Man spricht von den sogenannten »Civitates«. Am oberen und mittleren Neckar kennen wir zwei derartige Civitates, nämlich die »Civitas Sumelocennensis« mit Vorort *Sumelocenna*, dem heutigen Rottenburg am Neckar und die »Civitas Alisenensium« mit dem Vorort Wimpfen im Tal. Wir dürfen mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das römische Walheim von seiner Lage her wohl zur *Civitas Alisenensium* gehört hat. Neben diesen großen zentralen, stadtartigen Siedlungen kennen wir mehrere Dörfer und kleinere Siedlungen. Das Bild der Landschaft wurde jedoch,

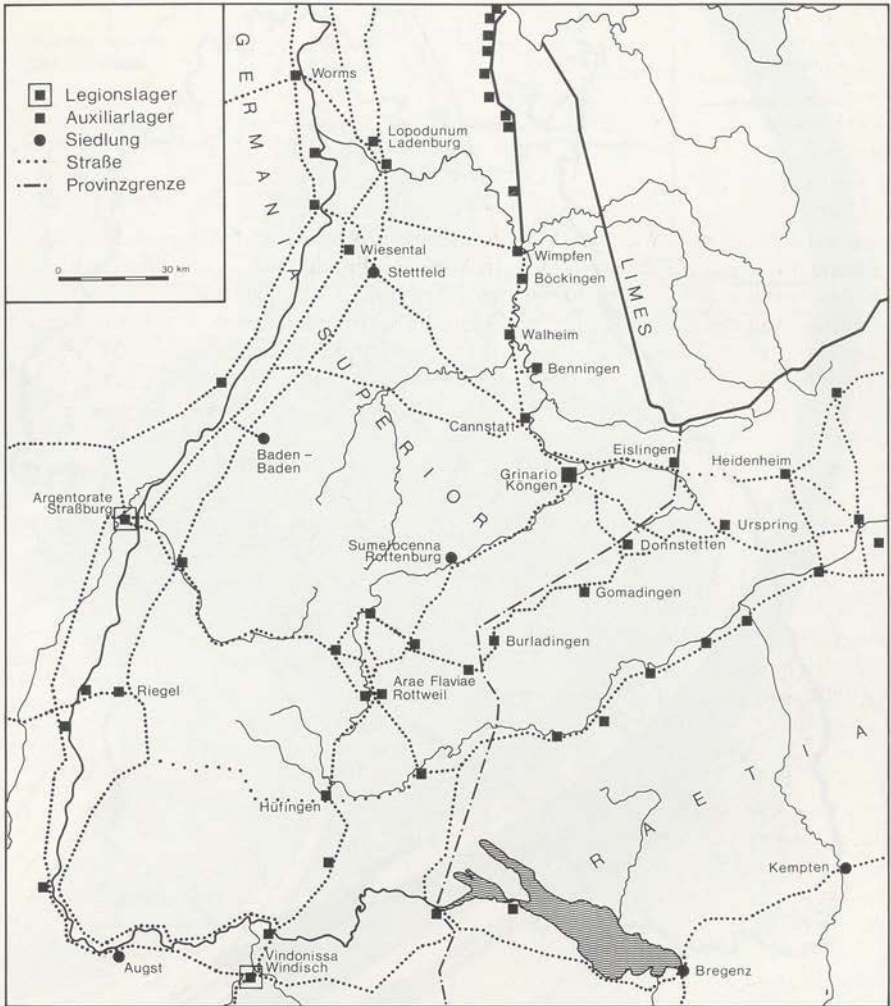


Abb. 3 Südwestdeutschland in römischer Zeit (2. Jahrhundert n. Chr.) mit den wichtigsten Kastellen, Siedlungen und Straßenverbindungen.

gerade hier im Neckarland, geprägt von einer großen Zahl römischer Gutshöfe, den sogenannten »Villae rusticae«. Betrachten wir uns die gesamte Siedlungsentwicklung im rechtsrheinischen Gebiet der Provinz Obergermanien (Germania superior), so wird deutlich, daß der mittlere Neckarraum in römischer Zeit wohl zu den am dichtesten besiedelten Abschnitten in Südwestdeutschland zu zählen ist (Abb. 4). Eine Beobachtung, die gerade auch bei der Beurteilung der Geschichte und Topographie des römischen Walheim berücksichtigt werden muß.

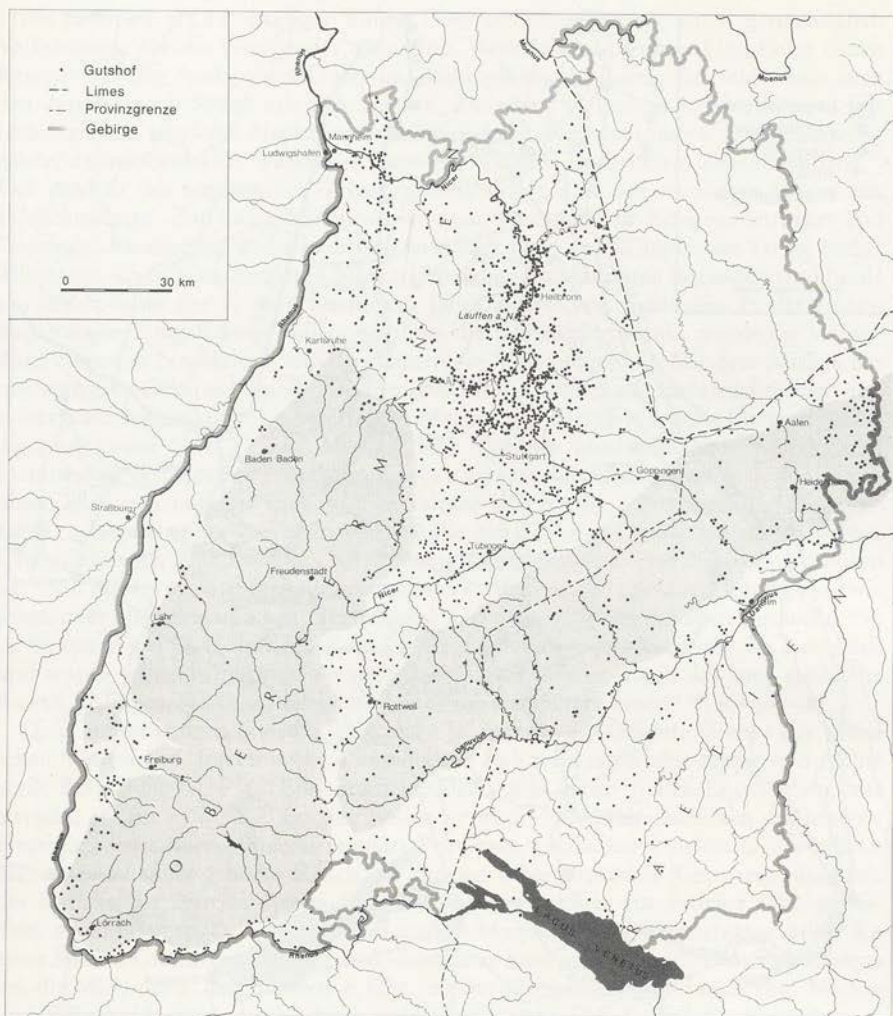


Abb. 4 Verbreitungskarte römischer Gutsanlagen und Siedlungen im heutigen Baden-Württemberg.

### Die Militäranlagen

#### Kastell I

Das bebaute Kohortenkastell liegt am linken Neckarufer zwischen Neckar und Baumbach, nördlich der Einmündung der Enz in den Neckar. Wie bei den anderen Kastellorten am Neckar wird auch hier die Lage des Kastells einerseits zum Fluß, andererseits von den Abhängen der Höhen auf der linken Talseite begrenzt.<sup>14</sup> Die Längsachse und die Front sind gegen den Neckar, also nach Osten orientiert (Abb. 5).



Abb. 5 Walheim a. N. Gesamtplan der römischen Topographie.

Die Anlage der älteren Teile des Dorfes von Walheim ist durch das römische Kastell und dessen Achsen geprägt. Die durch Walheim führende Hauptstraße deckt sich noch heute genau mit der Hauptachse des römischen Lagers, der *Via principalis* (Abb. 6). Die Bahnhofstraße und die Neckarstraße fallen teilweise mit der *Via praetoria* bzw. mit der *Via decumana* zusammen. Damit sind die Hauptachsen des römischen Lagers umrissen, die beim Kastellbau rechtwinklig zueinander verlaufen und die Grundeinteilung der Kasernen und der Innenbebauung kennzeichnen. Am Schnittpunkt dieser beiden Achsen, dort wo heute der Gasthof Waldhorn liegt, befand sich das Stabsgebäude (*principia*). Das Kastell besitzt eine Frontseite von 133,5 m Länge, eine Rückseite von 134,2 m,

## KASTELL WALHEIM

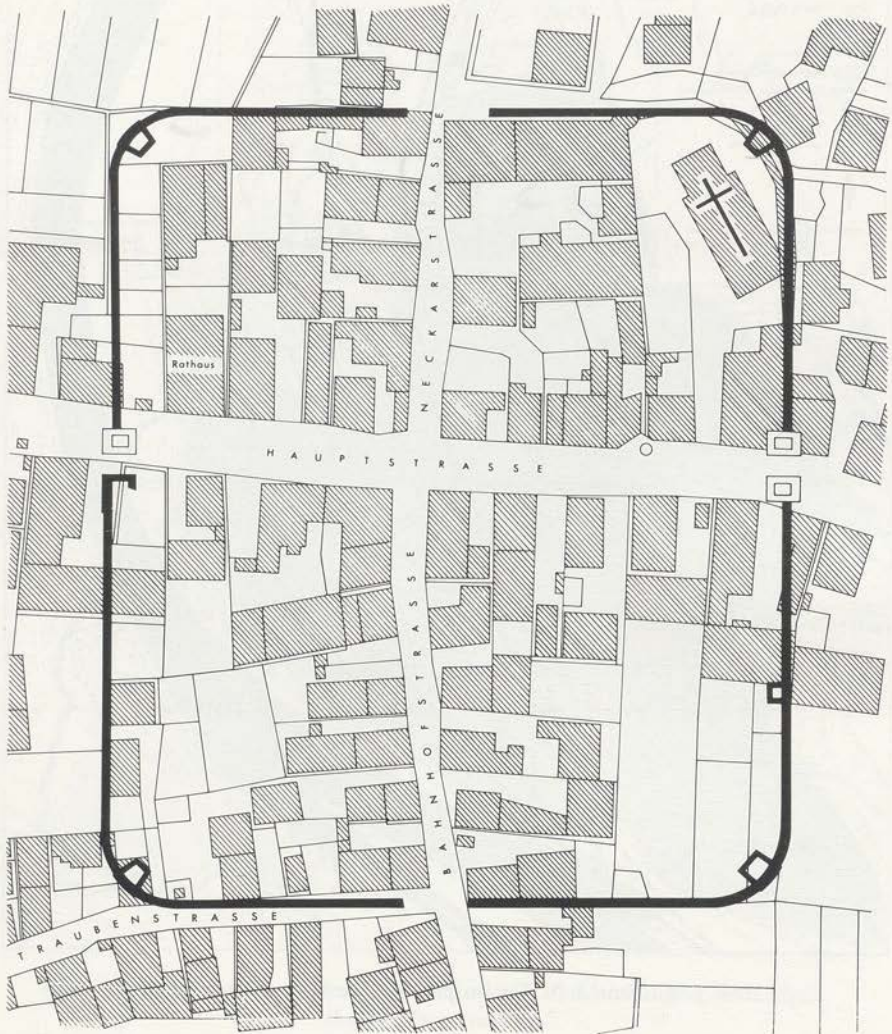
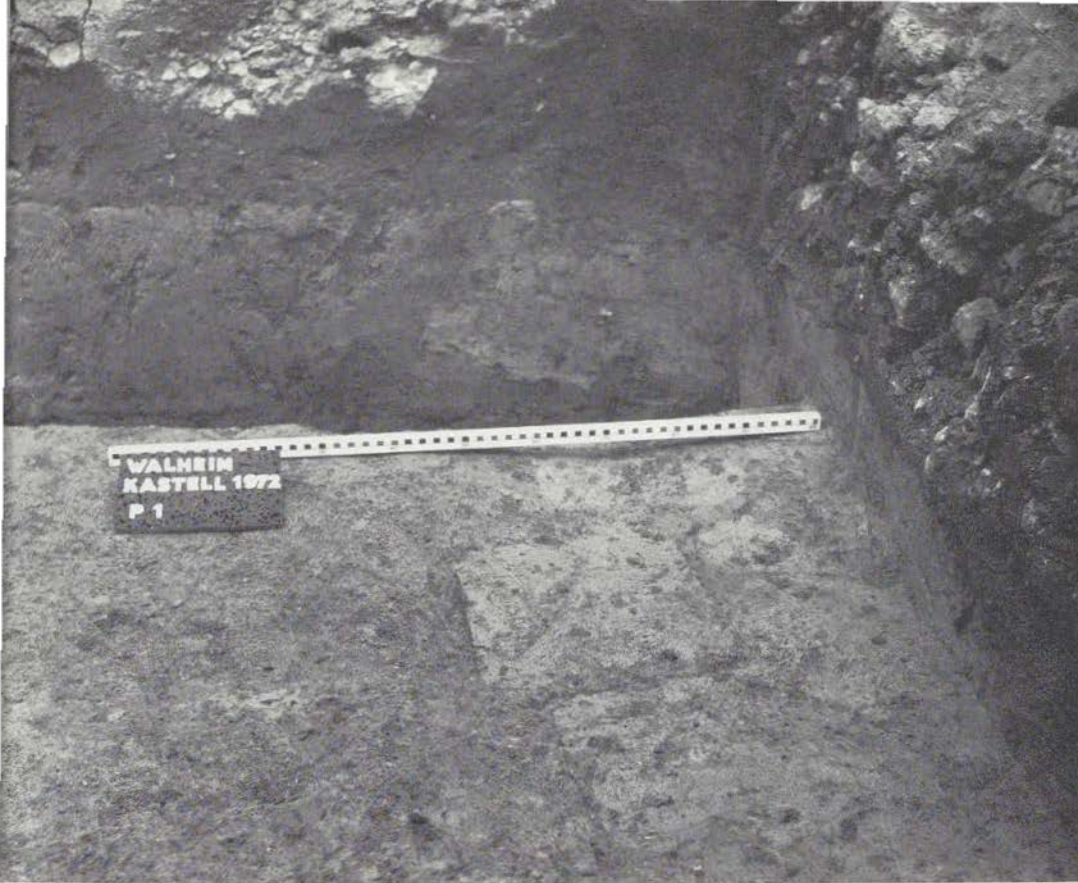


Abb. 6 Walheim a. N. Kastell I im heutigen Zentrum der Gemeinde.

die rechte Südseite ist 156 m und die linke Nordseite 156,2 m lang. Es ergibt sich somit eine Innenfläche von ca. 2,1 ha. Diese Lagergröße macht deutlich, daß wir hier mit der Garnison einer 500 Mann starken Infanterieeinheit (Cohors quingenaria) zu rechnen haben. Leider ist uns der Name der hier stationierten Einheit bis heute nicht inschriftlich überliefert. Möglicherweise stand die später im Kohortenkastell Mainhardt inschriftlich belegbare erste Kohorte der Asturer (Cohors I Asturum equitata) vor dem Bau dieses Lagers um die Mitte des 2. Jahrhunderts im Kastell I in Walheim. Vom Lager nach Süden erstreckt sich eine Straße, die im Gewinn »Hofstatt« südlich des Kastells an



*Abb. 7 Walheim a. N. Kastell I. Grabung 1972. Rasensodenmauer.*

verschiedenen Stellen mit einer Breite von 7 m festgestellt werden konnte. Vom Nordtor verläuft die Straße in nördlicher Richtung über den Baumbach und mündet in die Straße, die durch das Kastell I nach Norden verläuft (*Abb. 5*). Wenn wir auch von der Innenbebauung und der Chronologie dieses Kastells bisher wenig Kenntnis besitzen, so konnte 1972 bei einer kleinen Flächengrabung in der Beznerstraße nördlich des Rathauses nachgewiesen werden, daß dieses Kastell zunächst in Holz-Erde-Bauweise errichtet wurde. Deutlich erkennbare Rasensoden wurden an der Stelle der jüngeren Kastellmauer nachgewiesen (*Abb. 7*). Aufgeschichtete Rasensoden, verstärkt mit Holzpfosten, bilden demnach die erste Befestigung des Lagers. Wohl im frühen 2. Jahrhundert wurde dann diese Holz-Erde-Mauer von einer 1,3 bis 1,5 m breiten Steinmauer ersetzt, die auf der Innenseite eine wallartige Anböschung besaß. Reste von Zwischentürmen wurden an der Südseite beobachtet. An der Nord-, Ost- und Südwestecke konnte schon die Reichsliimeskommission nach innen vorspringende Ecktürme freilegen. Schließlich wurden beim Verlegen der Wasserleitung 1907 und bei der Erneuerung der Leitungen im Jahre 1984 die beiden Seitentore in der Hauptstraße, das linke Seitentor (*porta principalis sinistra*) und das rechte Seitentor (*porta principalis dextra*) näher untersucht (*Abb. 8*). Das Osttor des linken Seitentores und der Westturm des rechten Seitentores sind heute in der Hauptstraße mit Pflastersteinen markiert. Zur Befestigung des Lagers gehörte außerdem mindestens ein Spitzgraben von 7,5 m Breite



*Abb. 8 Walheim a. N. Aus der Vogelperspektive erkennbar ist im Plan des Dorfes der Grundriß des Kastells I.*

und über 1,5 m Tiefe. Der von A. Mettler und W. Barthel postulierte Doppelgraben an der zum Neckar hin orientierten Seite ist u. E. mehr als fraglich. Hier müßten neue Untersuchungen stattfinden. Von der Innenbebauung konnten lediglich 1907 Mauerzüge angeschnitten werden, die sehr wahrscheinlich Teile des Stabsgebäudes (principia) darstellen.

Wie eine kleine Ausgrabung im Jahre 1981 beim Neubau der Kreissparkasse in der Hauptstraße ergab, wurde das Gelände nach Aufgabe des Kastells um die Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts für andere Zwecke genutzt.<sup>15</sup> Hier fanden sich Abfallgruben eines größeren Töpfereibetriebes, der in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. in Betrieb war. Ein Zeichen dafür, daß das ehemalige Kastellgelände möglicherweise für Handwerksbetriebe genutzt wurde. Eine großflächige nachkastellzeitliche Bebauung scheint offenbar nicht vorzuliegen, da die Kanalarbeiten im Jahre 1984 in der Hauptstraße keinerlei jüngere Mauerzüge erkennen ließen. Auch die Tatsache, daß das mittelalterliche Dorf Walheim die römischen Kastellachsen und Kastellstraßen beibehielt, scheint darauf hinzuweisen, daß die Ruine des Lagers noch über Jahrzehnte dalag und nur in Teilbereichen, vielleicht gerade für Handwerker und deren Handwerksbetriebe genutzt wurde.



## Das Lagerdorf des Kohortenkastells

Im Zusammenhang mit dem Bau des Kastells I, das zunächst in Holz, später in Stein ausgebaut wurde und bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Bestand hatte, entwickelte sich entlang der Hauptausfallstraßen nach Süden und nach Norden ein Lagerdorf. Wenn wir auch von der Struktur und den einzelnen Bauten in diesem Siedlungsabschnitt bisher keine genaue Kenntnis besitzen, so müssen wir vor allen Dingen nördlich, südlich und westlich des Kastells mit einer ausgedehnten zivilen Ansiedlung rechnen (*Abb. 5*). Südlich des Kastells wurden bei Bauarbeiten in der Besigheimer Straße 1968 im Gewinn Hofstatt große Teile der prächtigen Jupitergigantensäule ausgegraben. Die Säule, die von Ph. Filtzinger eingehend wissenschaftlich interpretiert und gedeutet wurde, gehört in die Zeit um 200 n. Chr.<sup>16</sup> Sie ist ca. 6 m hoch und besteht aus Stubensandstein. Von der Säule erhalten ist der Viergötterstein mit der Darstellung der Götter Merkur, Juno, Minerva und Herkules, eine Gesimsplatte, eine runde Trommel mit der Darstellung der Wochengötter: Viktoria, Mars, Vesta(?), Vulkan, Juno, Apollo, Jupiter und Fortuna sowie ein ungewöhnlich reich verzierter Säulenschaft, dessen unterer Teil mit Schuppen, der obere Teil mit einer Weinlese, dazwischen Eroten und Fabeltieren verziert ist. Das Kapitell der Säule ist ebenfalls erhalten und wird von den vier Jahreszeiten bekrönt. Die Jupitergigantengruppe fehlt. Die Walheimer Säule zeigt eine Vermischung mithrisch-dionysischer Jenseitsvorstellungen, so daß sie u. U. auch Bezug haben kann zu einem in Walheim lokalisierbaren Mithraeum, von dem 1892 auf der Burg, südwestlich von Walheim, der Fund eines Aion bemerkenswert ist.<sup>17</sup>

Möglicherweise gehören zu diesem Mithraeum auch die beiden im Rathaus in Besigheim vermauerten Bruchstücke von der Einfassung eines großen Mithras-Altarbildes.<sup>18</sup> Von den übrigen Bereichen des römischen Lagerdorfes sind zahlreiche Funde immer wieder bei Einzelbaumaßnahmen geborgen worden, die aber nie in größerem Zusammenhang erforscht werden konnten.<sup>19</sup> Dichtere Bebauungsspuren liegen uns nördlich des Kastells, im Bereich der Hauptstraße bis zur Badstraße, vor. Hier konnten vor allen Dingen in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg mehrfach Gebäudereste und unmittelbar südlich des Kastells in der Hauptstraße und im Bereich der Villastraße weitere römische Steinbauten beobachtet werden. Auffallenderweise liegen auch westlich des römischen Kastells im Bereich zwischen Karlstraße und Lerchenweg römische Steinbauten vor, so daß wir auch hier mit einem größeren Siedlungsareal rechnen können. Im Gebiet zwischen Hauptstraße, Mühlstraße und Bachstraße sind im letzten Jahrhundert umfangreiche Bauteile aufgedeckt worden. Möglicherweise handelt es sich hier um das bisher noch nicht genau lokalisierbare Badegebäude. Mehrere festgestellte, aber nicht genau eingemessene römische Keller zwischen Heilbronner und Badstraße und in der Hauptstraße 67 und 118 deuten darauf hin, daß wir von der Architektur her in diesen Siedlungsabschnitten mit den typischen Streifenhäusern rechnen können, wie sie auch durch die neueren Grabungen sehr schön belegt sind. Am Südrand der römischen Siedlung, entlang der nach Benningen führenden römischen Straße, konnte im Jahre 1911 in der Villastraße ein römischer Töpferofen ausgegraben werden, der noch recht gut erhalten war.<sup>20</sup> Sicherlich sind hier weitere Töpferöfen zu vermuten. Sie sind aber bisher nicht entdeckt. Die Lage dieses Handwerksbetriebes am Rande der römischen Siedlung ist charakteristisch. Die überaus starke Brandgefahr zwang die Bevölkerung, derartige Handwerksbetriebe abseits der Holz- und Steinbauten der Zivilbevölkerung zu errichten. Wir wissen heute durch die Grabungen der Jahre 1980 und 1982, daß auch der Nordrand der Siedlung von einem sehr umfangreichen Töpfereibezirk abgeschlossen wird.

Die genannten Funde und Befunde unmittelbar um das Kastell I zeigen an, daß wir mit dem Lagerdorf südlich, westlich und nördlich des Kastells rechnen können. Dieser Siedlungsausschnitt liegt auf einer hochwasserfreien Terrasse südlich des Baumbaches. Daß vor dem Lager ein Übergang über den Neckar bestand, machen Funde auf der rechten Neckarseite gegenüber dem Haupttor von Kastell I wahrscheinlich.<sup>21</sup> Ob eine Brücke oder eine Furt bestand, kann heute nicht mehr nachgewiesen werden. Dieser Neckarübergang und die auf der rechten Seite nachgewiesenen Funde markieren einen Punkt, von dem dann durch ein kleines Seitental nach Nordosten die Anhöhe jenseits des Neckars leicht erreichbar ist, so daß diesem Übergang auch später noch eine wichtige verkehrsgeographische Bedeutung zukommt. Sicherlich war er dann auch der Grund dafür, daß das Lagerdorf auch nach Abzug des Militärs weiter bestand, wie die zahlreichen Funde des 2. und frühen 3. Jahrhunderts n. Chr. aus diesem Bereich zeigen. Die Münzen aus Walheim, vor allen Dingen aus diesem Siedlungsabschnitt, zeigen ein auffallendes Abbrechen der Münzreihe während der ersten Alamanneneinfälle der Jahre 233–235 n. Chr. Spätere Münzen liegen bisher sowohl aus dem Altbestand wie auch aus dem neuen Fundbestand der neueren Grabungen, der natürlich um ein Vielfaches größer ist, nicht vor. Mit allem Vorbehalt könnte diese Tatsache darauf hinweisen, daß die Zivilsiedlung von Walheim schon in jenen Jahren in großen Bereichen verlassen und aufgegeben wurde.

#### Die Ausgrabungen nördlich des Baumbaches

Im Jahre 1982 begann für die Archäologische Denkmalpflege eine der größten Flächengrabungen innerhalb des Bundeslandes Baden-Württemberg. Sie wurde verursacht durch die schon längere Zeit geplante Neutrassierung der Bundesstraße 27 sowie das geplante Neubaugebiet der Gemeinde Walheim im Gewann »Badstube« zwischen dem Nordrand des Ortes und der neuen Bundesstraße 27. In diesem Zusammenhang standen die Ausgrabungen, die vom 2. März bis zum 20. August 1982, vom 14. März bis zum 23. November 1983, vom 19. März bis zum 9. November 1984, vom 17. April bis zum 26. November 1985, vom 10. März bis zum 14. November 1986 und vom 1. April bis 30. Oktober 1987 durchgeführt werden mußten.

Die archäologischen Untersuchungen in Walheim werden voraussichtlich 1988 zum Abschluß gebracht. Es ist daher an dieser Stelle nur möglich, einen ersten Überblick zu geben. Er kann selbstverständlich nur vorläufigen Charakter haben, da die Auswertung der Befunddokumentation und die wissenschaftliche Interpretation des Fundmaterials sicher viele neue Aspekte und Ergebnisse bringen wird. Das vorliegende Fundmaterial bildet wohl eines der umfangreichsten römischen Siedlungsmaterialien aus römischer Zeit in Süddeutschland. Es wird daher sicher noch lange Zeit dauern, bis alle Aspekte dieses Fundmaterials ausgewertet und im Zusammenhang mit dem archäologischen Befund interpretiert sind.

Betrachten wir uns die bisherigen Befunde, so sind zunächst Spuren aus vorgeschichtlicher Zeit zu erwähnen. Neben einem beigabenlosen Hockergrab, das wohl der Jungsteinzeit oder der frühen Metallzeit zuzuweisen ist, sind Spuren einer wohl frühlatènezeitlichen Siedlung im westlichen Teil des Baugebietes faßbar.

#### Kastell II

Schon beim Bau der Bundesstraße gelang im Jahre 1982 aufgrund von zwei parallel verlaufenden römischen Spitzgräben der Nachweis eines bis dahin unbekanntes zwei-

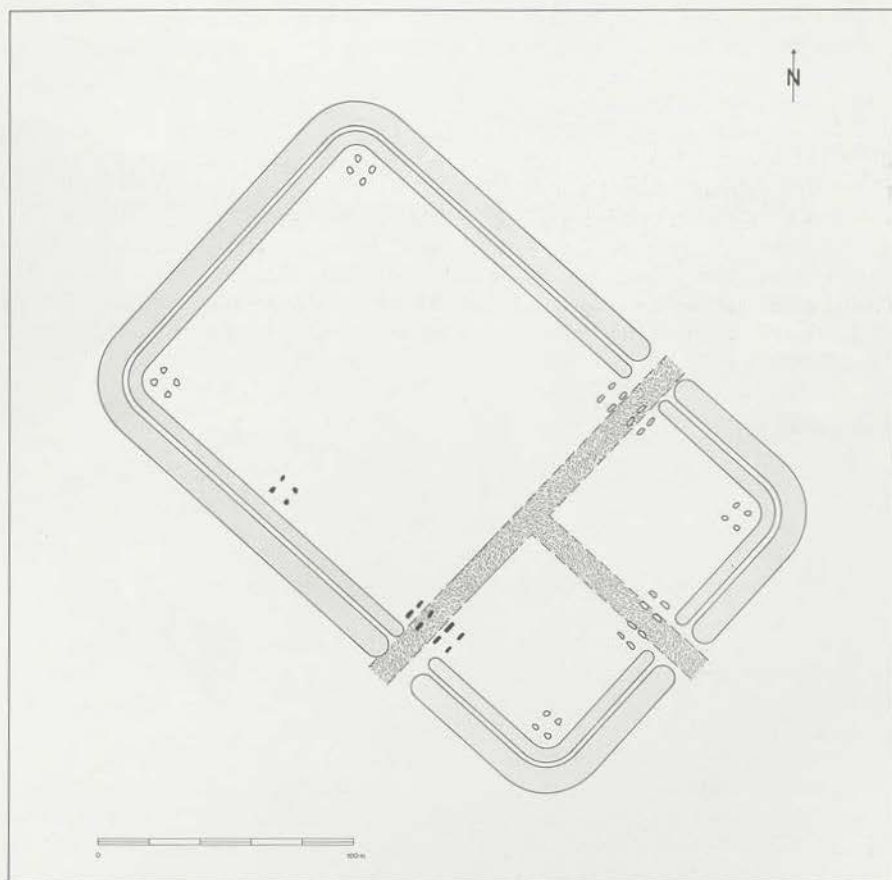


Abb. 9 Walheim a. N. Schematisierter Übersichtsplan des Kastells II.

ten römischen Kastells. Sowohl die Gräben als auch große Teile der Innenbebauung konnten bei den Grabungskampagnen 1983 und 1984 soweit wie möglich aufgedeckt werden (Abb. 9). Die Umwehrung dieses neuen Kastells besteht aus einem ca. 4 m breiten und 2 m tiefen äußeren Spitzgraben und einem ca. 2,5 m breiten und 1,7 m tiefen inneren Spitzgraben (Abb. 10). Der Verlauf der Gräben konnte unter der jüngeren römischen Steinbebauung, vor allen Dingen im südlichen und westlichen Bereich, nahezu vollständig erfaßt werden. Besonders interessant war hier der Nachweis eines Tores. Beide Gräben bilden einen Grabenkopf, so daß wir an der Süd- und an der Nordseite je mit einem Tor rechnen können. Ein drittes Tor befindet sich aufgrund eines nachweisbaren Straßengrabens mit hoher Wahrscheinlichkeit an der Ostflanke. An der Westflanke ist kein Tor vorhanden. Die Breite des Kastells beträgt ca. 60 m, die Länge ca. 100 m, was eine Innenfläche von ca. 0,6 ha ergibt. Die Lage des südlichen Kastelltores ist stark nach Osten versetzt, so daß das rückwärtige Lagerareal dreimal größer ist als das vordere Lager. Von der sicher vorauszusetzenden Holz-Erde-Mauer konnten 1985 wichtige Befunde ermittelt werden. Das Südtor, das durch die beiden



*Abb. 10 Kastell II. Schnitt durch die beiden Kastellgräben  
(Grabung 1982, Fläche 35).*

Grabenköpfe lokalisiert werden konnte, besitzt eine Durchfahrt und wird je von einem aus vier Pfosten bestehenden hölzernen Turm flankiert, die unter der später verbreiterten Hauptdurchgangsstraße B zum Vorschein kamen. Die Durchfahrt hat eine Breite von etwa 4 m, die Tortürme haben eine Grundfläche von  $3 \times 4$  m. Durch das Tor verläuft ein schon 1982 ermittelter Abwassergraben, der sich an der nordöstlichen Seite des Lagers entlang zieht. Genau in der Mitte der Schmalseite des Lagers biegt dieser Abwassergraben nach Osten um und markiert somit die zum Ostor führende Straße.



*Abb. 11 Walheim a. N. Kastell II. Pfostengrübchen und Pfostenlöcher der Innenbauten.*

Ein Befund, der für die Gesamtbeurteilung der Inneneinteilung des Lagers von erheblicher Bedeutung ist. Zwischen dem Südtor und der südwestlichen Ecke des Kastells konnte außerdem ein auf vier Pfosten ruhender Zwischenturm ermittelt werden (Abb. 9). Aufgrund dieser Befunde ist davon auszugehen, daß zu den beiden Kastellgräben eine Holz-Erde-Mauer gehört, die möglicherweise aus Rasensoden aufgeschichtet wurde und mit Tor- und Zwischentürmen zusätzlich befestigt worden ist. Schon beim Kastell I konnten 1972 im Zusammenhang mit einer kleinen Flächengrabung Spuren

der ältesten Bauphase des Kastells I mit Rasensoden ermittelt werden. Von den Innenbauten konnten vor allen Dingen im gesamten rückwärtigen Lagerareal lange Pfostengräbchen und Pfostenreihen aufgedeckt werden (*Abb. 11*), die ein deutlicher Beweis sind, daß wir hier mit einer großflächigen, stark gegliederten Innenbebauung rechnen können. Die ältesten Befunde zeichnen sich durch eine völlig sterile Verfüllung aus. Die Befunde der jüngeren Umbauphase haben ganz geringe Kultureinschlüsse. Die Auswertung der sehr umfangreichen Befunde ist noch nicht durchgeführt worden, so daß eine Gesamtbeurteilung der Innenstruktur des Kastells schwierig ist. Möglicherweise befand sich im gesamten rückwärtigen Lagerareal ein großer zusammenhängender Baukomplex, der bis zur Nord-Süd-Straße (Straße B) verläuft. Im vorderen Lager sind bisher keine zusammenhängenden Baubefunde ermittelt worden. Möglicherweise standen hier einfache, nur wenig eingetiefte Holzbaracken. In Fläche 233, am westlichen Rand der die beiden Seitentore verbindenden Straße (Straße B) wurde eine etwa 1 m<sup>2</sup>



*Abb. 12* Kastell II. Schüssel aus Terra Sigillata hergestellt in Südgallien.



*Abb. 13* Walheim a. N. Aureus des Kaiser Trajan, Vorder- und Rückseite (Maßstab 2 : 1).

große, ursprünglich holzverschaltete Grube aufgedeckt, die als Zisterne anzusprechen ist. In dieser Grube fanden sich mehrere, fast vollständig erhaltene Tongefäße, u. a. Schüsseln aus Terra Sigillata der Form Drag. 37 im späten Metopenstil aus der südgallischen Manufaktur La Graufesenque (Abb. 12). Die kastellzeitliche Grube bildet damit einen wichtigen zeitlichen Anhaltspunkt für die Benutzung des Lagers in spät-domitianischer Zeit. In unmittelbarer Nachbarschaft fand sich in Fläche 233 eine Grube 3446, in der ebenfalls zahlreiche Tongefäße gefunden wurden. Dabei fand sich ein fast stempelfrischer Aureus des Kaisers Trajanus, geprägt zwischen 112 und 117 n. Chr. (Abb. 13), ein Datum, das wiederum für das Ende des Lagers sehr wichtig ist. Diese Grube gehört in die älteste Holzbauphase, die nach Einplanierung des Kastells im Kastellgebiet errichtet wurde. Zur weiteren Datierung müssen einige datierbare Funde aus dem inneren, schmäleren Kastellgraben hinzugezogen werden. Es handelt sich durchweg um Keramik des ausgehenden 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Damit erhalten wir einen zeitlichen Ansatz zwischen den Jahren um 85/90 n. Chr. bis 95/100 n. Chr. In jenen Jahren wurde das Kastell einplaniert und mit Holzbauten, die später teilweise in Stein ausgebaut worden sind, großflächig bebaut.

Mit diesem neuen Holz-Erde-Kastell von Walheim besitzen wir zum ersten Mal am sogenannten Neckarlimes von Köngen bis Wimpfen im Tal ein Kleinkastell dieser Größenordnung, das sich deutlich gegenüber den bisher bekannten Kohorten- und Alenkastellen abhebt. In derselben Zeit oder nur um wenig jünger sind die ähnlich großen Kastelle am Odenwaldlimes, die jedoch später in Stein ausgebaut worden sind.<sup>22</sup> Ohne Zweifel ist dieses Lager für die Militärarchitektur und für die Gesamtbeurteilung des Neckarlimes von großer Bedeutung. Wie schon D. Baatz 1969 dargelegt hat, ist mit einzelnen vorgeschobenen Militärposten am Neckar schon vor dem Ausbau des Neckarlimes zu rechnen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit liegt hier im Kastell II von Walheim eine erste Station entlang des Neckars vor. Das für den Neckarlimes frühe Keramikmaterial belegt den Beginn in domitianischer Zeit, wohl kaum später als 85/90 n. Chr.

Auch die neuen Entdeckungen ähnlich großer Lager auf der Schwäbischen Alb, so in Donnstetten und Gomadingen<sup>23</sup>, wie auch die etwas älteren Lager an der Donau bei Nersingen und Burlafingen<sup>24</sup> scheinen anzudeuten, daß wir an den verschiedenen Grenzziehungen in Obergermanien und Rätien mit noch mehr solcher kleinerer römischer Lager zu rechnen haben. Möglicherweise bildet dieses Kastell II von Walheim einen frühen militärischen Posten am Neckar, in dessen Folge erst dann der eigentliche Ausbau des Neckarlimes erfolgt ist. Die Entdeckung des neuen Kastells in Walheim (Kastell II) erbrachte damit neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der römischen Grenzpolitik in Südwestdeutschland im ausgehenden ersten nachchristlichen Jahrhundert.

### *Die Zivilsiedlung*

Unmittelbar nach Aufgabe des Kastells II und der Einplanierung der Gräben begann man rechtwinklig zur Straße B bzw. zur Querstraße A entlang der Südfront des Kastells II mit dem Bau von Streifenhäusern. Zahlreiche holzverschaltete Keller und Gruben deuten darauf hin, daß zunächst einmal vorwiegend entlang der Straße B (Abb. 5) mit einfachen hölzernen Streifenbauten eine Zivilsiedlung errichtet wurde. Wie die Grabungen 1986 und 1987 zeigen, ist vor allen Dingen am südöstlichen Rand der Siedlung, unmittelbar am Baumbach, mit einer starken Veränderung des Geländes im Laufe der römischen Besiedlung zu rechnen. Entlang der Straße B können sowohl



*Abb. 14 Walheim a. N. Holzbauten des frühen Lagerdorfes mit verkohlten Balken.*

östlich als auch westlich der Straße Holzbauten in großer Zahl nachgewiesen werden, die alle in einem Brand zugrunde gingen. Die stark verkohlten Balken der Bauten, die hier noch freigelegt werden können (*Abb. 14*), sind ein Beweis hierfür. Soweit es bisher erkennbar ist, erstrecken sich diese frühen Streifenhäuser ausschließlich entlang der Straße B, also jener Hauptausfallstraße vom Kohortenkastell I im Ort nach Norden. Das hier geborgene Fundmaterial gehört in das späte 1. und in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts. Wir können demnach hier in diesen Bauten Teile des Lagerdorfes von Kastell I erkennen. Die Straße selbst erhielt in jener frühen Zivilbebauungsphase erst-



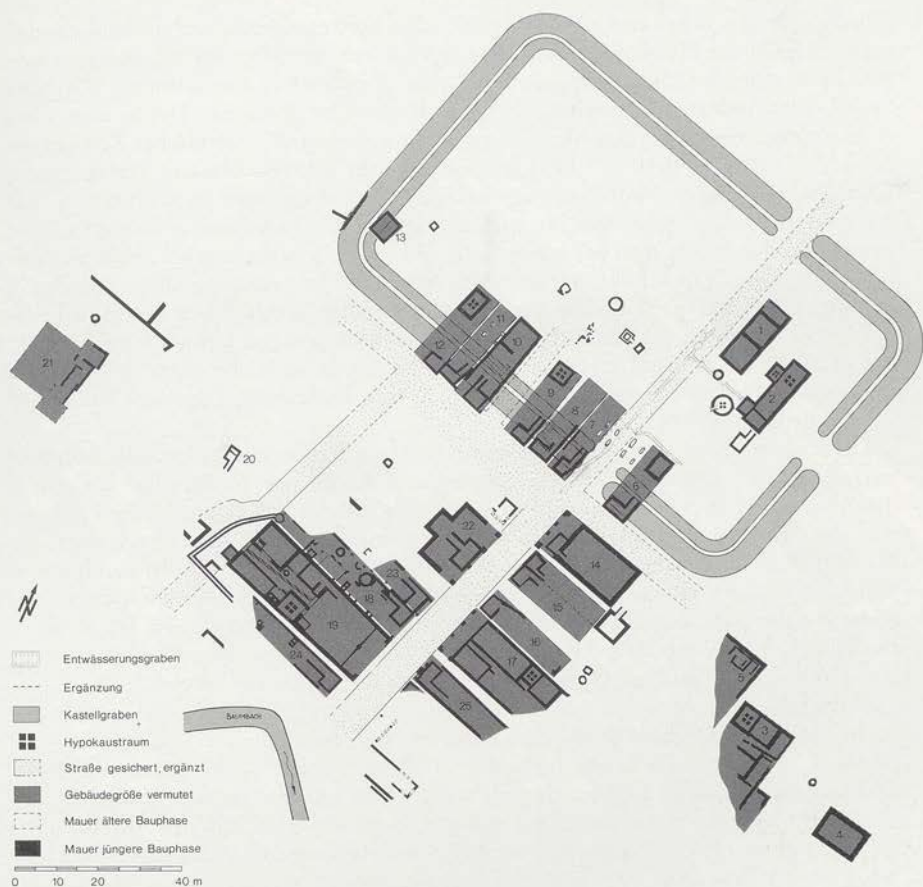


Abb. 15 Walheim a. N. Gesamtplan der Steinbauten.

mals eine sehr aufwendige Steinpackung und Schotterung, die im Laufe der Zeit durch die Feuchtigkeit abgeunden hat und so eine vorzügliche Straßenoberfläche bildete. Soweit bisher die vorläufige Kartierung der Befunde und Funde erkennen läßt, dünnt diese Siedlung nach Norden entlang der Straße B aus. Innerhalb des Kastellareals können nur noch geringe Reste des Kastelldorfes der Frühzeit ermittelt werden.

Die Architektur und Bauform dieser frühen Holzbauten kann noch nicht sicher beurteilt werden, da hier die Auswertung der Befunde abgewartet werden muß. Vieles spricht dafür, daß es sich hierbei um Streifenhäuser handelt, die mit der Schmalseite zur Straße hin orientiert sind und mit Holzverschalten Kellern ausgestattet wurden.

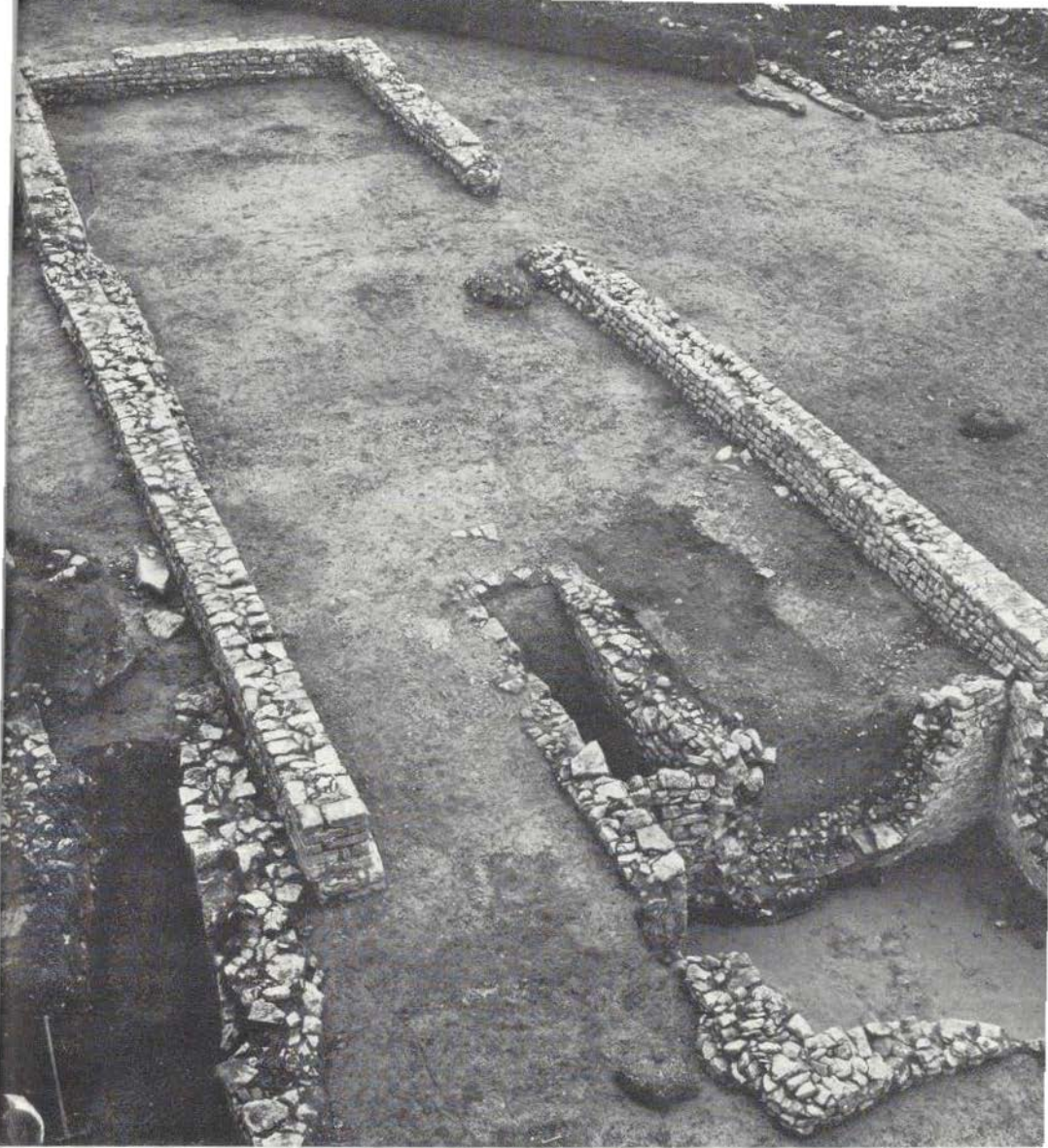
Mit dem Abzug der Cohors I Asturum nach Mainhardt an den äußeren obergermanischen Limes werden diese Bauten abgebrannt. Soweit eine erste Durchsicht des Fundmaterials eine zeitliche Einordnung erlaubt, fand das Ende dieser Siedlung um die Mitte des 2. Jahrhunderts statt. Die jüngsten Terra Sigillata-Gefäße sind Produkte aus der Heiligenberger Produktion, die um 140/150 n. Chr. anzusetzen sind.

Die Grabungen 1986 und 1987, die sich vor allen Dingen auf den südlichen Teil des

Untersuchungsgebietes entlang des Baumbaches konzentrierten, zeigen deutlich, daß nach Aufgabe der Holzbauten das Gelände künstlich verändert wurde. Zunächst einmal hatte man den Baumbach, der bis dahin geradlinig in nordöstlicher Richtung verlief, nach Südosten umgeleitet, um neues Bauland zu gewinnen. Der heutige, etwa rechtwinklige Knick des Baumbaches, ist somit einwandfrei in römischer Zeit um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. künstlich angelegt worden. Mit der Verlegung des Baumbaches und der Auffüllung seines Bachbettes gewann man im südöstlichen Bereich neues Bauland nahe dem Neckarlauf. Um aus der hochwassergefährdeten Zone herauszukommen, hat man das ganze Gelände entlang des Baumbaches mit einer Aufschüttung von  $\frac{3}{4}$  m aufplaniert. Derartige römische Planierungsschichten konnten in den Gebäuden 16, 17, 18 und 19 deutlich nachgewiesen werden. Der enorme arbeits-technische Aufwand, ein durch Hochwasser gefährdetes Areal künstlich zu erhöhen, um es so aus der Gefährdungszone herauszubringen, ist m. E. nur dann zu verstehen, wenn man ganz bewußt eine Siedlung errichten will, deren dichte Lage zum Neckar für sie von Bedeutung war.

Die Straßenachsen wurden auch bei der Neuanlage der Siedlung vollständig beibehalten, ebenso die Querstraße A, die erkennbaren Bezug zur Kastellachse hat. Diese Tatsache scheint mir ein deutlicher Beweis dafür zu sein, daß schon in der Frühzeit, d. h. mit dem Bau des Kastells II das Gelände vermessen wurde und diese Vermessung bis zum Ende der Siedlung im 3. Jahrhundert beibehalten wurde. Parallel zur Straße B wurde eine dritte Straße C errichtet, die wir auf weite Strecken nachweisen konnten. Sie endet in einer platzartigen Erweiterung westlich des großen Gebäudes 19. Die Straße B verläuft über den Baumbach. Hier müssen wir wohl mit einem festen Brückenbauwerk rechnen. Die abschließende Grabungskampagne 1988 gilt diesem Bereich.

Betrachten wir uns die Architektur im einzelnen. Zunächst sind zahlreiche, nach einem einheitlichen Bauschema errichtete sog. Streifenhäuser rechtwinklig zur Straße A vorhanden. Diese Streifenhäuser (*Abb. 15*) besitzen an der Schmalseite einen überdachten Vorplatz. Es handelt sich wohl kaum um eine porticus, sondern um überdachte Vorplätze, die zum Haus selbst gehören und nicht von der Allgemeinheit als überdachter Durchgang genutzt werden konnte. Der überdachte Vorplatz war teilweise unterkellert (*Abb. 16*). Der Kellerzugang erfolgte aus dem Haus heraus. Der Wohnteil selbst war durch eine Quermauer in zwei Räume unterteilt. Reste von Estrichböden konnten innerhalb des Hauses aufgedeckt werden. An der nördlichen hinteren Hauswand befand sich eine Türe, die in den Hinterhof führte. Die übrigen Streifenhäuser entlang der Straße A (Haus 6, 7, 8, 9, 11 und 12) waren im Gegensatz zum Gebäude 10 wohl als hölzerne Schwellbauten errichtet, ein Hinweis dafür sind die in Reihen angeordneten unbehauenen Steine, die als Fundamente für die hölzernen Schwellen dienten. Die Keller waren durchweg in Stein ausgebaut, jedoch meist ohne Mörtel in Trockenmauertechnik errichtet (*Abb. 17*). Dabei ist interessant, daß jeweils drei Streifenhäuser entlang der Straße A zu einer Hausgruppe zusammengefaßt worden sind und Wand an Wand liegen. Jeweils das südlichste der drei Streifenhäuser in jeder Gruppe hatte überraschenderweise im rückwärtigen Teil einen rechteckigen, etwa 5,5 auf 3,2 bzw.  $4 \times 3,8$  m (Innenmaße) großen, mit Fußbodenheizung (hypocaustum) ausgestatteten Raum. Es ist anzunehmen, daß es sich hierbei um einen Wohnraum für die kalte Jahreszeit handelt. Das in den Häusern, vor allen Dingen in den Kellern geborgene Fundmaterial ist sehr umfangreich. An herausragenden Einzelfunden sei etwa im südwestlichsten der sechs Keller ein Bildwerk eines auf einem Thron sitzenden Jupiter genannt (*Abb. 18*), das möglicherweise in einer Mauerecke angebracht war. Ein einzelnes Streifenhaus liegt östlich der Straße B, entlang der Straße A. Auch im Nordwesten sind noch geringe Spuren von Steinbauten erfaßt (Gebäude 13). Der schlechte



*Abb. 16 Walheim a. N. Keller und massives Streifenhaus während der Ausgrabung.*

Erhaltungszustand, der hier angetroffen wurde, zeigt deutlich, daß hier seit römischer Zeit ein Abtrag an Boden von mindestens 0,8 bis 1 m erfolgte und so wesentliche Architekturreste beseitigt worden sind.

Hinter den Gebäuden 7-12 konnten verschiedene Handwerksbetriebe lokalisiert werden, so ein großer Töpferofen, Trockenräume und Schmiedeöfen. Zahlreiche Gußtiegel für Buntmetall und Schmiedeschlacken sind Hinweise dafür, daß hier mehrere Schmieden untergebracht waren. Entlang der Straße B konnten schon im Zusammen-



*Abb. 17 Walheim a. N. Blick über eine Reihe von Steinkellern entlang der Straße B.*

hang mit den Untersuchungen im Bereich der Bundesstraße 27 ein langrechteckiges Gebäude (Gebäude 1) mit insgesamt drei Räumen aufgedeckt werden. Vom Gebäude selbst waren nur noch Fundamentreste erhalten, so daß eine sichere Ansprache nicht möglich war.

Unmittelbar östlich dieses Gebäudes fand sich ein zweites Bauwerk, von dem ebenfalls nur die Fundamentreste erhalten geblieben sind. Aufgrund des charakteristischen Grundrisses können wir hier jedoch ein Badegebäude erkennen. Es ist knapp 20 m lang und besitzt eine Breite von 6,5 bis 8 m. Das Badegebäude selbst war mindestens in drei, möglicherweise sogar vier Räume unterteilt. Die Heizanlage (*praefurnium*) lag im Norden. Das Badegebäude untergliederte sich in Warmbad (*caldarium*), Laubad (*tepidarium*) und Kaltbad (*frigidarium*). Warmbad und Kaltbad hatten angebaute Badebeken (*piscinae*). Südwestlich des Kastellbades lag ein separater runder Raum, der als Sauna (*sudatorium*) angesprochen werden kann. Die runde Form des *Sudatoriums* erinnert an die Bäderarchitektur des ausgehenden 1. und frühen 2. Jahrhunderts. Ob allerdings dieses Gebäude schon so früh anzusetzen ist, kann vorerst nicht abschließend beurteilt werden. Eine Verbindung zwischen dem *Sudatorium* und dem übrigen Badegebäude konnte nicht ermittelt werden. Da hier stärkere Abtragungen stattgefunden haben, ist ein möglicher Bauverbund nicht von vornherein auszuschließen. Südlich des Badegebäudes befand sich ein einzelner Steinkeller, der wohl zu einer früheren Siedlungsphase zu rechnen ist.

Die vom Kastell I nach Norden führende Straße B wird nach Osten von weiteren Streifenbauten (Gebäude 14–16) flankiert. Zwei unmittelbar aneinander gebaute Steinkeller im Haus 16 lassen deutlich erkennen, daß hier zwei verschiedene Streifenhäuser vorliegen. Auch südlich von Gebäude 17 sind Streifenhäuser nachgewiesen. Es handelt



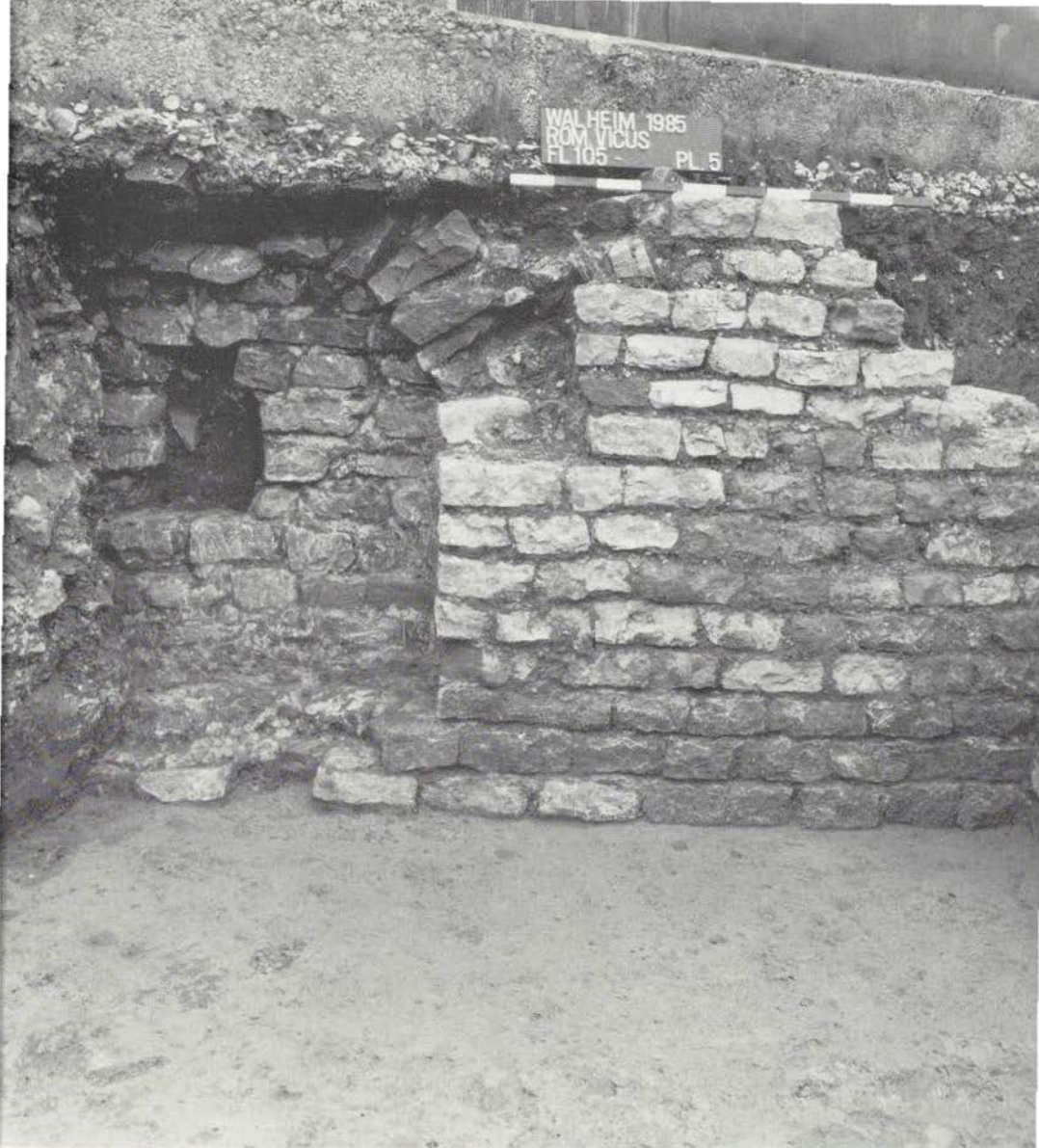
*Abb. 18 Walheim a. N. Sitzender Jupiter.*

sich hierbei mindestens um noch einmal drei Bauten, die 1987/88 näher untersucht werden. Das entlang der Straße A liegende Streifenhaus (Gebäude 14) besitzt massive Fundamente von einer Länge von knapp 24 m bei einer Breite von knapp 11 m. Zur Straße hin befand sich das charakteristische Vordach, darunter ein großer Keller. Die ungewöhnliche Breite der Mauer, die jedoch vollständig ausgebrochen war, könnte darauf hindeuten, daß hier ein zweigeschossiges Haus vorliegt. Hinter diesem Haus



*Abb. 19 Walheim a. N. Keller in Fläche 16, mit Architekturteilen.*

befand sich ein Keller mit  $5 \times 4$  m lichter Weite, der vorzüglich erhalten war und eine herausragende Qualität aufweist. Ein sehr breit angelegtes, sorgfältig vermörteltes und ausgefugtes Mauerwerk ist hier besonders zu erwähnen. An der nördlichen Mauer konnte ein Entlastungsbogen aus Sandsteinen nachgewiesen werden. Der Kellerboden war mit sekundär verwendeten Sandsteinplatten ausgelegt. Es handelt sich hierbei um profilierte Gesimspalten, die vielleicht Spolien aus dem ehemaligen Steinkastell sind. Deutliche Brandspuren markieren das Ende dieses Kellers. In der Verfüllung fanden



*Abb. 20 Walheim a. N. Keller mit großer, überwölbter Nische.*

sich mehrere durch Feuer zerstörte Architekturteile von hervorragender Qualität (Abb. 19), so eine knapp 1,2 m hohe, sorgfältig gearbeitete, vollständig erhaltene Säule aus Schilfsandstein, die überaus qualitätvolle Profilierungen aufweist. Außerdem eine Säulenbasis mit einer Grundplatte von 70×70 cm bei einem Säulendurchmesser von etwa 45 cm. Diese Architekturteile werfen auf das äußere Aussehen der hier aufgedeckten Gebäude einiges Licht.

Das Gebäude Nr. 17 fällt entlang dieser Hauszeile aus dem üblichen Schema heraus.



*Abb. 21 Walheim a. N. Steinkeller im Gebäude Nr. 22.*

Es handelt sich um ein langrechteckiges Gebäude, das zur Straße hin eine auf massiven Fundamenten errichtete Vorhalle besitzt. Das Gebäude selbst war in mehrere Einzelräume unterteilt. Ein kleiner rechteckiger, mit Fußbodenheizung ausgestatteter Wohnraum wird nach Osten von einem vorzüglich erhaltenen  $5 \times 4,5$  m großen Keller flankiert. Das aus Kalkstein aufgerichtete Mauerwerk hatte einen Fugenputz. Die Keilsteine der überwölbten Abstellnischen sowie eines großen Entlastungsbogens bestanden aus gut behauenen Sandsteinen. Der Keller hatte zwei Fenster nach Norden und



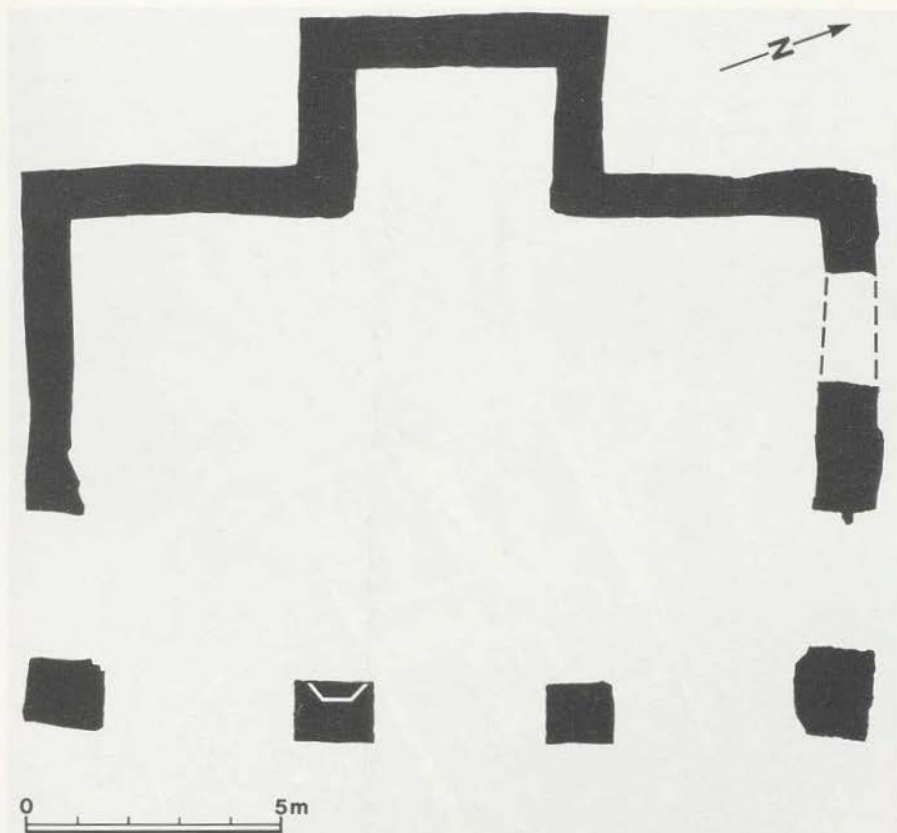


Abb. 22 Walheim a. N. Grundriß von Gebäude 22.

Osten (Abb. 20). An der Südseite befand sich eine große, ebenfalls überwölbte Nische, in der möglicherweise ein Kultbild eingelassen war. Auch wenn dieses Gebäude im Grunde noch als großes Streifenhaus angesprochen werden kann, so scheint mir hier ein Wohnhaus vorzuliegen, das einer Familie mit einer anderen sozialen Stellung gehörte. Westlich der Straße B sind weitere Streifenhäuser errichtet. Mindestens vier Streifenhäuser lassen sich zwischen der Kreuzung mit der Straße A und dem Gebäude 19 erkennen. Da die Ausgrabung hier noch im Gange ist, kann sich die Zahl der Häuser noch erhöhen. Durchweg handelt es sich hierbei um hölzerne Streifenbauten mit massiven Kellern unter dem überdachten Vorplatz. Die Keller besitzen teilweise mehrere Umphaufen, wobei überraschenderweise die ältere Umphaufenphase ein qualitativ hochwertigeres Mauerwerk besitzt. Der Keller eines Streifenhauses anstelle des später noch zu betrachtenden Gebäudes 22 gehört ebenfalls zu einem solchen Streifenhaus (Abb. 21). Dieser Keller ragt jedoch aufgrund seiner Größe und Qualität besonders heraus. Er wird durch einen mittleren Kellerzugang betreten. Zur Straße besaß er ursprünglich zwei Fenster, deren Lichtschächte sich noch nach außen trapezförmig erweitern. Das aus Sandstein gemauerte Fenster war mit einem Fenstergitter verriegelt, wie Löcher zur



*Abb. 23 Walheim a. N. Gesamtüberblick vom Flugzeug aus über das Gebäude 19 mit angrenzenden Streifenhäusern entlang der Straße B.*

Aufnahme des Eisengitters beweisen. In der nördlichen und südlichen Kellermauer, südlich neben dem Kellereingang und zwischen den zur Straße hin orientierten Fenstern befanden sich Abstellnischen. Die ganz erhaltenen Nischen bilden ein Glanzstück römischer Mauertechnik. Die aus Sandstein gearbeiteten Keilsteine sind qualitativ mit dem Spitzhammer bearbeitet. Der Kellerboden selbst war mit Sand flächig bedeckt, in dem zahlreiche muldenförmige Eintiefungen – wohl die Standspuren von Amphoren – aufgedeckt werden konnten. Entgegen einer früher geäußerten Ansicht gehört dieser Keller nicht zum späteren Gebäude 22, sondern liegt innerhalb eines älteren Streifenhauses.<sup>25</sup> Die systematische Einfüllung des Kellers deutet auf eine planmäßige Einplanung und Aufgabe des Gebäudes hin, das dann einem ungewöhnlichen Bauwerk weichen mußte. Anstelle von zwei Streifenhäusern entstand hier ein rechteckiges, massives Gebäude, dessen Fundamente als Fundamentrollierung noch nachweisbar waren und das nach Westen eine rechteckige Nische aufweist (*Abb. 22*). Zur Straße hin bestand eine auf vier massiven Pfosten ruhende Vorhalle. Es besteht kein Zweifel, daß dieses Gebäude an der Hauptstraße eine wichtige Funktion hatte. Die rechteckige Form mit einer genau in der Mittelachse liegenden rechteckigen Nische erinnert an Bauwerke, wie sie ähnlich in Böhmen an der Rems und neuerdings in Neckarburken aufgedeckt werden konnten.<sup>26</sup> Ähnliche Hausgrundrisse aus anderen Provinzen bestätigen die Vermutung, daß es sich hierbei um Gebäude für kultische Zwecke handelt, das anstelle älterer Holzbauten entlang der Straße am Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. errichtet wurde.

Ein weiteres Streifenhaus liegt unmittelbar südlich des großen langrechteckigen Gebäudes 19 entlang des Baumbaches. In diesem Haus konnten zwei Öfen freigelegt werden, die möglicherweise als Backöfen zu deuten sind.

Anstelle älterer hölzerner Streifenhäuser wurde das 1984 erstmals angeschnittene und 1986 vollständig untersuchte große Gebäude 19 errichtet (*Abb. 23 u. 24*). Es handelt sich hierbei um einen großen, rechteckigen Steinbau, der genau zwischen den Straßen B und C liegt. Die Untersuchung dieses Bauwerkes stand im Mittelpunkt der Grabungskampagne 1986. Das Gebäude ist etwa 48 m lang und 13,6 bis 14,7 m breit. Auch dieses Gebäude liegt – wie schon oben erwähnt – auf einer sehr starken künstlichen Planierung, die auf die älteren Holzbauten aufgebracht wurde. Das Steingebäude liegt trotz der Aufplanierung noch in einer natürlichen Senke und ist deshalb ungewöhnlich gut erhalten. Durch Erosion wurde diese Senke in nachrömischer Zeit überdeckt und das Gebäude so vorzüglich konserviert. Das sehr sorgfältig gemauerte, mit viel Mörtel errichtete Bauwerk war wohl zweigeschossig (*Abb. 25*), wie verschiedene bauliche Details zeigen. Das Gebäude ist ziemlich genau in zwei Hälften geteilt. Die nach Osten orientierte Hälfte hat zur Straße hin eine 10 m breite Öffnung, die für die Funktion des Gebäudes sehr wichtig ist. Ein sehr großer, sorgfältig behauener Auflagenstein für einen massiven Pfeiler befand sich genau in der Mittelachse des Gebäudes. An dieser Stelle konnte die große Halle zum Eingang hin abgeschlossen werden. Die sonst ungegliederte östliche Hälfte (*Abb. 24*, Raum 9) wird sonst lediglich vom Kellereingang (Räume 7 und 8) bzw. dem rechteckigen älteren Praefurnium für Raum 5 unterbrochen. Längs verlaufende Verfärbungen scheinen auf einen etwas abgesetzten Holzboden hinzuweisen. Genau in der Mitte der Trennmauer befindet sich ein knapp 3 m breites Tor, dessen Schwellstein noch vorzüglich erhalten ist. Mehrere Umbauten fanden hier statt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Durch dieses Portal gelangte man in einen etwa 3 m breiten Gang, der von Westen her durch ein 3 m breites Tor betreten werden konnte. Durch die offenbar vorgegebene Größe von Raum 1 mußte der Mittelgang abgelenkt werden. Der Raum 1 hatte vom Gang her eine 2,4 m breite Türe, die sich genau in der Mitte der Längsachse befindet. Der 8,6 m lange und

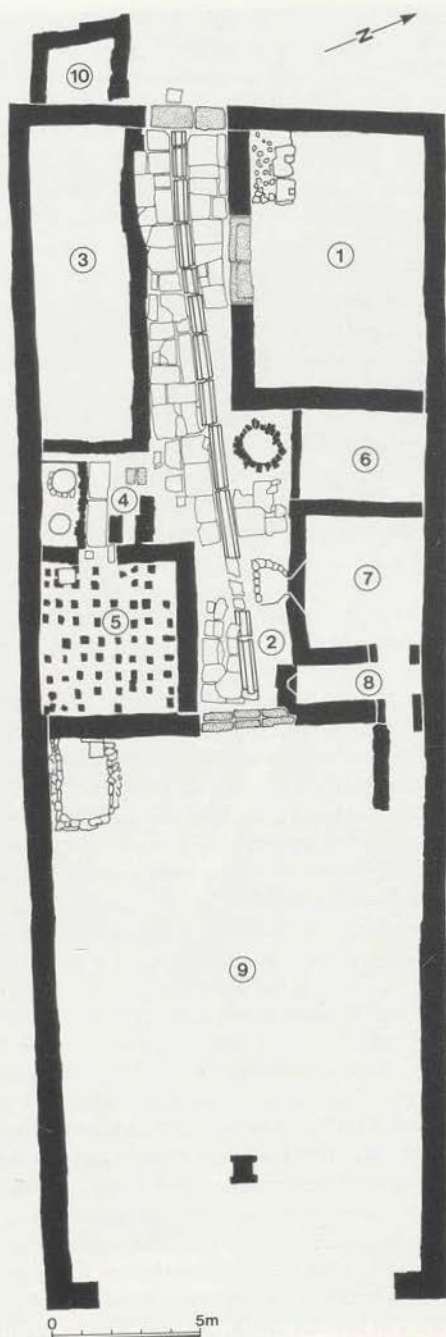


Abb. 24 Walheim a. N. Gebäude 19. Schematisierter Grundriß aufgrund der Grabung 1986.



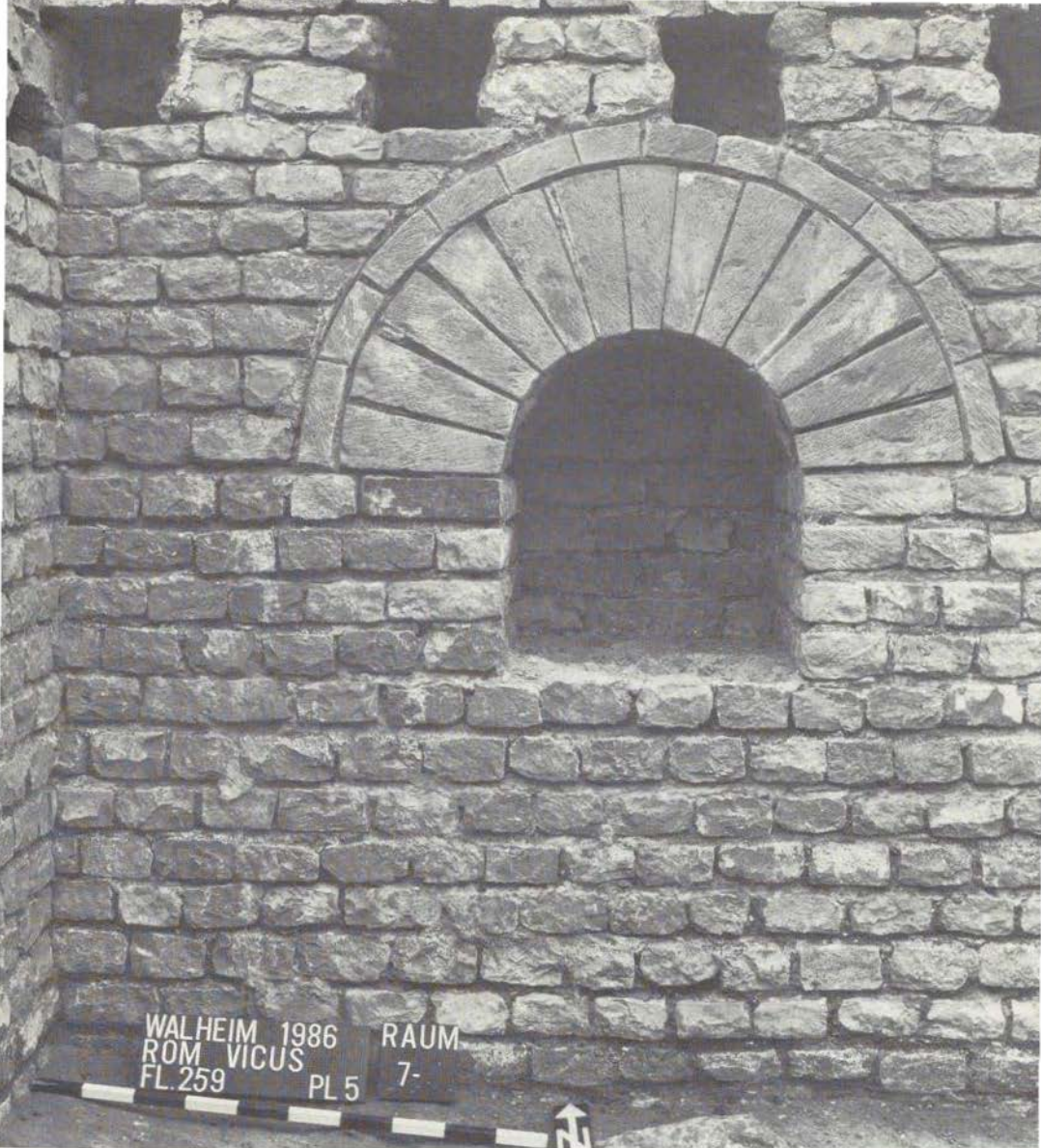
Abb. 25 Walheim a. N. Gebäude 19. Mittelgang mit Brunnen im Vordergrund.

knapp 6 m breite Raum hat wohl für die Nutzung des Gebäudes eine wichtige Funktion. Seine Größe war für die Anlage des Ganges bestimmend. Offenbar wurde hier mit großformatigen Gegenständen gearbeitet. Der Boden des unbeheizten Raumes war auf einer Rollierung mit Ziegelplatten ausgelegt. In der südwestlichen Raumecke fanden wir zwei große Steinblöcke mit Aussparungen, die wahrscheinlich als Unterbau für eine große Waage dienten. Die recht breite Tür läßt vermuten, daß in diesen Raum umfangreichere Waren hereingebracht werden mußten. Der Gang (Raum 2) wurde sehr sorgfältig mit bis zu quadratmetergroßen Sandsteinplatten unterschiedlichen Materials ausgelegt (Abb. 26). Er wird von einer z.T. aus über 2 m langen Steinen hergestellten Rinne durchzogen. Steinrinnen und Platten sind infolge nachrömischer Setzungserscheinungen durch die römerzeitliche Planierung teilweise bis zu 1,5 m abgesunken. Die ungewöhnlich aufwendige Wasserrinne sowie die großen Sandsteinplatten, wie auch die starke Abnutzung der beiden Türschwellen, die den Gang abschließen, zeigen, daß hier ein starker Publikumsverkehr herrschte. Ähnlich wie in südländischen Markthallen diente wohl die Wasserrinne zum Säubern dieses Durchgangs. Das dazu notwendige



*Abb. 26 Walheim a. N. Gebäude 19. Überblick über den mit Sandsteinplatten ausgelegten Mittelgang.*

Wasser konnte unmittelbar vor Raum 6 aus einem Steinbrunnen geschöpft werden. Der Brunnen war 7 m tief und hatte auf der Sohle eine aus Eichenbohlen gefertigte Brunnenstube in Form eines Fasses. Die dendrochronologische Untersuchung durch Dr. B. Becker, Stuttgart-Hohenheim, ergab ein Fällungsjahr von  $166 \pm 10$  n. Chr., so daß mit dem Bau frühestens in der Mitte der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts zu rechnen ist. In der Verfüllung des Brunnens fanden sich zahlreiche Architekturteile, so



*Abb. 27 Walheim a. N. Gebäude 19. Detailansicht der Abstellnische und Balkenlöcher im Keller.*

eine vollständig erhaltene, sehr qualitätvolle Säule. Die Untersuchung der dabei geborgenen botanischen Funde ist noch im Gang. Erste Ergebnisse der Untersuchungen durch Frau Prof. Dr. U. Körber-Grohne von der Universität Stuttgart-Hohenheim erbrachten Samen der Gewürzpflanze Basilikum, darüber hinaus Bohnenkraut, Tannennadeln. Außerdem fanden sich Schalenstücke von Walnuß, zahlreiche Spelzen von Dinkel sowie Emmer und Einkorn.

Unmittelbar südlich an den Gang schließen sich zwei Räume an. Raum 3 ist ein langrechteckiger Raum, der vom Gang durch eine 0,5 m breite, nur schwach fundamentierte, später eingesetzte Mauer abgetrennt wird. Bei dieser Mauer handelt es sich m. E. um das Fundament für Säulen, zu denen evtl. die vollständige aus dem Brunnen gehört. Weitere Fragmente sind hier im Versturz gefunden worden. Diese Befunde scheinen einen offenen Raum anzudeuten. Nach Osten schließt sich ein kleiner Raum 4 an, der als Heizraum für Raum 5 und gleichzeitig als Backraum diente. Er konnte vom Gang her über eine Treppe begangen werden. Der Boden dieses Raumes war mit Platten ausgelegt. Neben dem Praefurnium liegen zwei gut erhaltene Backöfen. Möglicherweise handelt es sich hierbei um eine kleine Garküche. Der nach Osten anschließende 5×4,5 m große, mit Fußbodenheizung ausgestattete Raum wurde ursprünglich von Osten aus beheizt (*Abb. 26*). Im Zusammenhang mit einem Umbau wurde das neue Praefurnium angelegt. Baufugen scheinen darauf hinzuweisen, daß auch hier ein jüngerer Einbau vorliegt. Der sehr aufwendig errichtete Hypokaustum besitzt einen intakten, sorgfältigen Estrichboden, auf den Linien zur Verteilung der aus Sandstein gehauenen Pfeiler eingeritzt wurden. Sie sind fast vollständig vorhanden und 0,5 bis 0,6 m hoch. Abgedeckt wurden diese Pfeiler mit Sandsteinplatten, von denen ebenfalls zwei gefunden werden konnten. Der Zugang zu diesem Raum befand sich ursprünglich vor dem Einbau der Mauer zwischen Raum 2 und 3 in der nordwestlichen Ecke. Der jüngere Zugang erfolgte von Raum 9 aus. Auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges befinden sich weitere Räumlichkeiten. Raum 6, ein rechteckiger, mit Estrichboden versehener Raum war zum Gang hin mit einer wohl einfachen Fachwerkkonstruktion abgeschlossen. Von Raum 9 aus konnte über eine Rampe das Untergeschoß erreicht werden. Hier befindet sich ein ungewöhnlich qualitätvoller Keller (*Abb. 27*), der über einen rechteckigen Vorraum (Raum 8) betreten wurde. Der etwa 5,5 auf 4,5 m große Keller bildet ein Glanzstück römischer Mauertechnik. Die fast auf den Zentimeter gleichgroßen Kalksteinquader, mit denen die Mauern aufgeführt wurden, werden an der Nord- und an der Westseite von insgesamt drei vorzüglich gearbeiteten Abstellnischen unterbrochen. Auf der südlichen Kellerseite befindet sich ein Luftschacht, der in den Gang (Raum 2) mündet. Diese Mauer ist offenbar ein zweites Mal aufgeführt worden. Hier wurden ähnlich wie an der Außenmauer der Westseite Sandsteine zur Ornamentik des sonst aus Muschelkalk errichteten Gemäuers eingebracht. Die Zweiteilung des Kellers läßt vermuten, daß über dem schmalen rechteckigen Raum 1 von Norden her nach oben eine Treppe führte, für die diese Mauer als Fundament diente. Die lichte Höhe des Kellers beträgt ca. 1,8 m, was durch die vorhandenen Balkenlöcher an der Nordmauer klar bewiesen werden kann. Die Funktion des darüberliegenden Raumes läßt sich nicht mehr bestimmen. Der Kellerboden selbst war mit Sand ausgelegt.

Im Gebäude selbst fanden sich relativ wenig Funde, die zur Deutung des Bauwerks beitragen können. Besonders zu erwähnen ist eine sehr massive, mit einem Medusenkopf verzierte Bronzescheibe mit einem Durchmesser von 12 cm, die wohl als Zierbeschlag gedient hat (*Abb. 28*). Die Funktion dieses ungewöhnlichen Bauwerks ist nicht leicht zu bestimmen. Die Zweiteilung des Bauwerks, einerseits die große Halle und andererseits die von einem Gang aus begehbaren Räume deuten auf ein Gebäude mit öffentlichen Funktionen hin. Die Türschwellen und die Breite der Eingänge zeigen, daß hier wohl größerer Publikumsverkehr geherrscht hat. Es scheint hier ein Bauwerk vorzuliegen, dessen Funktion stark auf den Handel orientiert war. Die stark gegliederte Hälfte könnte als Durchgang, evtl. als Kontor, der vordere größere Raum möglicherweise als Lager gedient haben. Die große Öffnung zur Straße B hin scheint darauf hinzuweisen, daß man hier mit größeren Wagen hereinfahren konnte. Die Wasserrinne



im Gang und die sorgfältige Belegung des Ganges mit Sandsteinplatten erinnert an Markthallen südländischer Form.

Im westlichen Teil des zur Untersuchung anstehenden Areals konnten auf dem höchsten Punkt des gesamten Gebietes in den Flächen 191 und 239 die untersten Fundamente eines langrechteckigen Steinkellers aufgedeckt werden, an den sich nach Norden eine nach außen springende Rollierung einer Mauer anschließt, die wohl zu einem



Abb. 28 Walheim a. N. Bronzene Zierscheibe mit Medusenkopf.

Eckrisalit einer kleinen Villa rustica ergänzt werden kann. Dieses Gebäude Nr. 21 (Abb. 15) besitzt demnach zwischen zwei zu ergänzenden Eckrisaliten einen langrechteckigen Keller, der zwei Eingänge besitzt, wie sie öfters für Keller unter der Portikus einer Villa vom Eckrisalittypus zu beobachten sind.<sup>27</sup> Die Mauern sind hier nur noch in geringen Resten nachweisbar, da durch Erosion in nachrömischer Zeit hier mindestens ein Abtrag von 1,5 m entstanden ist, so daß die größten Teile des Bauwerkes heute nicht mehr archäologisch faßbar sind. In der Verfüllung des Kellers fanden wir zahlreiche größere, zusammenhängende farbig bemalte Wandverputzreste, die konkrete Hinweise auf die Innenausstattung der darüber liegenden Wohn- und Wirtschaftsräume werfen (Abb. 29). Die Baubefunde lassen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer kleinen Eckrisalitvilla mit einer Frontlänge von etwa 21 m ergänzen, die hier am Rande der römischen Siedlung errichtet wurde. Unmittelbar nördlich dieses Gebäudes lag ein runder Steinbrunnen, der 11,3 m tief war. In ihm fanden sich zahlreiche bearbeitete Steine, so eine sitzende weibliche Gottheit, die wir als Herecura ansprechen dürfen. Ebenso ein Altar für Jupiter (Abb. 30) mit der Inschrift »IOVI OPTIMO MAXIMO



*Abb. 29 Walheim a. N. Wandverputz aus Keller im Gebäude 21.*

TITVS BASIENVS AGNVS VOTVM SOLVIT LAETVS LIBENS MERITO« (zu deutsch: Titus Basienius Agnus hat Jupiter aufgrund eines Gelübdes den Altar freudig nach Gebühr errichten lassen) sowie eine 0,4 auf 0,6 m große Sandsteinplatte mit der Darstellung eines Adlers, der zwischen seinen Klauen das Blitzbündel, das Symbol des Jupiter, hält (*Abb. 31*); diese Platte von ungewöhnlicher Größe gehört zweifellos in den kultischen Bereich. Wir dürfen wohl annehmen, daß der Altar insgesamt zu einem Tempel des Jupiter gehört. Eine im Norden gelegene lange Mauer, die nur in Teilen nachgewiesen werden konnte, könnte möglicherweise als Abgrenzungsmauer gegenüber der übrigen Siedlung verstanden werden.

Schon 1982 konnte im Zusammenhang mit der Flächengrabung im Bereich der Neustrassierung der Bundesstraße 27 ganz im Osten der zur Verfügung stehenden Fläche nahe dem Neckar ein Gebäudekomplex in Teilen erfaßt werden, der ebenfalls nicht zu



*Abb. 30 Walheim a. N. Altar des Titus Basienus Agnus. Höhe 77 cm.*

den üblichen Streifenhäusern zu zählen ist. Es handelt sich hierbei um die Gebäude 3, 4 und 5. Da hier durch eine moderne Gärtnerei das Gebiet nicht weiter durch Baumaßnahmen gefährdet ist, konnte von einer weiteren Ausgrabung abgesehen werden. Der bisher ergrabene Bereich läßt einen vielgliederten Baukomplex erkennen, in dessen



*Abb. 31 Walheim a. N. Reliefplatte mit Adler und Blitzbündel. Höhe 41 cm, Breite 62 cm.*

rückwärtigem Teil ein wohlerhaltener Keller mit 6 m lichter Weite und 3,8 m Breite lag. Der Keller selbst war noch bis zur Auflage der Balkendecke erhalten. Zwei Abstellnischen befanden sich an der Schmalseite. An der Breitenseite nach außen wurden zwei Lichtschächte mit massiven Kellerfenstern in situ aufgedeckt (Abb. 32). An den Keller schließen sich nach Süden und nach Westen mehrere rechteckige Räume an, die teilweise beheizbar waren. Nordwestlich befindet sich ein weiterer Bauteil, der 1983 ergraben werden mußte. Mehrere Umbauphasen lassen hier eine lange Benutzung dieses Gebäudes erkennen.

Die Bauteile 3 und 5 könnten möglicherweise zu einem großen, vielgliederten Bauwerk gehören, das sich jedoch deutlich von der Architektur der übrigen Streifenbauten abhebt. Die Lage im tiefsten Bereich des zur Verfügung stehenden Baugebietes läßt an ein Bauwerk denken, das in Zusammenhang mit dem sehr wohl hier lokalisierbaren römischen Hafen in Verbindung zu bringen ist. Östlich von Gebäude 3 konnten große Teile eines befestigten Hofes aufgedeckt werden, an den sich nach Osten ein rechteckiges, ungliedertes Gebäude Nr. 4 anschließt. In der Mitte dieses Gebäudes fand sich eine 2 m lange und 1,5 m breite, ursprünglich wohl holzverschaltete Grube. In dieser unterirdischen Truhe, wie wir sie verschiedentlich nachweisen können, fand sich ein umfangreicher Depotfund aus eisernen Gerätschaften, so unter anderem Sensen, Meißel, Hammer, Bohrer und Radnaben. Zwischen Gebäude 3 und 4 fand sich ein Brunnen, der bis zu einer Tiefe von 5,3 m einen Steinmantel besaß. Die Brunnenstube wurde hier aus einem Holzfaß, von dem einzelne Dauben sowie die hölzernen Faßreifen nachgewiesen werden konnten, gebildet. Auf der Sohle dieses Brunnens fanden sich zahlreiche Götterbilder, z. T. in sehr fragmentiertem Zustand. Besonders zu erwähnen



*Abb. 32 Walheim a. N. Keller im Gebäude Nr. 4 mit Kellerfenster in situ.*

ist der Torso eines Jupiter, der ursprünglich die sehr qualitativ gearbeitete Jupitergigantensäule krönte. Der Kopf des Jupiter wie auch der Kopf des Erdgiganten sind bewußt abgeschlagen, wohl im Zusammenhang mit den Alamanneneinfällen des 3. Jahrhunderts. Über diesem Torso lag das Kapitell einer Jupitergigantensäule aus feinem grünlichem Sandstein, das die Hand eines hervorragenden Künstlers verrät (*Abb. 33*). Die vier Kapitellenden sind leider abgeschlagen, dazwischen befinden sich die Büsten der vier Jahreszeiten: Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter. Die kühle,



*Abb. 33 Walheim a. N. Kapitell der Jupitergigantengruppe.*

zurückhaltende Darstellung der Winterhore zeigt eine eigenartige Kopfbedeckung, die möglicherweise auf eine einheimische keltische Frauentracht zurückzuführen ist (*Abb. 34*). Die Büsten des Kapitells kommen aus breit ausschwingenden Blättern eines Akandusblattkranzes, der das Kapitell nach unten abschließt. Der eigentümliche Säulenschaft ist sorgsam geglättet, trägt jedoch eine deutliche Aufrauung, die ohne Zwei-



*Abb. 34 Walheim a. N. Kapitell der Jupitergigantensäule.  
Detailansicht der Winterhore.*

fel mit einer flächigen Bemalung in Verbindung zu bringen ist. Dieses Säulenkapitell gehört zu einer überaus qualitativollen Jupitergigantensäule, die wohl hier in der Gegend in römischer Zeit aufgestellt war. Außerdem fand sich im Brunnen ein in Teilen erhaltenes Schutzhäuschen aus Sandstein, wie wir es in ähnlicher Weise auch von anderen Fundstätten her kennen. Es handelt sich hierbei um ein Häuschen mit Giebeldach und gewölbter Decke. Diese Schutzhäuschen dienten zur Aufstellung von kleinen Kultbildern. Die Fundlage der hier geborgenen Steinskulpturen macht deutlich, daß sie gewaltsam in den Brunnen geworfen wurden. Sehr wahrscheinlich dürfen wir hier die Verbindung zu den Alamanneneinfällen des 3. Jahrhunderts erkennen. In einem zweiten Brunnen, nahe dem Gebäude 1, konnte ebenfalls 1982 ein nackter männlicher Torso sowie der Kopf einer Götterstatue mit Helm und lockigem Haar (*Abb. 35*), zweifellos



*Abb. 35 Walheim a. N. Kopf einer Marsstatue.*



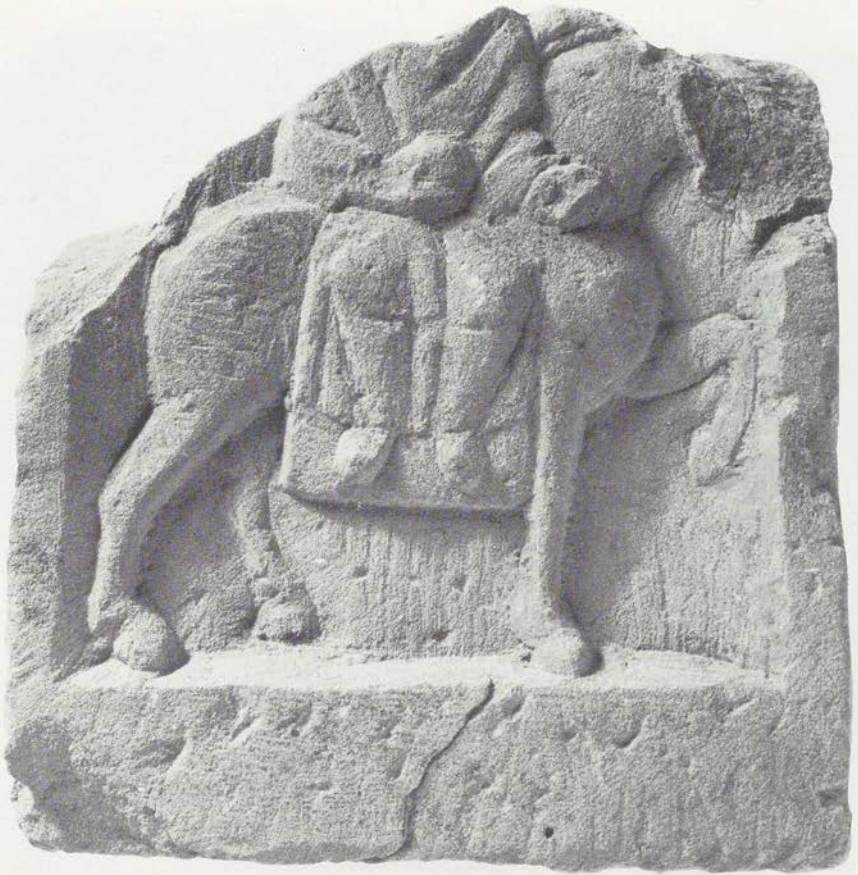


Abb. 36 Walheim a. N. Relief der keltischen Göttin Epona.

Teile einer Marsstatue, gefunden werden. Auch hier scheint das Gesicht gewaltsam beschädigt worden zu sein. Daneben lag ein vollständig erhaltenes kleines Relief mit 0,21 m Höhe und 0,17 m Breite. Die Epona sitzt im Herrensitz auf einem nach rechts schreitenden Pferd (Abb. 36). Die Göttin trägt ein knielanges Gewand, das an der rechten Schulter zusammengehalten wird. Von der rechten Schulter fliegt ein Schal oder Cape wie im Wind in den Hintergrund. Die Epona sitzt auf einem Satteltuch. Unterhalb des Rocksauemes ist ihr rechtes Bein zu sehen. Von der künstlerischen Gestaltung her erinnert dieses Relief an ein Eponarelief aus Freiberg-Geisingen, was möglicherweise darauf hindeutet, daß beide aus einer Werkstatt stammen. Die Darstellung ist allerdings bisher in Südwestdeutschland einmalig.<sup>28</sup>

Ein dritter Brunnen unmittelbar neben der Straße C, nordwestlich des Steingebäudes 19, konnte im Jahre 1983 untersucht werden. Er lag neben der Straße in Fläche 49. In seiner Verfüllung fanden sich etwa 40 Bruchstücke von Steinskulpturen, unter denen sich mindestens 20 Fragmente verschiedener Götterbilder aussondern lassen. Diese



*Abb. 36a Walheim a. N. Relief der keltischen Göttin Epona.*

Götterbilder sind zum großen Teil stark fragmentiert, wohl ebenfalls Einwirkungen der Alamanneneinfälle des 3. Jahrhunderts. Unter den zahlreichen Funden ist der Torso eines nackten Merkur besonders zu erwähnen. Kopf und Arme sind abgeschlagen. In der Linken hält der Gott den Schlangenstab. Dieser Torso verrät jedoch einen vorzüglichen Künstler. Ebenso qualitativvoll ist der nackte Torso eines Apollo (*Abb. 37*). Auch hier fehlen Kopf und Beine. Erkennbar ist der Gott an dem Plektron, das er in der rechten Hand hält. Die Kithara ist abgeschlagen. Ein weiteres Fragment einer halb-lebensgroßen Statue gehört zu einer Fortuna, die in der Linken ein Füllhorn trägt. Die



*Abb. 37 Walheim a. N. Torso einer Apollostatue.*



*Abb. 38 Walheim a. N. Torso einer Venusstatue.*

drei letztgenannten Figuren sind etwa von gleicher Größe, so daß sie möglicherweise aus einem Tempel stammen. Außerdem ist der Torso einer Venusstatue zu erwähnen (*Abb. 38*), die ihren linken Fuß auf den Globus stellt. Unter zahlreichen kleineren Götterbildern ist ein sehr qualitätvoller Frauenkopf zu erwähnen, der möglicherweise zu der Venus gehört (*Abb. 39*). Darüber hinaus sind Bruchstücke einer weiteren Merkurdarstellung mit dem Ziegenbock als Attribut, ein kleines Relief der Pferdegöttin Epona im üblichen Damensitz, das Fragment einer Dianadarstellung mit erhobener



*Abb. 39 Walheim a. N. Frauenkopf.*

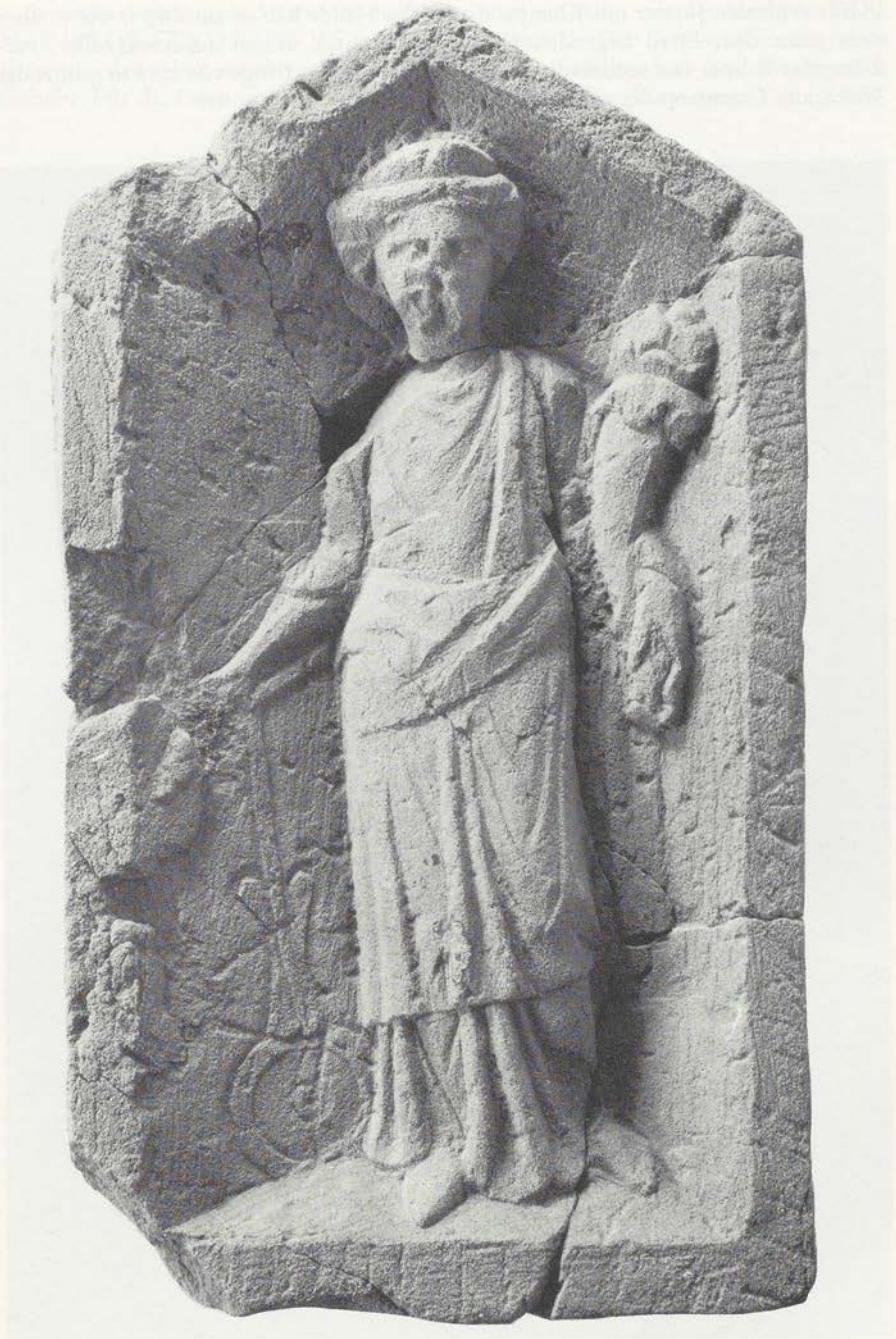
Rechten und Köcher zu erwähnen. Ein kleines Reliefbruchstück mit einer Gottheit, die in der erhobenen Rechten ein hantelartiges Gerät hält (*Abb. 40*), kann vorerst nicht näher gedeutet werden. Möglicherweise handelt es sich hierbei um eine regionale, vielleicht sogar keltische Gottheit. Ein weiteres, ungewöhnliches Kleinrelief zeigt zwei nackte Männer, die offenbar in einem Ringkampf stehen (*Abb. 41*). Die rechts abgebrochene Leiste zeigt an, daß dieses Relief in voller Breite erhalten ist. Schließlich ist noch das Fragment eines Kleinbildwerkes mit der Darstellung der Göttin Fortuna mit Ruder und Füllhorn zu erwähnen (*Abb. 42*). Besonders herausragend ist der etwa 0,78 m hohe Jupitergigantenreiter, der, in mehrere Teile zerbrochen, ebenfalls in diesem Brunnen gefunden wurde (*Abb. 43*). Vom Jupiter selbst fehlt der Kopf, das Pferd ist nur in Teilen erhalten. Es handelt sich hierbei um die charakteristische Darstellung des auf einem



*Abb. 40 Walheim a. N. Bruchstück eines Reliefs mit einer gallorömischen (?) Gottheit. Gefunden im Brunnen 2.*



*Abb. 41 Walheim a. N. Reliefbruchstück mit zwei Ringkämpfern (?).*



*Abb. 42 Walheim a. N. Kleinrelief der Göttin Fortuna mit Füllhorn, Steuerruder und Rad. Höhe 35 cm.*

Pferde reitenden Jupiter mit Klamys, die beiden Hände hält er am Zügel, wie er über dem unter dem Pferd liegenden Giganten wegretet, dessen ausdrucksvoller, verkrümmter Körper fast vollständig vorhanden ist. Mit der Länge von 0,87 m gehört der Walheimer Gigantenreiter zu den größten Darstellungen seiner Art.



*Abb. 43 Walheim a. N. Gigantenreiter einer Jupitergigantensäule.  
Gefunden im Brunnen 2.*



Besonders wichtig sind zwei Inschriften, einmal ein Altar mit der Inschrift: DIANA E IVLIVS FRATERNVS V.S.L.L.M. ..., zu deutsch: Der Göttin Diana hat Julius Fraternus den Altar errichten lassen aufgrund eines Gelübtes froh und freudig nach Gebühr. Für die Gesamtbeurteilung der Siedlung von hohem Aussagewert ist ein wei-



Abb. 44 Walheim a. N. Altar, Weibestein aus Brunnen 2.



*Abb. 45 Walheim a. N. Tonschale mit rotem Überzug.  
Imitation einer Metallschüssel.*

terer Altar, der in diesem Brunnen gefunden wurde (*Abb. 44*). Wenn auch die Lesung in einzelnen Bereichen vorerst nicht absolut gesichert ist, so wird einer unbekanntem Gottheit ein Tempel auf kaiserlichem Boden geweiht.<sup>29</sup> Durch die Konsulatsangabe des Fuscianus und des Silanus am 3. Tag vor den Kalenden des April kann die Inschrift auf 30. März 188 n. Chr. datiert werden. Besonders wichtig ist die vollständig erhaltene Textstelle im Mittelteil der Inschrift: »IN SOLO CAESARIS.« Betrachtet man die historische Entwicklung in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, so wurden die Truppen um die Mitte des 2. Jahrhunderts von Walheim nach Mainhardt an den äußeren obergermanischen Limes vorverlegt. Wie die Inschrift zeigt, ist jedoch auch nach Abzug des Militärs auf dem Gebiet des Walheimer Bodens mit kaiserlichem Grundeigentum zu rechnen.

Bei den Untersuchungen im Neubaugebiet zwischen Nordrand des Ortes und der Bundesstraße 27 wurde in den Jahren von 1982 bis 1987 ein sehr umfangreicher Fundbestand geborgen. Da er wohl zu den größten römischen Fundkomplexen in unserem Lande zählt, kann hier natürlich kein vollständiger Überblick gegeben werden. Die zahlreichen Gruben, die wieder verfüllten Holzkeller, aber auch die jüngeren Steinkeller enthielten einen umfangreichen Bestand römischer Keramik, wobei der hohe Prozentsatz an Terra Sigillata besonders hervorzuheben ist. Unter diesem Keramikmaterial befinden sich hochinteressante und in unserem Land bisher einmalige Tongefäße, so etwa eine kleine, feine rote Tonschale, die eine Metallschüssel imitiert (*Abb. 45*). Aber auch einfache Gebrauchskeramik fand sich in großer Zahl. Besonders herausragend sind Münzen, Fibeln, Gewandnadeln und beinerne Gerätschaften. Aber auch zahlrei-

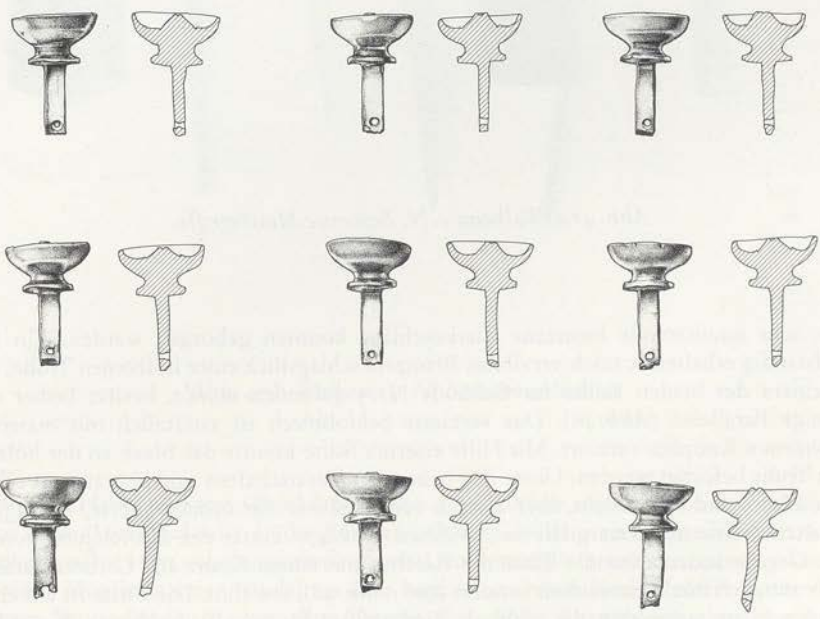
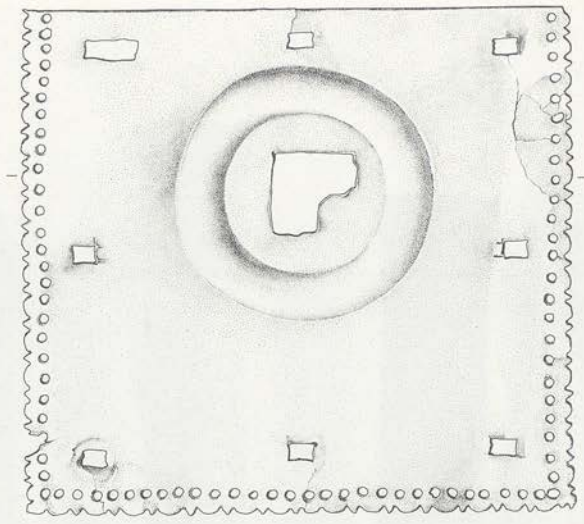


Abb. 46 Walheim a. N. Bronzener Truhenschlag mit Zierknöpfen. Maßstab 1:3.



*Abb. 47a Walheim a. N. Beinerner Messergriffe.*

che, sehr qualitätvolle bronzene Zierbeschläge konnten geborgen werden. Ein fast vollständig erhaltenes, reich verziertes Bronzebeschlagstück einer hölzernen Truhe, das in einem der beiden Keller im Gebäude Nr. 3 gefunden wurde, besitzt bisher nur wenige Parallelen (*Abb. 46*). Das verzierte Schloßblech ist zusätzlich mit massiven bronzernen Knöpfen verziert. Mit Hilfe eiserner Stifte konnte das Blech an der hölzernen Truhe befestigt werden. Unter den beinernen Gerätschaften sind überaus gut erhaltene Haar- und Nähnadeln, aber auch in verschiedener Art ornamentierte, vorzüglich erhaltene beinerne Messergriffe zu erwähnen (*Abb. 47*). Unter den zahlreichen bronzernen Gegenständen seien die Büste des Bacchus mit einem Kranz aus Lorbeerblättern, die zusätzlich mit Weintrauben verziert sind (*Abb. 48*), erwähnt. Die Büste ist auf einer runden Platte aufgesetzt, die wohl als Zierbeschlag für eine Truhe diente. Besonders interessant und ungewöhnlich ist eine 11,5 cm hohe Bronzefigur, die einen Gladiator



Abb. 47b Walheim a. N. Beinernadeln.

mit kurzer Hose, nacktem Oberkörper (Abb. 49), deutlich angedeuteten Beinschienen sowie einem Helm aufweist. In der Rechten hält der Gladiator ein Krummschwert. Der Gladiator selbst steht auf einem runden Sockel, an dessen Unterseite Lötspuren erkennbar sind. Möglicherweise handelt es sich hierbei um einen Kerzenhalter. Unter den anderen Bronzefunden ist vor allen Dingen eine große Auswahl verschiedenartiger, zum Teil reich verzierter bronzener Fibeln, teilweise mit farbiger Emaille einlage, be-



*Abb. 47c Walheim a. N. Spielwürfel und  
Spielsteine aus Bein*

sonders zu erwähnen, die den Fundbestand römischer Fibeln in unserem Lande wesentlich bereichert.

Auch außerhalb der oben erwähnten Brunnen fanden sich verschiedentlich Götterbilder. So wurde schon im Humus nahe der Straße C unmittelbar westlich des Gebäudes 19 (in Fläche 148) das fast vollständig erhaltene, vollplastische, halblebensgroße Standbild eines Apollo mit ungewöhnlichen Attributen geborgen (*Abb. 50*). Der unbedeckte Gott trägt auf der Schulter die üblichen Attribute Köcher und Bogen. Links neben ihm steht, nur von der Seite erkennbar, die Leier. Dafür hält er in der Linken ein leider nur fragmentarisch erhaltenes Attribut. Möglicherweise handelt es sich hierbei um ein Kästchen. In der Rechten hält er ein spitzes Gebilde, das nur im vorderen Teil erhalten ist. Die Walheimer Apollostatue bildet zweifellos ein ungewöhnliches Abbild

dieses Gottes. Die Attribute des klassischen Heilgottes Apollo sind in Ruhelage dargestellt. Dafür hat er neue, bisher nicht näher deutbare Attribute, ein Zeichen dafür, daß wir hier wohl die Darstellung des einheimisch-keltischen Apollo Grannus sehen können.

Zahlreiche Fragmente kleinerer Götterbilder mit der Darstellung der Fortuna sind in diesem Bereich gefunden worden. Sie zeigen alle eine nahe Verwandtschaft zueinander,



*Abb. 48 Walheim a. N. Bronzene Bacchusbüste. Durchmesser der Bronzescheibe 5,8 cm.*

so etwa der charakteristische Faltenwurf auf der Brust der Göttin. Nur eines war nahezu vollständig erhalten (*Abb. 42*). Die Göttin ist mit langem Gewand dargestellt und hält in der Linken das Füllhorn, in der Rechten das Steuerruder und das Rad. Ein in der Füllung eines Kellers gefundenes Halbfabrikat einer wohl ähnlichen Darstellung deutet darauf hin, daß wir in Walheim mit einer Bildhauerwerkstatt rechnen können, in der offenbar ähnliche Fortunareliefs in größerer Zahl hergestellt wurden.

Schon im Jahre 1980 wurde beim Bau der neuen Brücke der Bundesstraße 27 über die Eisenbahnlinie eine bis dahin unbekannte Töpferei aufgedeckt (Abb. 5). Diese Töpferei lag am Rande der römischen Siedlung, eine Beobachtung, die auch für andere römische Siedlungen gilt. Die stark feuergefährdeten Handwerksbetriebe wurden meist am Rande der Siedlungen angesiedelt. Von der Töpferei sind bisher insgesamt 16 Töpferöfen aufgedeckt worden. Die Töpferei erstreckt sich sicherlich weiter nach Norden, jenseits der Bundesstraße 27. Hier sind vorerst keine Ausgrabungen notwendig. Fast alle Öfen gehören dem runden Ofentypus an und waren in den anstehenden Löß eingetieft. Genaue Untersuchungen des Aufbaus haben erkennen lassen, daß keiner dieser Öfen sekundär eingesetzt worden ist. Sämtliche Öfen, einschließlich die Lochtenne, sind aus dem anstehenden Löß herausgegraben worden. Der hier anstehende Löß bot die Gelegenheit, die Töpferöfen von der Bedienungsgrube aus durch den Fuchs auszuhöhlen. Die Öfen waren, meist drei bzw. vier gemeinsam, von einer unförmigen Bedienungsgrube aus beheizbar (Abb. 51), die später mit umfangreichem Töpferabfall verfüllt worden sind. Unter den 16 Töpferöfen fällt Ofen 15 aus dem allgemeinen Rahmen. Er war rechteckig, ebenfalls aus dem Lößlehm ausgehöhlt. Im Bereich der Töpferei selbst wurden außerdem zahlreiche Materialgruben aufgedeckt, die wie die Bedienungsgruben mit reichlich Keramik verfüllt worden sind. Unter dem Fundmaterial sind zahlreiche Fehlbrände besonders zu erwähnen, die Hinweise auf die Keramikproduktion in dieser Töpfereimanufaktur geben. Unter dem geborgenen Material ragen große Töpfe mit Wulstrand, dünnwandige Becher mit Griesbewurf sowie rotbemalte Reibschüsseln mit Vertikal- und Horizontalrand heraus. Vermutlich bilden diese Formen die Hauptproduktion in der Töpferei. Mehrere kleine Gebäudereste stehen unmittelbar mit der hier aufgedeckten Töpferei in Verbindung. Ein rechteckiger, mit Kanalheizung ausgestatteter Bau dürfte als Trockenraum für die für das Brennen bestimmte Keramik angesehen werden. Mit dem Nachweis einer Töpferei am Nordrand der römischen Siedlung von Walheim ist für Walheim der dritte Töpfereibezirk erkennbar. Schon 1911 wurde in der Villastraße von O. Paret ein Töpferofen angeschnitten, der sicher nicht als



Abb. 49 Walheim a. N.  
Bronzestatuetten eines  
Gladiators.





*Abb. 50a Walheim a. N. Statue des Apollo (?) in Vorderansicht.*



*Abb. 50b Walheim a. N. Statue des Apollo (?) in Seitenansicht.*



*Abb. 50c Walheim a. N. Statue des Apollo (?) in Rückenansicht.*



*Abb. 51 Walheim a. N. Blick in die Bedienungsgrube und Töpferöfen der Töpferei am Nordrand der römischen Siedlung.*

Einzelfund angesehen werden kann. Auch die von I. Stork 1981 beim Neubau der Kreissparkasse in der Hauptstraße aufgedeckte Töpfereiabfallgrube ist mit einer Töpferei in unmittelbarer Nachbarschaft, wohl im ehemaligen Kastellgebiet, in Verbindung zu bringen.

## *Das römische Gräberfeld*

Schon im Jahre 1847 wurden beim Bau der Eisenbahn im Gewann »Michelstein« erstmals römische Gräber beobachtet, so daß beim Bau der neuen Bundesstraße ebenfalls mit weiteren Grabfunden zu rechnen war.<sup>39</sup> Anlässlich der Grabungskampagne 1980, 1982 und 1983 konnten weitere Gräber geborgen werden. Insgesamt liegen 25 gesicherte Brandgräber vor. Grab 1 bildet ein Körpergrab, das allerdings in der Antike schon stark gestört wurde. Als Beigaben fanden sich das Bruchstück eines verzierten Elfenbeinstückes sowie mehrere Bronzereste. Grab 2 enthielt vier Öllampen, zwei Krüge und einen Räucherkelch sowie weitere Scherben von Tongefäßen und einen bronzenen Löffel. Es handelt sich meist um sehr reich ausgestattete Gräber. Neben Brandschüttungsgräbern kommen auch reine Urnengräber vor. Unter den Gräbern ist vor allen Dingen eine sehr sorgfältig aus Sandstein herausgearbeitete Urne zu erwähnen, die leider teilweise vom Bagger beschädigt wurde.

## *Zusammenfassung*

Die archäologischen Ausgrabungen in der Zivilsiedlung in Walheim, die 1980 eingeleitet und 1988 zu Ende gebracht werden, erbrachten für die Entwicklung römischer Siedlungen im rechtsrheinischen Gebiet der Provinz Obergermanien einen erheblichen Zuwachs an Erkenntnissen. Nach den bisherigen Befunden liegt hier nördlich des Baumbaches etwa 400 m nördlich des bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts als Garnison dienenden Kohortenkastells unter dem heutigen Dorf eine Zivilsiedlung vor, die im Laufe des 2. nachchristlichen Jahrhunderts nach Abzug der Truppen anstelle älterer Holzbauten errichtet worden ist. Zahlreiche langrechteckige abgebrannte Holzbauten können mit dem Lagerdorf des Kastells I und II in Verbindung gebracht werden. Anstelle dieser Holzbauten entstand eine planmäßig angelegte Siedlung entlang der Straßen A, B und C. Meist rechtwinklig zu den Straßen, mit der Schmalseite ausgerichtete sogenannte Streifenbauten lassen sich als Wohn- und Handwerksbetriebe hier angesiedelter Bewohner erkennen. Mitten zwischen diesen Gebäuden ragen einige Bauten aufgrund ihres ungewöhnlichen Grundrisses heraus und besitzen eine zentrale Funktion. So der ungewöhnliche Steinbau 22, den wir als Kultbau ansprechen wollen und das langrechteckige Gebäude 19, in dem ich ein zentrales Handelshaus sehen möchte.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Siedlung vor allen Dingen in ihrer südlichen Hälfte anfangs im hochwassergefährdeten Bereich lag und daß man diese gefährdete Situation nicht aufgab, sondern im Gegenteil durch enorme künstliche Planierungen versuchte, die dort liegenden Bauten soweit wie möglich hochwasserfrei zu gestalten, dann wird die Gesamtsituation dieser Siedlung deutlich. Man wollte m. E. bewußt diese Siedlung so nahe wie möglich am Wasser errichten, um die günstige topographische Situation am Neckarhafen zu nutzen. Durch bodenkundliche Bohrungen, die wir Herrn Ewald Altheimer verdanken, wissen wir, daß wir im Mündungsgebiet des Baumbaches, also südöstlich der Steinbebauung, mit stehendem Wasser zu rechnen haben. Diese umfangreiche Siedlung, die eine planmäßige Anlage erkennen läßt, auch wenn sie von der Architektur her dem üblichen Lagerdorf entspricht, könnte möglicherweise durch die schon erwähnte Inschrift aus Brunnen 3 in ihrer Deutung näher umrissen werden. Die Inschrift berichtet von einer privaten Weihung eines Tempels auf kaiserlichem Grund. Möglicherweise kann diese Inschrift mit Gebäude 22 in Verbindung gebracht werden. Es liegt die Vermutung nahe, daß hier eine planmäßig angelegte

Siedlung auf kaiserlichem Boden vorliegt, deren Funktion es in erster Linie war, die landwirtschaftlichen Produkte des umliegenden mittleren Neckarlandes zu verhandeln und per Schiff in die großen Städte am unteren Neckar und im Rheingebiet zu verschicken. Gerade dieser Aspekt könnte darauf hindeuten, daß ganz bewußt das Gelände auch nach Abzug des Militärs in kaiserlichem Besitz blieb, um die notwendigen Abgaben der Zivilbevölkerung an den Kaiser hier zu erfassen. Eine wichtige Voraussetzung zur Anlage dieser Siedlung war die Nähe zum Neckar. Dies geht auch aus der Beobachtung hervor, daß nicht etwa das stets hochwasserfreie Areal des inzwischen aufgelassenen Kastells I als neues Siedelland gewählt wurde, sondern gerade hier das für einen Hafen besonders günstige Mündungsgebiet des Baumbaches ausgewählt wurde. Die hier vorgetragenen Gedanken zur Gesamtbedeutung der untersuchten Siedlung können jedoch nur vorläufigen Charakter haben. Sie sollten m. E. zur Diskussion auffordern. Sicherlich wird die genaue Analyse des überaus umfangreichen Befund- und Fundmaterials eine sichere Klärung erbringen. Das bisher vorliegende Fundmaterial scheint anzudeuten, daß die hier untersuchte Siedlung schon vor der Mitte des 3. Jahrhunderts aufgegeben wurde. Möglicherweise hat das mittlere Neckarland durch die zahlreichen verheerenden Einfälle der Germanen im 3. Jahrhundert so sehr gelitten, daß der Handels- und Marktort Walheim mehr und mehr an Bedeutung verlor. Außer Zweifel steht, daß die Ausgrabungen in Walheim überraschende Einblicke und Erkenntnisse zur Siedlungsstruktur römischer Siedlungen im Neckargebiet erbrachten. Außerdem zeigen diese Befunde, daß Walheim wohl zwischen Köngen a. N. und Wimpfen i. T. als eine der wichtigsten römischen Zivilsiedlungen anzusehen ist, die vor allen Dingen nach Abzug des Militärs um die Mitte des 2. Jahrhunderts einen weiteren Aufschwung erlebt hatte. Dieser Aufschwung ist sicherlich in erster Linie dem fruchtbaren Boden östlich und westlich des mittleren Neckarlandes zu verdanken. Hier entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. eine Siedlungsdichte, geprägt von landwirtschaftlichen Anwesen, wie wir sie sonst in keinem Gebiet östlich des Rheins nachweisen können.<sup>31</sup>

#### Anmerkungen

- 1 O. Paret, *Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit* (1961) 444. – D. Planck, *Das römische Walheim*, in: *900 Jahre Walheim* (1972) 9 ff.
- 2 A. Mettler, *Das römische Kastell Walheim*, ORL Abt. B, Nr. 57 (1897) 1 ff. – F. Haug u. G. Sixt, *Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs* (1914) 488 ff. – O. Paret, *Die Römer in Württemberg* 3 (1932) 390 f. – W. Schleiermacher, ORL Abt. A, *Strecke 11* (1934) 10 f. – Vgl. zuletzt H. Schönberger, *Die römischen Truppenlager der frühen und mittleren Kaiserzeit zwischen Nordsee und Inn*. 66. Ber. der Röm.-Germ. Kommission 1985, 468.
- 3 A. Mettler u. W. Barthel, *Bericht über neue römische Funde in Walheim OA Besigheim*. Fundber. aus Schwaben 15, 1907, 50 ff.
- 4 O. Paret u. P. Goessler, *Fundber. aus Schwaben* 19, 1911, 125 ff. – G. Gengenbach, *Die römische I. Kohorte der Asturer* (maschinenschriftl. Manuskript, 1955).
- 5 H. Zürn, *Fundber. aus Schwaben N. F.* 15, 1959, 175 ff.
- 6 Ph. Filtzinger, *Die Jupitergigantensäule von Walheim*. Fundber. aus Baden-Württemberg 1, 1974, 437 ff.
- 7 D. Planck, *Fundber. aus Baden-Württemberg* 5, 1980, 252 f.
- 8 Folgende Vorberichte über die Grabungen der letzten Jahre in Walheim sind erschienen:

- D. Planck, Archäol. Ausgrabungen 1980, 73 ff. – Ders., Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1982, 117 ff. – Ders., Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1983, 148 ff. – Ders., Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1984, 128 ff. – Ders., Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1985, 128 ff. – Ders., Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986, 113 ff. – I. Stork, Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1981, 164 ff. – Vgl. auch Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer, Die Römer in Baden-Württemberg<sup>3</sup> (1986) 596 ff.
- 9 J. Heiligmann, Der Alblimes. Studien zu den Militärgrenzen Roms III. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 20 (1986) 175 ff. – Eine grundlegende Übersicht bietet H. Schönberger, Die römischen Truppenlager der frühen und mittleren Kaiserzeit zwischen Neckar und Inn. 66. Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1985, 321 ff., bes. 366 ff. – Vgl. neuerdings auch die Überlegung zur Chronologie von B. Pferdehirt, Die römische Okkupation Germaniens und Raetiens von der Zeit des Tiberius bis zum Tode Trajans. Jahrbuch des Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 33, 1986, 221 ff., bes. 285 ff.
  - 10 Der frühe Ansatz von Bad Wimpfen, den jüngst B. Pferdehirt vertritt, ist meiner Auffassung nach durch das bisher vorliegende Fundmaterial aus Wimpfen nicht belegbar (vgl. Jahrbuch des Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 33, 1986, 280 f.). Die umfangreichen Grabungen seit 1983 erbrachten keine frühen Fundmaterialien. Auch die historischen Überlegungen sprechen für einen Beginn von Wimpfen nicht vor 90 n. Chr. Vgl. H. Schönberger, 66. Ber. der Röm.-Germ. Kommission 1985, 386 ff.
  - 11 D. Planck, Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1982, 94 ff. – Ders., Fundber. aus Baden-Württemberg 12, 1987 (im Druck).
  - 12 D. Planck, Ein neues römisches Lager bei Eislingen. Fundber. aus Baden-Württemberg 1, 1972, 527 ff.
  - 13 Zur zivilen Besiedlung vgl. D. Planck, Zivile römische Besiedlung. Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Karte III, IV und Beiwort (1980).
  - 14 A. Mettler, Abt. B, Nr. 57 (1897) Tafel 1.
  - 15 I. Stork, Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1981, 164 ff.
  - 16 Ph. Filtzinger, Die Jupitergigantensäule von Walheim. Fundber. aus Baden-Württemberg 1, 1974, 437 ff.
  - 17 F. Haug und G. Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs (1914) 501, Nr. 354.
  - 18 F. Haug und G. Sixt, a. a. O. 498 ff., Nr. 352.
  - 19 Fundber. aus Schwaben N. F. 18/II, 1967, 125 f. – W. Schleiermacher, Ein römischer Votivring aus Walheim. Germania 40, 1962, 336 ff.
  - 20 O. Paret u. P. Goessler, Fundber. aus Schwaben 19, 1911, 125 ff.
  - 21 Im Gewann »Schlößlesberg«, auf Markung Gemmrigheim, fand man bei Grabarbeiten im Jahre 1933 römische Baureste. Nachgrabungen durch O. Paret ergaben am Fuße des Steilhangs mehrere Mauerzüge. Dabei konnten auch Teile eines hypokaustierten Raumes aufgedeckt werden. (vgl. Fundber. aus Schwaben N. F. 8, 1935, 102).
  - 22 D. Baatz, Kastell Hesselbach und andere Forschungen am Odenwaldlimes. Limesforschungen 12 (1973) 120 ff. – Ders., Zur Grenzpolitik Hadrians in Obergermanien. In: Roman frontier studies 1969 (1974) 112 ff. – E. Schallmayer, Der Odenwaldlimes (1984) 21 ff.
  - 23 H. Reim, Archäol. Ausgrabungen 1977, 45 ff. – J. Heiligmann, Der Alblimes. Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg (im Druck).
  - 24 M. Mackensen, Frühkaiserzeitliche Kleinkastelle bei Nersingen und Burlafingen an der Oberen Donau. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 41 (1987) 18 ff. u. 129 ff.
  - 25 Vgl. D. Planck, Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986, 114 f.
  - 26 D. Planck, Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1981, 171 ff. – E. Schallmayer, Archäol. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986, 134 ff. – Vgl. neuerdings auch Chr. Rüger, Beobachtungen zu den epigraphischen Belegen der Muttergottheiten in den lateinischen Provinzen des Imperium Romanum. In: Matronen und verwandte Gottheiten. Beiheft der Bonner Jahrbücher 44 (1987) 1 ff.
  - 27 Vgl. etwa den Grundriß von Stammheim und Sigmaringen. O. Paret, Die Römer in Württemberg 3 (1933) 29 f., Abb. 2 und 3.

- 28 G. Fellendorf-Börner, Die bildlichen Darstellungen der Epona auf den Denkmälern Baden-Württembergs. Fundber. aus Baden-Württemberg 10, 1986, 77 ff., bes. 122 f.
- 29 A. Mehl, Eine private Weihung auf kaiserlichem Boden in Walheim a. N. Fundber. aus Baden-Württemberg 11, 1986, 259 ff. – Für freundliche Auskünfte wird an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. G. Alföldy, Heidelberg, gedankt.
- 30 Zum Gräberfeld in Walheim K. Miller, Die römischen Begräbnisstätten in Württemberg (1884) 5. – A. Mettler, ORL Abt. B, Nr. 57 (1897) 10.
- 31 Der Verfasser dankt den Mitarbeitern der Abt. Archäologische Denkmalpflege für die Anfertigung von Bildunterlagen. Die Photos stammen von K. Natter, E. Stauß und K. Schenk angefertigt. Die Luftbilder besorgten O. Braasch, Landshut und R. Gensheimer, Karlsruhe. Die Planzeichnungen fertigten M. Horn, G. Weißhuhn und E. Braun. Die Restaurierung der Funde erfolgte in den Werkstätten der Archäologischen Denkmalpflege in Stuttgart durch H. Röske, R.-D. Blumer und Frau A. Lerch.



# Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg – Ihre Rolle als geschichtliche Quelle und Spiegel der Sozialstruktur der Bevölkerung vergangener Jahrhunderte\*

von Anneliese Seeliger-Zeiss

Die historischen Inschriften sind wichtige Geschichtsquellen und besonders für die regionale Geschichte von Bedeutung. Deshalb hat man in den letzten Jahren die Bemühungen um ihre Aufzeichnung, Erhaltung und wissenschaftliche Bearbeitung verstärkt. Die Sammlung und Edition mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Inschriften gehört seit 1934 zu den wichtigsten Arbeitsvorhaben der in Heidelberg ansässigen und für Baden-Württemberg zuständigen Akademie der Wissenschaften. Die bisher erschienenen Bände der Heidelberger Arbeitsstelle waren zumeist nordbadischen Territorien gewidmet. Nun konnte mit dem Band für den Landkreis Ludwigsburg erstmals die Bearbeitung eines württembergischen Kreisgebietes abgeschlossen werden. Die Wahl war auf diesen Kreis gefallen, weil durch die Vorarbeiten von Hans-Ulrich Schäfer (Ulm) für den östlichen Teil des Gebietes eine günstige Ausgangsbasis vorhanden war.

Eine historische Inschrift im Sinne des Inschriftenwerkes der deutschen Akademien ist jede Inschrift auf Stein, Holz, Metall, Glas, Textilien oder anderem Material – abgesehen von Einzel-Buchstaben, Monogrammen, Jahreszahlen oder Zeichen ohne ein begleitendes Wort. Ausgenommen sind Inschriften, die zu den Forschungsgebieten der Paläographie, Numismatik, Sphragistik oder verwandten Wissenschaftszweigen gehören, ferner künftig auch Glocken, soweit diese bereits im Deutschen Glockenatlas aufgenommen sind.<sup>2</sup>

Eine weitere Einschränkung betrifft die Zeitgrenze: Aufgenommen werden nur Inschriften, die vor dem Jahr 1650 – also vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges – entstanden sind. Die Inschriften der Barockzeit – als der großen Blütezeit Ludwigsburgs – sind im vorliegenden Band nicht enthalten. Sie gehören derzeit nicht zu unserem Arbeitsfeld; ebensowenig die Inschriften des 19. Jahrhunderts, obgleich sie natürlich ebenso vom Verfall bedroht sind wie die älteren Inschriften.

Der Band »Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg« ist der 25. Band der Reihe »Die Deutschen Inschriften« und der 9. Band der Reihe, die von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften publiziert wird. Mit knapp 700 Inschriften gehört dieser Band zu den umfangreichen unter den bisher erschienenen Bänden. 173 Inschriften sind Neufunde – d. h. 25 %; darüber hinaus kann ein Großteil als Erstveröffentlichung gelten, weil der Wortlaut zum erstenmal vollständig wiedergegeben ist. – Angestrebt wurde die vollständige Erfassung des Inschriftenbestandes wohl, aber in der Praxis ist sie nicht erreichbar – nicht zuletzt deshalb, weil dieses ausgedehnte Gebiet kaum Vorarbeiten und nicht einmal eine Kunstdenkmäler-Inventarisierung besitzt.<sup>3</sup> Das 1889 – also vor einem Jahrhundert! – erschienene Inventar von Eduard Paulus<sup>4</sup> berücksichtigt Inschriften-Denkmäler so gut wie gar nicht. Es war also weitgehend Neuland zu beschreiten.

\* Vortrag aus Anlaß der Präsentation des Bandes »Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg« am 18. Mai 1987 im Kreishaus (Landratsamt Ludwigsburg).<sup>1</sup>

Das Trägermaterial der Inschriften ist überwiegend Stein. Dieses Material hatte die besten Überlebenschancen, bevor das Zeitalter des sauren Regens – unsere Gegenwart im 20. Jahrhundert – anbrach. Abgesehen von 22 Glocken sind Inschriften auf Metallguß oder Edelmetall fast vollständig verlorengegangen. Auch Inschriften auf Holz sind selten und hier fast nur im kirchlichen Bereich zu finden.

Zwei Drittel aller Inschriften des Kreises – nämlich 429 Stücke – sind dem Bereich des Totengedächtnisses zuzuordnen, wie Grabplatten, Grabdenkmäler, Epitaphien etc. An zweiter Stelle stehen die Bauinschriften mit 142 Exemplaren. Die restlichen 100 Inschriften sind verschiedenen Gattungen zugehörig wie der Glas-, Wand- und Tafelmalerei etc.

Wer unseren Band aufschlägt, findet hinter der Katalognummer bei vielen Inschriften ein kleines Kreuz; das bedeutet, daß die betreffende Inschrift nicht im Original erhalten ist, aber daß ihr Wortlaut noch überliefert blieb. Das trifft für etwa ein Viertel des Bestandes zu. Selbstverständlich überstieg die Zahl des ehemals Vorhandenen die heute noch nachweisbaren Inschriften bei weitem. Das wird besonders deutlich bei der Verlustquote für das Mittelalter, die im Kreis Ludwigsburg besonders hoch ist. Bis zum Jahr 1300, mit dem die Inschriften-Editionen Frankreichs und der Schweiz bereits enden, sind nur 19 Exemplare nachweisbar (davon 10 verloren). In dichter Folge setzen die Inschriften erst um 1430 ein. Historische Zentren der Frühzeit – etwa Großbottwar oder Ingersheim – sind nicht mehr in Inschriften faßbar.

Das Zisterzienserinnenkloster Rechentshofen, Grablege der Grafen von Vaihingen und derer von Eselsberg als Gründerfamilien, ist 1564 aufgelöst worden und untergegangen. Das Dominikanerinnenkloster Mariental in Steinheim hat seine letzten baulichen Reste immerhin erst im Zuge der Ortskernsanierung 1969–80 einbüßen müssen. Dank privater Initiative konnten hier 11 frühe Inschriftenzeugnisse der Vernichtung entrisen werden. Diese stellen nun am Ort die letzten greifbaren Reste einer bedeutsamen historischen Vergangenheit dar. So geringfügig diese schlichten Denkmäler der Klosterfrauen erscheinen mögen – für die Menschen am Ort sind sie doch als Geschichtsquellen real erfahrbar und deshalb zur eigenen Identifikation wichtiger als noch so interessante Pergamenturkunden zur Klostergeschichte. Deshalb werden auch Bruchstücke von Grabmälern gewissenhaft verzeichnet, denn auch sie sind im vollen Sinn des Wortes Bruchstücke der historischen Vergangenheit.

Besonders herbe Verluste sind bis zum heutigen Tage in den wirtschaftlich potenten Zentren zu verzeichnen. In den zehn ehemaligen Amtsstädten des Kreises – es sind Asperg, Besigheim, Bietigheim, Bönnigheim, (Groß-)Bottwar, Hoheneck, Marbach, Markgröningen, Sachsenheim und Vaihingen – ist der mittelalterliche Bestand bis auf wenige Ausnahmen verschwunden. Aber auch die Inschriften des 16. und 17. Jahrhunderts sind in erschreckendem Maße dezimiert. Dies wird besonders klar, wenn man die ausgeplünderten Bestände der Städte mit denen in den dörflichen Besitzungen des Adels vergleicht – etwa in denen der Herren von Nippenburg in Schwieberdingen, Hemmingen, Unterriexingen und Schöckingen oder der Herren von Kaltental in Aldingen und Oßweil.

Hauptursache für die Verluste sind bis zum heutigen Tag immer Baumaßnahmen, wie Abriss und Neubau, Umbau, Neuausstattung, Einbau von Heizung, Orgel oder Emporen etc. Erst an zweiter Stelle stehen Kriegseinwirkungen oder Brände, also Katastrophen (auch der 2. Weltkrieg hat weniger Denkmäler zerstört als die drei Jahrzehnte danach). An dritter Stelle – insbesondere als Ursache für die Totalverluste des mittelalterlichen Bestandes – steht das Phänomen der Bilderfeindlichkeit der frühen Reformationszeit. Der Uracher »Götzentag« von 1534 und das 1555 durch Herzog Christoph erneut befohlene »Abtun der Bilder« markieren einen tiefen Einschnitt.



*Abb. 1:*  
 Steinheim a. d. Murr, Klosterkelter.  
 Grabplatte der Hailwigis Aich  
 (gest. 1305).

*Umschrift:*  
 + S(OROR) · HAILWIGIS /  
 AICH IACET · IN TUMBA ·  
 SINE FELLE COL / UMBA +  
 HEC / OBIIIT · ANNO ·  
 D(OMI)NI · M · C · C · C · U ·

Diese allgemein als »Bildersturm« bezeichneten Maßnahmen führten in den herzoglich württembergischen Städten und Ortschaften und in den Klöstern zum Verlust der gesamten Ausstattung aus katholischer Zeit. Eine Ausnahme machten die Eigenkirchen des Adels: denn die freie Reichsritterschaft hatte sich oft einem Luthertum wittenbergischer und damit bilderfreundlicher Tendenz zugewandt oder sie war katholisch geblieben wie z. B. die Plieningen in Kleinbottwar. Jedenfalls waren die Herrschaftsgebiete des Adels dem Zugriff der herzoglichen Administration entzogen.

Generell ist festzuhalten, daß der spätere württembergische Protestantismus des 16. und 17. Jahrhunderts zu keiner Zeit bilderfeindlich war wie derjenige in calvinistischen Herrschaftsgebieten (wie z. B. im kurpfälzischen Heidelberg oder Oppenheim). Seit der Reformation gehörte zum Bild auch untrennbar das Wort der Heiligen Schrift. Hieraus erklärt sich der Inschriftenreichtum gerade in geschlossenen evangelisch-lutherischen Gebieten von etwa 1555 an: typisch war der mit einem reichen theologischen Programm ausgemalte Kirchensaal mit Emporeneinbauten. Ihre Brüstungen boten weiteren gemalten Bilderzyklen Platz, denen Inschriften beigegeben waren. Die verbleibenden Wandflächen waren mit Grabdenkmälern und hängenden Holz-Epitaphien sowie Totenschilden besetzt. Der Fußboden war in dichter Reihung mit Grabplatten belegt, da die Kirchen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts noch als Begräbnisplatz dienten (z. B. Beihingen).

Gerade gegen diese reichen Kirchen-Ausstattungen der Spätrenaissance und des Barock wendete sich die letzte große Vernichtungswelle. Sie begann im frühen 19. Jahrhundert mit der Purifizierung und Re-Gotisierung der Kirchen und sie dauert heute noch an. Für alle Grabmalbestände gilt heute, daß sie mindestens einmal empfindlich gestört oder vom ursprünglichen Platz wegverlegt wurden. An der originalen Stelle im Boden sind nur noch wenige Grabplatten verblieben. So ist es heute eine Seltenheit, daß man in der evangelischen Stadtkirche in Markgröningen die 1985/86 aufgedeckten Platten des Kraft Gruibinger (gest. 1412; nr. 42) und des Conrad Sefler (gest. 1419; nr. 46 a) in loco belassen hat. Damit konnte ein solches mittelalterliches Ensemble bewahrt und durch Umlegung weiterer Grabmäler in die heute ungenutzten Seitenkapellen bereichert werden.

Im Normalfall werden bis heute die im Boden der Kirche liegenden Grabplatten im Freien an der Kirchenwand oder an der Kirchhofmauer aufgestellt, womit sie dem sicheren Verfall preisgegeben sind (so in Aldingen, Bietigheim, Geisingen, Marbach, Markgröningen, Vaihingen etc.).

Besonders problematisch ist die Situation im profanen Bereich, etwa bei Bauinschriften am Außenbau oder bei Flurdenkmälern. Man scheut sich mit Recht, diese Denkmäler von ihrem angestammten Ort zu entfernen. Nur steht dann hier der Zerfall unausweichlich bevor.

Aus dieser Skizzierung der Gefahren wird deutlich: wenn schon dauerhafte Rettung nicht möglich ist, dann muß wenigstens die systematische Dokumentierung aller dieser für die Ortsgeschichte unverzichtbaren Quellenaussagen ein Hauptanliegen der Inschriftenarbeit sein. So bemüht sich der Inschriftenband des Landkreises Ludwigsburg einmal um eine systematische Dokumentation aller Inschriftendenkmäler. Das andere Hauptanliegen ist die wissenschaftliche Bearbeitung der Inschriften, nämlich die Erschließung des Materials für die verschiedensten Disziplinen – wie Landesgeschichte, Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, Epigraphik, Soziologie, Genealogie, Philologie etc. Hier hat die Bearbeitung des Landkreises Ludwigsburg eine Fülle von Ergebnissen gebracht, die über die beigegebenen Register aufzuschlüsseln sind. So gibt das Register Auskunft über ca. 1500 in Inschriften genannte Personen und Örtlichkeiten, über etwa 270 Adelswappen und ca. 100 Wappen bürgerlicher Familien, ihre Standeszugehörig-

keit, Berufe, Titel und beigefügte Epitheta. Für die am häufigsten vorkommenden Adelsfamilien wurden erstmals Stammtafeln erstellt, in die die Grabmäler aufgenommen sind. Der kunsthistorisch Interessierte findet ein Register der Künstler und Handwerker nebst einer Reihe neuer Zuschreibungen und Korrekturen der bisherigen Forschungsergebnisse; die formale Gestaltung der Inschriftenträger und die vorkommenden Denkmalsgattungen sind verzeichnet ebenso wie sämtliche bildlichen Darstellungen, sei es aus der christlichen Ikonographie, sei es aus Mythologie, Emblematik oder verwandten Gebieten. Das Register enthält den Nachweis über die Bibelzitate und sonstige Literaturzitate, ferner besondere Formeln, Devisen, Sprüche, sowie Incipits von gereimten Inschriften. Reim- und Versinschriften sind gesondert verzeichnet.

Ich möchte nicht länger bei den Ergebnissen verweilen, die sich im Band Ludwigsburg niedergeschlagen haben – sie sind dort nachzulesen. Vielmehr möchte ich einen Aspekt, der dort nicht berücksichtigt werden konnte, herausgreifen – nämlich die Bedeutung der Inschriften für die Erforschung der Sozialstruktur der Bevölkerung. Gerade hier erlaubt das Material wichtige Einsichten.

Die Personengruppen, die ein Inschriften-Denkmal anfertigen ließen, verfolgten damit einen bestimmten Zweck. Denkmäler sind immer Monumente im öffentlichen Raum und haben die Funktion, bestimmte Personen, Institutionen oder Ereignisse der Nachwelt und Mitwelt zu überliefern. Deshalb interessiert der Personenkreis, der durch Denkmäler als Quellen faßbar ist, und dies besonders dann im ortsgeschichtlichen Bereich, wenn die archivalische Überlieferung dünn ist.

Dabei ist der wirtschaftliche Aspekt nicht außer acht zu lassen: die Herstellung von Inschriften-Denkmalern war zu allen Zeiten kostspielig – dies nicht nur wegen des Materials, sondern auch wegen der Exklusivität von Werkstätten, denen die Herstellung anvertraut wurde. Die Spitzenwerke unter den Grabmalern im Kreis Ludwigsburg sind alle Importstücke. Sie entstammen den führenden und teuer bezahlten Werkstätten des Landes. Abgesehen davon war die Stiftung von Grabdenkmälern im kirchlichen Bereich, besonders im Innern des Kirchenraumes, nur einer privilegierten Schicht vorbehalten, die zugleich zahlungskräftig war. Aus diesen Gründen können Grabmäler ein Spiegel der führenden sozialen Kräfte einer Stadt oder einer Region sein. Dies gilt zumindest für die Ober- und Mittelschichten. Zu diesen gehörten der Adel, die Geistlichkeit und der finanziell potente Teil des Bürgertums. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts rückt der evangelische Pfarrerstand in Württemberg an die Stelle der katholischen Geistlichkeit und bildet eine neue geistige Führungsschicht.

Politisch gesehen bildete sich seit dem 14. Jahrhundert in Württemberg die »Ehrbarkeit« als neue Schicht heraus. Sie trat neben den ritterbürtigen Adel und den Klerus als dritte Kraft. Hinter ihr stand das Bürgertum der Städte, deren Machtzuwachs gekoppelt war mit wirtschaftlichem Reichtum, gewonnen aus dem Handel mit Wein und Getreide. Die Ehrbarkeit war ratsfähig. Sie stellte die Organe der städtischen Selbstverwaltung, stand aber zugleich im Dienst des Landesherrn als Keller bzw. Untervogt, Burghauptmann oder Beamter der herzoglichen Administration. Voraussetzung für die Übernahme solcher Ämter war eine gelehrte Bildung, erworben auf den städtischen Lateinschulen und Universitäten, zunächst meist Heidelberg, dann Tübingen. Es ist hier nicht der Ort, den Aufstieg der Ehrbarkeit nachzuzeichnen. Vielmehr soll am Inschriftenbestand des Kreises Ludwigsburg nachgeprüft werden: wie sah die Selbstdarstellung dieses Standes aus? Wie schlug sie sich in Inschriften-Denkmalern nieder?

Über die Hälfte des Inschriftenbestandes im Kreis Ludwigsburg wurde von Angehörigen des Adels als Auftraggeber veranlaßt, nämlich 341 Inschriften. Darunter ist bis auf wenige Ausnahmen der ansässige Niederadel zu verstehen. Die Kategorie »Hoher Adel« ist nur in wenigen Beispielen vertreten, so z. B. in den Stiftungen des Grafen

Hartmann von Württemberg-Grüningen und seiner Familie (nr. 7, 8, 9) oder einigen Inschriften, die mit dem Hause Württemberg verbunden sind (9 Exemplare).

Die frühesten Denkmäler von Angehörigen der Ehrbarkeit sind Denkmäler für Personen im geistlichen Stand. Nur als Glieder eines Ordens oder als Weltgeistliche stiegen Bürgerliche im 14. Jahrhundert in die Schicht des mittleren Klerus auf. Der Klerus aber ist die Schicht, die schon früh Grabplatten beschriften ließ – so auch im Kreis Ludwigsburg (vgl. nr. 2, 4, 11, 12 12 a, 18 etc.).

Stellvertretend für andere ehrbare Geschlechter sei die Familie der Trutwin von Vaihingen herausgegriffen. Die Trutwin sind schon im 14. Jahrhundert nachweisbar,



*Abb. 2:  
Nussdorf (Gemeinde Eberdingen),  
Schloß, aus der Peterskirche in Vaihin-  
gen a. d. Enz. Grabplatte des Johannes  
Trutwin (gest. 1470).*

*Umschrift:  
Anno · d(omi)ni m cccc / lxx · [...] die ·  
nativitatis · xpi · [...] obiit · Job(ann)es /  
trutwin · civis / cui(us) · anima · requies-  
cat · in · pace /*

aber erst mit dem Weltpriester, dem »honorabilis dominus« Thomas Trutwin, verstorben 1409, begegnet ein Trutwin auf einer nicht erhaltenen Grabplatte (nr. 43). Als Bürger und Laie erscheint der erste Trutwin zwei Generationen später mit der Grabplatte des Johannes Trutwin (gest. 1470; nr. 104). Der Verstorbene kann mit Hans Trutwin, dem Schwiegersohn des reichen Leonberger Untervogst Auberlin Schertlin, identifiziert werden. Er hatte 1445/49 in Heidelberg studiert; daher ist der Text der

Grabschrift lateinisch abgefaßt, während die Grabplatten des Adels bereits um 1450 fast durchgängig deutschsprachig sind (nr. 78, 80, 82, 84, 89 etc.). Das Formular entspricht demjenigen eines gleichzeitigen Adelsgrabmals, etwa der Grabschrift des badischen Landhofmeisters Johannes von Yberg (gest. 1462; nr. 91), bis auf eine Besonderheit: die Namensnennung »Johannes trutwin civis« – dort »Joannes de Yberg armiger«, in beiden Fällen ohne Beisetzung eines vorangestellten Epithetons. Anstelle der Standsbezeichnung »armiger« (Edelknecht) ist also »civis« (Bürger) gesetzt.

Ist das Formular auch gleichlautend, so weicht der Trutwin-Stein in der Gestaltung in auffälliger Weise von gleichzeitigen Adelsgrabplatten unserer Region ab. Stellvertre-



Abb. 3:  
Marbach am Neckar, ev. Pfarrkirche  
St. Alexander. Grabplatte des Dietrich  
von Anglach (gest. 1464).

Umschrift:  
Anno · domini · M° · cccc / lxiiii · jar · vf ·  
frytag · nach · dem · sondag · reminiscere  
/ · jn · der · vasten · starb · / her · dieterich  
· vo(n) · anglach · ritter · de(m) · got ·  
barmh(er)czig · syl

tend für viele andere sei die Grabplatte des Ritters Dietrich von Anglach (gest. 1464; nr. 94) in der Alexanderkirche zu Marbach herangezogen: die hochrechteckige Platte mit Umschrift trägt im Mittelfeld das Vollwappen der Ritter von Anglach mit Turnierhelm, Helmzier und flatternden Helmdecken, angelegt in relativ hohem Relief. Die Trutwin-Platte – ebenfalls hochrechteckig mit Umschrift – zeigt im Mittelfeld in Ritz-Zeichnung ein schlankes Kreuz mit verdickten Enden und einem Ast-Stamm; vor seinem breiten

Sockel lehnt in bescheidener Größe und in Schrägstellung das Wappenschild der Trutwin (Schild gespalten, in den Feldern je ein Fisch in gegenständiger Anordnung – damit gleich dem Wappen der zur Pforzheimer Ehrbarkeit gehörigen Familien Rappenherr und Reut). Daraus wird deutlich: die Ehrbarkeit vermeidet es in ihren frühen Denkmälern, ihr Wappen groß herauszustellen und heraldisch auszuschnücken. Ganz offenbar waren Bügelhelm und Helmzier ursprünglich Privilegien des Adels und Beweis von dessen Turnierfähigkeit – also letztlich Rechtsabzeichen. Die Form der Trutwin-Platte ist möglicherweise entlehnt von schlicht gestalteten Grabplatten für Weltpriester, wobei meist ein Kelch beigefügt ist, oder für Angehörige eines Ordens, die ja wie Johannes Trutwin dem bürgerlichen Stand entstammten. Zahlreiche schlichte Kreuz-Platten für Kleriker haben sich in Marbach erhalten. Und für das Dominikanerinnen-Kloster Steinheim war die Grabplatte mit Kreuz vom 13. bis 16. Jahrhundert der ausschließlich vorkommende Typus. Wie die Denkmäler für den Schreiber Hans Beltz (gest. 1487; nr. 140) und für den Goldschmied und Landtagsabgeordneten Wendel Sparr (gest. 1524; nr. 235 a) zeigen, wurde der Typus für die Ehrbarkeit adaptiert. Die Interpretation des Kreuzes als Standkreuz mit deutlich betontem Sockel und stets ohne Corpus soll hier nicht verfolgt werden.

Einen anderen Typus des frühen bürgerlichen Grabmals zeigt das Denkmal für Jo-



Abb. 4:  
Bietigheim (Stadt Bietigheim-Bissingen), Friedhofskirche St. Peter. Grabplatte des Johannes Trutwin und seiner Gemahlin Agnes geborene Schultheiß (um 1528).

Inschriften:  
Anno D(omi)ni 1528 Jar / den sechste(n)  
tag des ma / ien ist gestorben der / ersam  
Johannes Trutt/win vo(n) Asperg der zit  
/ seshaft zu buttickain / dem got genedig  
sy · / Anno D(omi)ni 1521 vff vnser /  
liebe(n) frowe(n) himelfart ist / gestor-  
be(n) die ersa(m) frow / Agnes schulthai-  
sin Joha(n) / Truttwyns Eeliche husz /  
frow vo(n) asperg seshaft / zu buttick  
der got genad / i(ohannes) t(rutwin)  
/ A(gnes) S(chulthais)



hannes Trutwin (gest. 1528) und seine Frau Agnes (gest. 1521), Tochter des Markgröninger Untervogts Aberlin Schultheiß, an der Peterskirche in Bietigheim (nr. 245). Die äußere Form ist zwar noch die der Rechteckplatte, jedoch ist das Denkmal architektonisch gerahmt mit Dachgesims und Wasserschlag, lag also niemals über einer Gruft als Deckel, sondern war immer aufrecht in die Kirchenwand eingelassen. Die Grabschriften der Ehepartner sind untereinander in zwei Schriftblöcken mit gleichlaufenden Zeilen angeordnet. Für die klein gehaltenen Wappenschilde des Paares bleibt nur ein schmales Feld; hier präsentiert sie ein kleiner Engel als Wappenhalter. Die wortreiche, ausführlich Auskunft gebende Inschrift ist ein Novum: Johannes, Untervogt auf dem Asperg, war seßhaft geworden zu Bietigheim mit einem Zweig seiner Familie. Bemerkenswert ist, daß beiden Personen das Epitheton »ersam« beigelegt wird. Die Angehörigen der Ehrbarkeit bezeichnen sich also selbst als »ersam« oder – was dasselbe bedeutet – »ehrbär«. Dies hat zur Entstehung ihres Standesnamens geführt. Der Adel dagegen benutzte fast ausschließlich die Bezeichnung »edel und fest«, später »edel und ehrenfest« oder ähnlich. Das Denkmal steht im Neckargebiet am Anfang der Entwicklungsreihe des Inschrift-Epitaphs ohne bildlichen Schmuck – eine Form, die in der Folgezeit weiteste Verbreitung für Bürgerliche und für den evangelischen Pfarrerstand erfuhr.

Mögliche Vorstufen finden sich in Markgröningen, der Heimat der Agnes Trutwin, wohin auch das Steinmetzzeichen des Denkmals weist. Dort war schon bald nach 1459 die schlichte Grabplatte für den Kaplan Walter von Haslach und seine Eltern mit einem fünfzeiligen Inschriftblock geschmückt worden (nr. 86). Um 1482 entstanden mehrere Grabplatten für die ehrbare Familie der Volland (nrr. 123, 124), ebenfalls anstelle einer Umschrift mit einem Schriftblock, darunter kleine wappenförmige Vertiefungen, die ehemals wohl mit Schilden aus Metallguß gefüllt waren. Für den Adel war dieser Typ nicht gebräuchlich.

Erst im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts scheint sich im Grabmal zu spiegeln, was in der Politik längst Wirklichkeit war: die Ehrbarkeit drängte nach Gleichstellung mit dem Niederadel, sie heiratete in Adelsfamilien ein und bemühte sich um die Erhebung in den Adelsstand. Sie beanspruchte nun auch das Wappen-Privileg, das vorher nur nach Erwerbung eines Dokortitels der Jurisprudenz oder Theologie erlangt werden konnte. – So überrascht es nicht, daß die Grabplatte des einflußreichen bürgerlichen Rates mehrerer Herzöge, Sebastian Hornmold von Bietigheim (gest. 1581; nr. 383), vom Stadtschreiber zum Kirchenratsdirektor aufgestiegen, mit der Darstellung des Vollwappens die Grabplatte eines Adligen imitiert. In der Folgezeit unterscheiden sich Adelsgrabplatten von denen der Bürger durch Beifügung einer mindestens vierfachen Ahnenprobe (vgl. etwa die zahlreichen Grabplatten des Adelshauses von Nippenburg in Unterriexingen).

Bisher wurde nur die Gattung der Grabplatten betrachtet, d. h. der ursprünglich horizontal über der Gruft mit der Leiche liegenden Deckplatten. Die aufwendigste Form – im 13. und 14. Jahrhundert offenbar adligen oder geistlichen Stifterpersönlichkeiten vorbehalten – trug die in Relief ausgearbeitete Figur der Verstorbene. Nach einer – hinsichtlich der Scheidung zwischen Grabplatte und aufrechtem Grabmal – noch nicht genügend erforschten Übergangszeit treffen wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts zunehmend Figuren-Denkmäler an, die von vornherein als senkrecht aufgestellte Wanddenkmäler bzw. Epitaphien konzipiert sind. In diesem Falle ist damit zu rechnen, daß über der Gruft eine Grabplatte mit Wappenschmuck für dieselbe Person vorhanden war. Solche Grabdenkmäler mit der Figur in Standestracht – der Ritter in voller Rüstung mit dem Schwert an der Seite, die Dame mit Haube und Mantel – sind z. B. für Bernhart Nothaft (gest. 1467; nr. 96) in Beihingen und Ludwig von Nippen-

burg (gest. vor 1498; nr. 159) in Schwieberdingen, für Mechthild von Bernhausen (gest. 1511; nr. 208) in Hochdorf am Neckar und Anna Schenk von Winterstetten (gest. 1512; nr. 209) in Unterriexingen erhalten. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts gewann das Adelsgrabmal mit stehenden Figuren seine endgültige Form, woran im Landkreis vor allem die Bildhauer-Werkstatt des Jeremias Schwarz in Leonberg Anteil hatte. Als spätes Beispiel sei das prunkvolle Denkmal für Wilhelm von Nippenburg (gest. 1609; nr. 536)

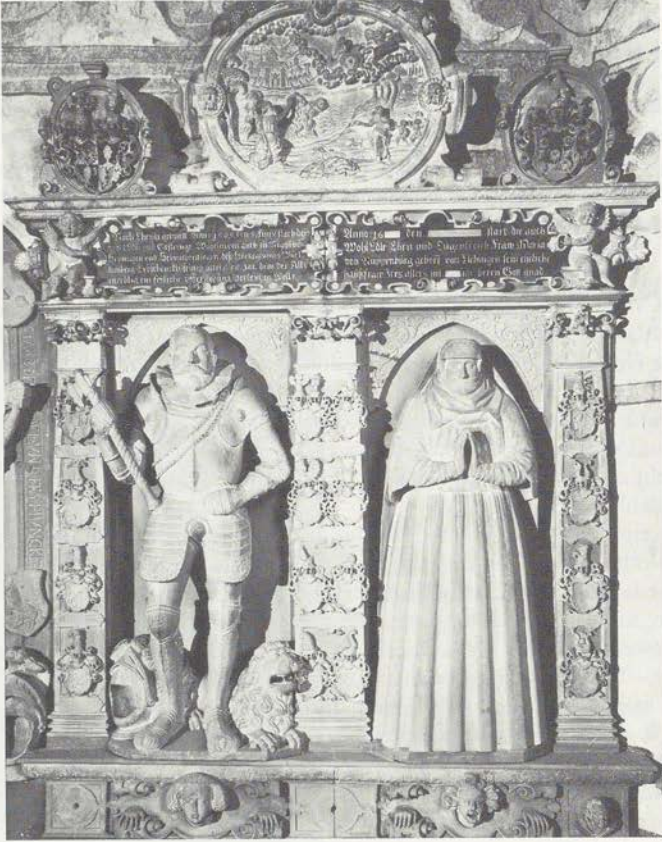


Abb. 5:  
Hemmingen, ev. Pfarrkirche St. Laurentius. Grabdenkmal des  
Wilhelm von Nippenburg (gest. 1609) und der Maria geborene von Flehingen.

Inschriften:

Nach Christi geburt . Anno . 1609 . den . j . Junij . starb der / wohl Edle vnd Gestreng .  
Wilhelm von auch zu Nüppe(n)burg / Hemingen vnd Schwiebertringen . deß Hörtz-  
tumbs Würt = / temberg Erbschenckh . seines alters . 56 . Jar . dem der All =  
ein fröliche vfferstehung verleyhen Welle . /

Anno . 16 < > . den . < > . starb die auch / Wohl Edle Ehrn vnd Tugentreich Fraw  
Maria / von Nüppenburg gebore(n) von Flehingen sein eheliche / haußfraw . ires alters  
im . < > . jar . deren Gott gnad . /



Abb. 6:  
 Ensingen (Stadt Vaihingen a. d.  
 Enz), ev. Pfarrkirche St. Veit.  
 Grabdenkmal des Petrus Trutwin  
 (gest. 1521).

*Inscription:*

A(nn)o · do(min)i · 1521 · / · fe(ria)  
 · 6ta · p(ost) · Ca(n)ta · te · obijt · /  
 · vene(rabi)l(is) · v(ir) · petr(us) ·  
 · trotwyn · / · deca(nus) · i(n) · vay-  
 · hi(n)g(en) · i(n) · scissvra · / · isti(us) ·  
 · lapidis · r(equiescat) · i(n) · pa(ce) · /



Abb. 7:  
 Markgröningen, ev. Stadtkirche  
 St. Bartholomäus.  
 Grabdenkmal der Elisabeth Voll-  
 and geborene Lyber (gest. nach  
 1490).

*Umschrift:*

Anno D(o)M(ini) M° cccc lxxxx /  
 < > starb Die Ersam Frow El-  
 lisabet Lyherin / der Sel Wel Got  
 Gnedig / sin Vnd bewarn Vor  
 Ewiger pin Amen /

und seine Gemahlin genannt. Hier stehen die lebensgroßen Figuren der Verstorbenen in einer gedoppelten Renaissance-Aedikula, die durch ein Relief mit einer biblischen Szene – hier die Himmelfahrt des Elia – bekrönt ist. Der überreiche heraldische Schmuck – die Medaillons mit den Vollwappen des Paares in der Giebelzone und die jeweils achtfache Ahnenprobe auf den Pilastern – ist ein wichtiges Gestaltungselement.

Ohne Zweifel strebte auch die Ehrbarkeit nach dieser höchsten Form der Repräsentation im Figurengrabmal. Zunächst finden wir diese Form nur im Kreis des Klerus – wiederum bei einem Trutwin: in Ensingen das Denkmal für den Vaihinger Dekan Petrus Trutwin (gest. 1521; nr. 230), dargestellt als Priester im Meßgewand mit Kelch und Hostie – der Bürgersohn in klerikaler Würde, in der Inschrift apostrophiert als »venerabilis vir«. Als Geistlichem aus einflußreicher Familie standen ihm höchste Ämter offen; der Abt von Hirsau und Prälät im Landtag, Johannes Schultheiß (1524–1556), war ein naher Verwandter. Seine Herkunft aus der Ehrbarkeit war offensichtlich nicht so wesentlich, daß sie durch Wappenschmuck hätte hervorgehoben werden müssen.

War man nicht Priester oder von Adel, so konnte man Begräbnisrecht im Innern einer Kirche nur als Geber einer bedeutenden Stiftung erlangen. Dies belegen die schon erwähnten Grabplatten der Volland in Markgröningen. An der Stadtkirche war bereits 1459 durch eine bürgerliche Stiftung der Bau einer Kapelle ermöglicht worden, die in der Folgezeit Grabstätte der Volland wurde. Hier befindet sich das bemerkenswerte Grabmal der Elisabeth Volland (gest. nach 1490; nr. 150). Sie war eine Tochter des württembergischen Kanzlers Konrad Lyher in Stuttgart und der Antonia von Dagersheim, einer unehelichen Tochter des württembergischen Fürstenhauses. Als Witwe des Heinrich Volland d.J. (gest. 1482; nr. 123) vergab sie eine bedeutende Pfründienstiftung. Da ihr Todesdatum nicht eingetragen ist, ist anzunehmen, daß sie selbst zu Lebzeiten für die Aufstellung des Grabmals sorgte. Es zeigt die Verstorbene vor einem Brokatvorhang mit Haube und faltigem Umhang als Abzeichen der verheirateten Dame, zugleich als fromme Beterin mit dem Rosenkranz in Händen. Zu Elisabeths Söhnen gehören Persönlichkeiten wie der württembergische Kanzler Ambrosius Volland (1468–1551) und der Markgröninger Untervogt und Spitalmeister Philipp Volland (gest. vor 1542). Nach mehreren Eheverbindungen mit dem Adel – so mit den Sachsenheim – gelang der Familie 1570 die Erhebung in den Adelsstand. Das Grabmal entspricht demjenigen einer adligen Dame; jedoch wird die Zugehörigkeit zur Ehrbarkeit deutlich durch die Formulierung »die Ersam Frow Elisabeth Lyherin« in der Grabchrift und durch die Beschränkung des Wappenschmucks auf zwei einfache Schilde.

Was um 1490 noch die Ausnahme war, setzte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allgemein für die führenden Familien der Ehrbarkeit durch: sie beanspruchten in gleichem Maße Repräsentation im Grabmal wie der Adel. Entscheidend war freilich das Vorhandensein einer fähigen Bildhauerwerkstatt zur Verwirklichung; dies wurde möglich durch die ausnahmslos auswärtigen, ebenfalls für den Adel arbeitenden Werkstätten eines Jeremias Schwarz von Leonberg (früher irrtümlich meist mit Leonhard Baumhauer von Tübingen verwechselt), eines Josef Schmid von Urach und eines Jakob Müller von Heilbronn.

Die Zeller waren durch mehrere Generationen Schultheißen zu Heimerdingen. An der Heimerdinger Kirche, der Verwitterung preisgegeben, stehen die Grabdenkmäler für Sebastian Zeller (gest. 1617; nr. 580) und seinen gleichnamigen Sohn (gest. 1615; nr. 571). Sie ließen sich durch Jeremias Schwarz in ihrer Standestracht und offensichtlich im modischen Kostüm der Zeit darstellen, das mit Genauigkeit wiedergegeben ist: beide mit der Linken den Griff des Degens umfassend, der Vater mit einem breitkrempigen Hut in der Rechten. Die Epitheta der Grabschriften »ehrenhaft und wohlbeschei-



Abb. 8:  
Heimerdingen (Stadt Ditzingen), ev.  
Pfarrkirche St. Peter. Grabdenkmal des  
Sebastian Zeller d. Ä. (gest. 1617).

Inskrift:  
An(n)o Domi(ni) 1617 · den I Tag Oc-  
tobris Starb der Eh/ renhafften und wol  
bescheiden Sebastian Zeller der / Ältere  
als er 54 Jahr alt war, und das Schult= /  
heisen Amt 24 Jahr versehen hatte. Den/  
Gott am jüngsten Tag mit Freuden / er-  
wecken wolle Amen : /

den« bzw. »ehrbar und bescheiden« sowie der Verzicht auf dekorativen Wappenschmuck kennzeichnen das bürgerliche Grabmal. Das Bekenntnis zum lutherischen Glauben ist beim Vater durch das Reliefbild der Auferstehung, beim Sohn durch das Bibelwort Phil. 1, 21 ausgedrückt.

Im dreiteiligen Aufbau einem Adelsgrabmal gleicht das Denkmal für den markgräfllich badischen Amtmann und Rat Johann Wolff (gest. 1600; nr. 490) in der Kilianskirche in Mundelsheim. Das Denkmal von der Hand des Jakob Müller von Heilbronn bleibt freilich in der Wirkung bescheiden gegenüber den prunkvollen Adelsgrabmalern desselben Meisters, etwa gegenüber dem vierteiligen Liebenstein-Denkmal in Bönning-



Abb. 9:  
Mundelsheim, Kilianskirche Grabdenkmal des Johann Wolff (1591/1600).

*Inschriften:*

Johan Wolff der Rechten Licentiat So bey Leb Zeytten Pfaltz / vnd Marg(räflicher) Rath vnd 18 Jar Amptman alhie / Vnd dan Zu Legationibus der Ro(emischen) Ka(iserlichen) May(estät) auch / den Königen Franckreich vnd Nauarren drey / mal Zu Engellandt Zwey vnd Zu Polen Ein= / mal : auch sonst Chur(fürsten) Fürsten Stett Reichs, / Vnnd Krayßtagen geprauchtw gewesen Ist. / Starb An(n)o 1600 den 23 tag Monats may · Starb Anno I < > den < > Monatstag / < > / Die hail-sambst Traffick Ist Gott Fürchten vnd / sich benüegen

heim (nr. 463, 464). Der Schwiegersohn des badischen Kanzlers Achtsynit steht breit-spurig vor dem Betrachter, Hut und Degen wirken wie die ritterliche Attribute Helm und Schwert unübersehbar. Der Mantel ist wie eine antike Toga über die Schulter geworfen, vielleicht als Anspielung auf den humanistisch gebildeten Schriftsteller, in der Grabschrift jedoch zählt nur die Aufzählung der politischen Ämter. Der bescheidene Wappenschmuck ist vierfach, so daß man zunächst glauben könnte, einen Adligen vor sich zu haben. Das gleichzeitige Ritterdenkmal hält jedoch stets an der mittelalterlichen Darstellungsform des von einem Löwen begleiteten Geharnischten fest (vgl. das schon erwähnte Doppel-Grabmal in Hemmingen, nr. 536).

Neben dem Typus des Grabmals mit lebensgroßen Standfiguren bildet sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein zweiter, zahlenmäßig weit verbreiteter Typus des figürlichen Grabmals heraus, an dessen Entwicklung im Kreisgebiet wiederum Jeremias Schwarz entscheidenden Anteil hatte: das Grabmal mit Betern vor dem Kreuz. Auch dieser Typus war zunächst für Adel und Klerus herausgebildet worden, ausgehend von Werken der Bildhauerwerkstatt des Loy Hering in Eichstätt um 1535/40. Vom katholischen Hochstift aus hat dieser Typus einen Siegeszug vor allem in den protestantischen Ländern angetreten und er wurde geradezu zum Prototyp des lutherischen Grabmals bis nach Kärnten und Steiermark hinein. Dabei mögen theologische Äußerungen Luthers zur Kreuzestheologie und davon beeinflusste graphische Darstellungen des Kreises um Lucas Cranach eine Rolle gespielt haben. z. B. das Titelblatt von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments von 1546, auf dem der Kurfürst Johann von Sachsen und Luther betend vor dem Kreuze knien.

Zu den frühesten Denkmälern dieses Typs in unserer Region zählen das Grabmal des Veit von Sternenfels (gest. 1571) in Zaberfeld (Landkreis Heilbronn) und das Grabmal für Rosa von Rüppurr (gest. 1573; nr. 351) und ihre Kinder in Schwieberdingen. Sowohl diese symmetrische Komposition mit dem Kreuz in der Mittelachse als auch der einfigurige Typ von Zaberfeld wurden im Kreisgebiet für zahlreiche Adelsfamilien übernommen. Seine reichste Ausbildung fand er in den großen Familiendenkmälern der 1590er Jahre, so z. B. in dem Grabdenkmal für die Familie des Friedrich von Nippenburg (gest. 1591; nr. 428) in Schwieberdingen oder der Plieningen in Kleinbottwar (nr. 466).

Abb. 10:

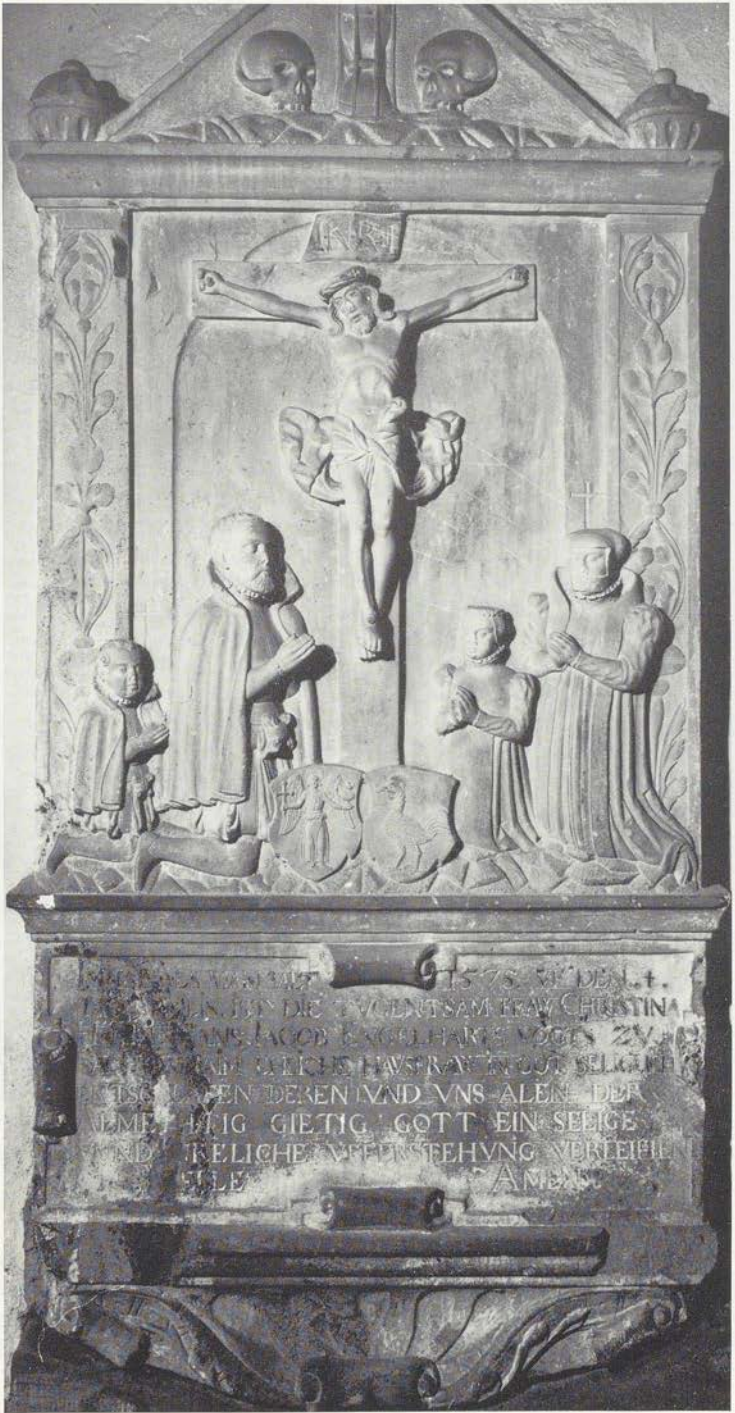
Schwieberdingen, ev. Pfarrkirche St. Georg.  
Grabdenkmal der Rosa von Rüppurr geborene von Gültlingen und ihrer Söhne Caspar, Sebastian, Philipp Jacob und Balthasar (1573).

Inschrift:

AN(N)O D(OMI)NI . 1572 . DEN . 28. SEPTEMBRIS . IST DER EDEL VND VEST  
REIN = / HART VON VND ZV RIEPPVR . DER ZEIT OBERVOGT ZV LEWEN-  
BERG / MIT SEINER ERGELIEBTEN HAVSFRAWEN . DER AVCH EDLEN  
VND TVGENTSAM/EN ROSA VON RIEPPVR . GEBORNE VON GVLTLIN-  
GEN ZV PFEFFINGE(N) . ETc./SAMPT IHREN VIER SÖNEN . MIT NAMEN  
CASPAR . SEBASTIAN . PHILIPPS / JACOB . VND BALTASARN . VON WE-  
GEN EINGERISSENS STERBENS . ALHER / GEHN SCHWVEBERTINGEN  
GEWICHEN . VND BIS AVFF MITFASTEN DES . 73 . / JAR GLVCKLICH VND  
IN ALLER LEIBSGVNDTHAIT VERHARRET . IN DEM AB/ER . HAT SICH  
AVS SONDERER SCHICKHVNG GOTTES ZVGETRAGEN . DAS / DIE FRAW  
MVTTER . SAMPT DEN DREIEN SÖHNEN . CASPARN . PHILIPPSIACOB . /  
VND BALDTASAR . SICH GELEGT . VND DIE MVTTE DEN 7 MARTY GE-  
MELTS / IARS . DIE DREY SÖHN ABER . IN DREYE(N) TAGEN HERNACH-  
HER CHRISTLICH ENTSCHLA/FEN . DENEN DER ALMECHTIG GOT .  
EIN FRELICHE VRSTENDT VERLEIHE AMEN / DIE GERECHTE(N) WER-  
DEN WEGGERAFFT . VIR DEM VNGLVCKH . VND DIE RICHTIG FVR . /  
SICH GWANDELТ HABE(N) . DIE KOMEN ZVM FRID . VND RVHEN IN  
IHRE(N) KAMMERN . ESAIAE . 56 .







Die bürgerlichen Auftraggeber ließen offensichtlich die Grabmäler der Adligen von derselben Werkstatt kopieren. Das ist besonders deutlich bei dem Denkmal für die Familie des Johann Jakob Engelhardt (um 1575; nr. 355) in Großsachsenheim. Es ist als kleinformatige Replik des Rüppurr-Denkmals (nr. 351) in Schwieberdingen anzusprechen, nur fehlen die Ahnenproben, und statt des Giebelreliefs mit der Aufrichtung der Ehernen Schlange sind hier Todesembleme eingesetzt. Die Ehwappen sind hier schlichte Schilde.

Wie dieses Beispiel zeigt, bot der Typus der Beter unter dem Kreuz die Möglichkeit zur maßstäblichen Verkleinerung der Personengruppen, denn hier war die Reduktion auf ein kleinfiguriges Epitaph möglich. Bezeichnenderweise hielt der Adel meist am Denkmal mit lebensgroßen Figuren fest, auch wenn er diesen Typus wählte (vgl. etwa die großartige Grabmalserie für die Familie von Münchingen, nrr. 433, 435, 508, 513, 605, 647). Die Ehrbarkeit dagegen wählte im allgemeinen die kleinformatige, weniger kostspielige Ausbildung (vgl. die Denkmäler für die Vimpelin in Markgröningen, nrr. 296, 500).

Eine Ausnahme macht das Grabdenkmal des Hirsauischen Klosterverwalters Christoph Lang und seiner Gemahlin Barbara Metz (nr. 660). Ihr früher Tod 1612 veranlaßte die Errichtung des Denkmals an der südlichen Außenwand des Chores der Pfarrkirche in Eberdingen. Obgleich die Verwitterung so weit fortgeschritten ist, daß in Kürze hier ein Totalverlust zu beklagen sein wird, läßt sich das Denkmal aufgrund älterer Beschreibungen und Photos rekonstruieren: das Paar kniet in Standestracht zu beiden Seiten des Kreuzes, die Frau mit spanischem Kragen und Häubchen, ein verstorbenes Söhnchen vor sich, der Mann in weiten Pluderhosen und einem Umhang, ohne Degen. Über dem Kreuz in der Bekrönung befand sich wiederum das Auferstehungs-Medaillon, gearbeitet nach einer Vorlage, die immer wieder in der Schwarz-Werkstatt verwendet wurde. Wappen sind nicht vorhanden; vielleicht hatte man von Anfang an auf sie verzichtet. Trotzdem ist das Denkmal einem Adelsgrabmal an die Seite zu stellen wegen der fast vollrund gearbeiteten, monumentalen Figuren.

Der Zustand des Grabmals – sämtliche Inschriften zerstört, die Bekrönung und der Sockel fehlen, die Figuren schwer beschädigt – zeigt besser als viele Worte, daß die Sammlung und Bearbeitung der historischen Inschriften in Württemberg eine Aufgabe von großer Dringlichkeit ist.

*Abb. 11:*

*Großsachsenheim (Stadt Sachsenheim), ev. Pfarrkirche St. Fabian und Sebastian.  
Grabdenkmal für die Familie des Johann Jacob Engelhardt und der Christina geb. Han  
(gest. 1575).*

*Inschrift:*

IM IAR ALS MAN ZALT . 1575 . VF DEN . 4 . / TAG . APRILIS . IST . DIE  
TVGENTSAM FRAW CHRISTINA / HÄNIN . HANS IACOB ENGELHARTS  
VOGTS ZV / SACHSENHAIM EHLICHE HAVSFRAW IN GOT SELIGLICH /  
ENTSCHLAFEN . DEREN VND VNS ALEN DER / ALMECHTIG GIETIG  
GOTT EIN SELIGE / VNND FRELICHE VFFERSTEHVNG VERLEIHEN  
[W]ELLE /// AMEN . /



Abb. 12:  
 Eberdingen, ev. Pfarrkirche St. Martin.  
 Grabdenkmal für Christoph Lang und Barbara geborene Metz (1612/35).

*Inschriften (Grabschrift zerstört):*  
 Psalm · IV · / Mein Gott und Herr die Heilichen [dein] / Ganz wunderbarlich führst aus und  
 ein / Mich hast geführt aus Kreuz und Not / Zur ewichen Freud durch deinen [Tod] /  
 PhilP · I · K · / Christus ist mein Leben / Und sterben [ist mein] Gewinn · / [Ich habe  
 Lust abzu]scheiden / [Und bei Christo zu] sein · /

## Anmerkungen

- 1 Die Deutschen Inschriften, Band XXV, Heidelberger Reihe 9. Band. Gesammelt und bearbeitet von Anneliese Seeliger-Zeiss und Hans-Ulrich Schäfer. Wiesbaden (Dr. Ludwig Reichert Verlag) 1986. (523 Seiten und 69 Tafeln mit 170 Abbildungen, 1 Karte) – Im folgenden wird bei den einzelnen Inschriften-Denkmalen jeweils auf die Katalognummer des Bandes verwiesen. Vgl. auch die Buchbesprechung in diesem Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter (Anm. d. Red.)
- 2 Deutscher Glockenatlas. Band 1: Württemberg-Hohenzollern. Bearbeitet von Sigrid Thurm. München 1959.
- 3 So sind die ersten Berichtigungen und Nachträge bereits eingetroffen, für die den Einsendern herzlich gedankt sei:
  - a) Nr. 165 a – Markgröningen, ev. Stadtkirche St. Bartholomäus, nach 1500: hochrechteckige Grabplatte mit Ritzbild eines Priesters mit Kelch, roter Sandstein, Umschrift zwischen Linien; 1986 in der westlichen Seitenkapelle der Südseite aufgerichtet, vorher im südlichen Seitenschiff im Boden. Gotische Minuskel: Anno d(omi)ni M v ..... / ..... / ... martius amen /
  - b) Nr. 61 – Das nach Auskunft des Pfarramts nicht mehr vorhandene (vgl. Anm. 1 ebd.) Grabmal befindet sich wohlbehalten im Chor der Pfarrkirche Metterzimmern (Stadt Bietigheim-Bissingen) und bezieht sich auf den evangelischen Pfarrer Stephan Kübel und seine Gemahlin Anna Epp (gest. 1607 Dez 5). Vgl. M. Otto, Die evangelische Pfarrkirche von Metterzimmern, in: HgW 37 (1986) Nr. 3.
  - c) Nr. 532 – Das Grabmal war durch Efeubewuchs vollständig unsichtbar und liegt jetzt wieder frei.
- 4 Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg I: Der Neckarkreis. Stuttgart 1889.

# Georg Sebastian Zilling (1725–1799) – viel geschmähter Dekan und Stadtpfarrer in Ludwigsburg.\*

Von Wolfgang Bollacher

## I.

Georg Sebastian Zilling, der von 1765 bis 1799 Spezialsuperintendent und Stadtpfarrer in Ludwigsburg war, ist in den Schriften und Aufzeichnungen Schillers, Hovens, Lavaters, Hahns, Neuffers, Kerners und Schubarts erwähnt<sup>1</sup>. Er wurde von Belschner und Paret<sup>2</sup> in den Kreis hervorragender Ludwigsburger aufgenommen, obwohl das von ihm überlieferte Bild einen engen, strengen und deshalb nicht beliebten Mann zeigt, dem seine Gegnerschaft zu Schubart nicht verziehen wird.

Zilling wurde am 10. 10. 1725 in Ludwigsburg geboren<sup>3</sup>. Er war das erste Kind des aus Metterzimmern stammenden Bäckermeisters Johann Jakob Zilling und seiner Ehefrau Margarete Fundus aus Tamm. Sein Vater und sein Großvater mütterlicherseits, Johann Georg Fundus, Weinschenk und Bäck in Tamm, hatten sich in Ludwigsburg neben dem Gasthof »Alte Sonne« das Eckhaus Nr. 29 Eberhardstraße – früher Bäckergasse – gebaut und eine Bäckerei darin eingerichtet<sup>4</sup>. In diesem Haus, in dem sich noch heute eine Bäckerei befindet, kamen Georg Sebastian Zilling und seine Schwestern Christina Margaretha (1726) und Anna Margaretha (1727), die beide nach Amerika auswanderten, und wahrscheinlich auch Friederica (1732), die den Bäckermeister Kirn in Ludwigsburg heiratete, zur Welt. Dann gab es zwischen dem Vater und dem Großvater mütterlicherseits »Verdruß«, und der Vater kaufte in den dreißiger Jahren ein Haus »ohnweit dem See«, in das er mit seiner Familie zog. Am 30. 10. 1738 starb der Vater an der Schwindsucht und hinterließ »vier unerzogene Kinder« und eine Witwe, die das fünfte Kind unter dem Herzen trug. Dieses Kind kam am 22. 12. 1738 zur Welt. Es war Philipp Jakob Zilling, der nachmalige Chirurgus iuratus und Stadtmesner.

Zilling besuchte zuerst die sogenannte französische Schule der Madame Bohy in Ludwigsburg, wo er unter achtundzwanzig Mädchen der einzige Bub war, dann von seinem zehnten Lebensjahre an die lateinische Schule. Schon früh verspürte er die Lust, Geistlicher zu werden und bedrängte seine Eltern, ihn studieren zu lassen. Die Eltern willigten schließlich ein, weil sie ihn öfters, wenn er allein zu sein glaubte, auf einem Stuhl stehend, predigen hörten und »gar viel Vergnügen« an seiner starken Stimme, seiner guten Aussprache und seiner Gestikulation hatten<sup>5</sup>. Freilich hatten auch Zillings Lehrer Schoder und Hoeniger dazu beigetragen, daß die Eltern »ihn der Theologie widmeten«.

Es folgten Jahre in den Seminaren Denkendorf und Maulbronn und von 1743 an das Studium der Theologie in Tübingen. 1745 promovierte Zilling zum Magister und wurde in der sogenannten Lokation an dritter Stelle plaziert. Er war dann Vikar in Nehren, Weinsberg, Ellhofen, Wüstenrot, Königsbronn und Erbsetten und kam zu Beginn der fünfziger Jahre nach Stuttgart als Hofmeister – Hauslehrer – zu den adeligen Familien Geyer und Wallbronn. Seine erste Pfarrstelle erhielt Zilling in Zavelstein und Teinach, wo er von 1755 bis 1763 amtete. Sodann war er zweieinhalb Jahre Dekan in

\* Vortrag vor dem Hist. Verein Ludwigsburg am 12. 2. 1987.

Lauffen am Neckar. In Zavelstein nahm er sich des damals vierjährigen Friedrich Wilhelm Hoven an, des späteren Schillerfreunds und Stadtphysikus' in Ludwigsburg, der dort bei seinen Großeltern Vischer mütterlicherseits weilte. Hoven berichtet in seinen Lebenserinnerungen sehr lebendig über diese erste Begegnung mit Zilling<sup>6</sup>. »Ohne sein Wissen und Wollen« wurde Zilling 1765 von Lauffen weg zum Spezialsuperintendenten, d. h. zum Dekan, nach Ludwigsburg an die Stadtkirche berufen, also zu Beginn des Jahrzehnts, in dem Herzog Carl Eugen in Ludwigsburg residierte und das den nie wieder erreichten Höhepunkt der Stadtgeschichte Ludwigsburgs markiert<sup>7</sup>. Über seinen Aufzug am 26. 11. 1765 schreibt Zilling: »Ich accordierte für Präsentation, Aufzugsmahlzeit, Fuhren usw. auf 100 fl, welche ich auch gleich den dritten Tag nach geschehenem Aufzug baar erhielt ..., auch verehrte mir der löbliche Magistrat noch besonders, weil ich ein geborener Ludwigsburger sey, eine große Zäune voll Eier, Butter, Schunken usw. ins Haus.« Die Investitur besorgte der Abt und Generalsuperintendent von Maulbronn, Magister Johann Adam Lederer, jedoch erst am 16. 3. 1766, weil er »selbigen Winter hindurch unpäßlich gewesen«.

Zilling starb am 31. 1. 1799 an Schlagfluß, ohne leibliche Kinder zu hinterlassen. Vermutlich ist er auf dem »Alten Friedhof« bestattet. Sein Grab ist verschollen. Am 9. 3. 1799 fand die Auseinandersetzung seines kleinen Nachlasses statt. Für seine beiden nach Amerika ausgewanderten Schwestern fungierte ein Pfleger<sup>8</sup>.

Zilling war dreimal verheiratet. Seine erste Ehefrau Anna Barbara Zech starb am 22. 11. 1756 in Zavelstein im Kindbett. Am 7. 6. 1757 heiratete Zilling in Kusterdingen Catharina Louisa Georgii, die am 1. 5. 1784 in Ludwigsburg starb, worauf er am 8. 9. 1785 Friederike Louise Neuffer geborene Steinheil ehelichte, die Witwe eines Amtsbruders aus Tuttlingen. Sie brachte den am 19. 3. 1768 geborenen Christian Ludwig Friedrich Neuffer mit in die Ehe. Er studierte Theologie, war eine Zeitlang Vikar bei seinem Stiefvater in Ludwigsburg, wurde dann Stiftsrepetent in Tübingen und später Pfarrer in Benningen. Er heiratete die Schwester von Eduard Mörikes Mutter, war also der Onkel des Dichters. Ihm ist ein wichtiges Zeugnis über Zilling zu danken.

## 2.

Während seiner vierunddreißigjährigen Amtszeit in Ludwigsburg unterrichtete Zilling in der Lateinschule im Tübinger Amtshaus Friedrich Schiller, der von 1766 bis 1773 im Cottahause in der Stuttgarter Straße wohnte, und der Zilling am 28. 9. 1771 ein lateinisches »Huldigungscarmen« verfaßte, weil er ihm und seinen Schulkameraden Herbstferien bewilligt hatte. Schiller nennt den Dekan einen würdigen, verdienten und gelehrten Mann<sup>9</sup>. Trotz dieses Gedichts, das Zilling sicher gefiel, mußte er sich einmal beim alten Schiller über eine ketzerische Frage beschweren, die der kecke Fritz gestellt hatte<sup>10</sup>. Konfirmiert hat Zilling Friedrich Schiller nicht, dies besorgte der Garnisonsprediger Magister Heinrich Friedrich Olnhäuser, weil Schillers Vater als Militärperson zur Garnison gehörte. Zilling taufte aber am 18. 9. 1786 Justinus Kerner, der ihm später im »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« ein Denkmal setzte.

Zu Beginn des Jahres 1767 gelang es Zilling, das Gebäude Nr. 9 Wilhelmstraße von General Werneck auf Kirchenratskosten zu kaufen, das von da an das Spezialat und von 1823 an die Prälatur beherbergte. Bis dahin wohnte Zilling »Am unteren Berg« im Gebäude Nr. 10 Kaffeeberg, heute Nr. 28 Eberhardstraße<sup>11</sup>. Den Kauf ratifizierte Herzog Carl Eugen in Venedig, und Zilling zog schon nach Ostern 1767 in das neue Haus. Als der Herzog am 11. 7. 1767 von seiner venezianischen Reise nach Ludwigsburg zurückkehrte, bereitete ihm die Bürgerschaft einen festlichen Empfang und eine groß-

artige Illumination. Alle Bürger hatten ihre Häuser geschmückt, und Zilling hatte an seinem neuen Domizil ein Gemälde angebracht, auf dem »das neue Spezialatshaus mit Garten perspektivisch geschildert« war und auf dem zu lesen stand: »Carls Geschenk ist dieses Haus, Danck und Ehrforcht scheint hinaus<sup>12</sup>.« Später schrieb Zilling über das Haus mit leiser Enttäuschung: »Es hatte unter vielen anderen, von Herzog Eberhard Ludwig seinem Erbauer Grafen von Graevenitz erteilten Privilegien auch die Accisfreiheit, allein diese wurde mir 1769 aus Gelegenheit eines Mostverkaufs von der Herzoglichen Regierung abgesprochen, weil obiges Privilegium längstens in Abgang gekommen sei.«

Von 1769 bis 1773 war Zilling Vorgesetzter Christian Friedrich Daniel Schubarts, der in dieser Zeit bis zu seiner »Landesverweisung« Musikdirector und Organist an der Stadtkirche war. Beide vertrugen sich nicht. In Zilling und Schubart begegneten sich zwei Welten. Hier law and order und schwarzer Kirchenrock, da Libertinage und buntes Hofgewand. Es konnte nicht gutgehen. Zilling hatte als Organisten den Oberpräzeptor Johann Friedrich Jahn favorisiert und war über die Berufung Schubarts von vorneherein nicht glücklich, zu Recht nicht, wie sich herausstellte, denn Schubart bekam die Ludwigsburger Luft nicht, er hätte, wie sein Sohn Ludwig später schrieb, eben nicht »den klaren Landbach mit dem tosenden Stadtmeere vertauschen« dürfen<sup>13</sup>. Über das Nominationsrecht des Organisten war es übrigens zu einem Kompetenzstreit zwischen Kirchenrat und Magistrat gekommen, weshalb die Sache dem Herzog zur Entscheidung vorgelegt wurde<sup>14</sup>.

Kurz vor dem Weggang Schubarts 1773 bewarb sich Zilling als »unterthänigstverpflichtigehorsamster Special« bei Herzog Carl Eugen um die Stelle des Prälaten von Alpirsbach, ohne sich zu bekommen<sup>15</sup>. Schon vorher hatte er sich um eine Versetzung und Beförderung bemüht. Philipp Matthäus Hahn notiert am 20. 10. 1772 in seinem Tagebuch: »Abends noch mit Herrn Special geredet und gesehen, wie sehr er sich bey jedermann, absonderlich bey den Geheimen Räthen wegen Beförderung recommendire und auch mich dazu brauchen will wegen einer Großuhr im Geheimen Rath und wie widerlich mir solch niedrige Gemütsart sey<sup>16</sup>.«

In eigenen Aufzeichnungen versäumt Zilling es nicht, die guten Beziehungen seiner Angehörigen zu höher gestellten Personen hervorzuheben. Er vermerkt, der Vater »war wohl gelitten bey dem Herzog Eberhard Ludwig ... wie auch bey den damaligen Ministres und Chefs des Hof«, seine erste Frau Anna Barbara Zech »war die Tochter des Herzoglichen Hauptmanns Johann Friedrich Zech auf dem Hohentwiel, eines vollbürtigen Bruders von dem Geheimen Rath von Zech«, und seine zweite Ehefrau Catharina Louisa war die Tochter des herzoglichen Regierungsraths und Landschaftsconsulenten zu Tübingen, die sich in ihrer Jugend »einige Zeit bey ihrer ältesten Schwester, der nachmaligen Geheimen Rätthin Weickersreuterin zu Regensburg« aufhielt, »ingleichen zu Frankfurt bey der Kaiserswahl«.

1790, also sehr spät und ein Jahr vor Schubarts Tod am 10. 10. 1791, wurde Zillings Bruder Philipp Jakob Mesner an der Stadtkirche und war fortan sein Untergebener. Es ist berichtet, der Bruder habe Zilling jeden Sonntag unter Bekomplimentierungen den Kirchenrock anziehen müssen<sup>17</sup>.

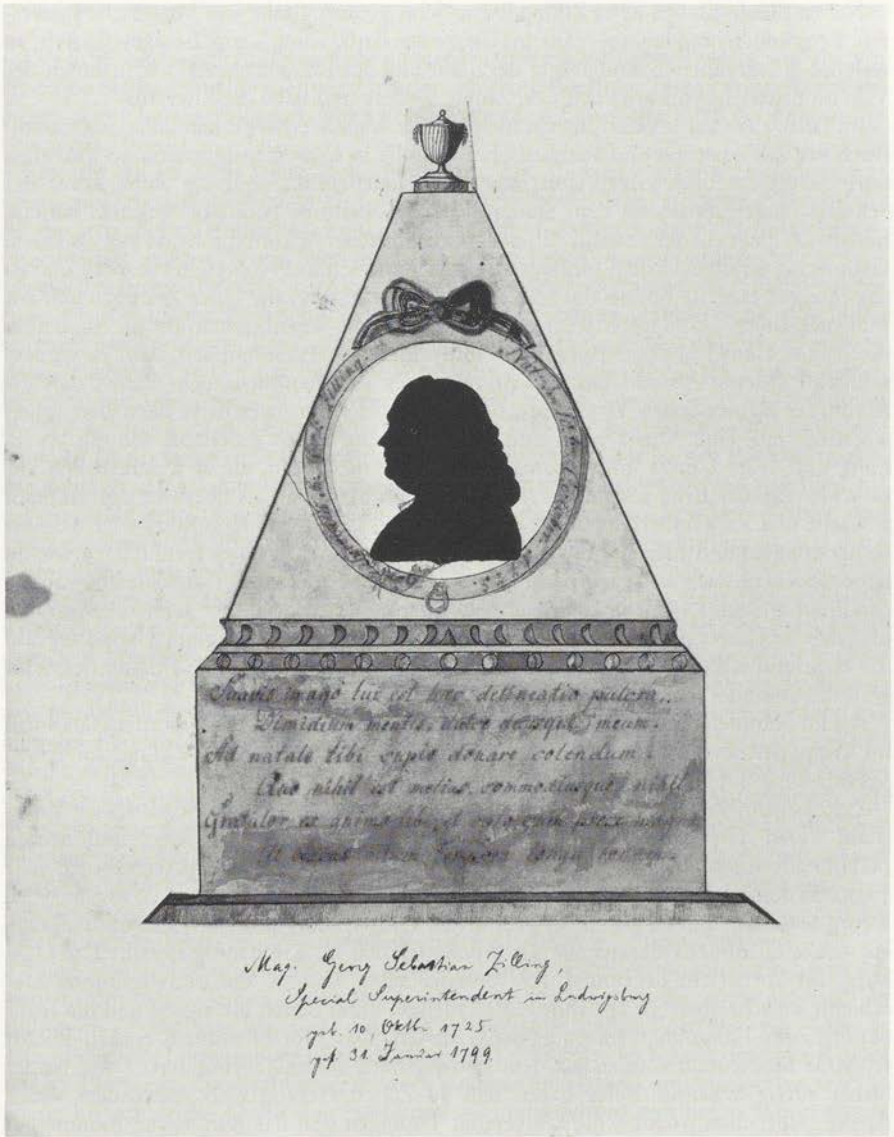
Vikare bei Zilling waren u. a. der schon erwähnte Stiefsohn Christian Ludwig Friedrich Neuffer und der Neffe Johann Ernst Christoph Zilling, Sohn des Stadtmesners und späterer Dekan in Freudenstadt.

Zilling gehörte der späten Orthodoxie an, einer damals in Formeln und Ordnungen erstarrten theologischen Richtung, die neue Strömungen, insbesondere den Pietismus als Heterodoxie bekämpfte, und dies trotz des Pietistenreskripts von 1743, das den Pietisten das Abhalten der »Stunden« erlaubte. Die Orthodoxie war gewiß nicht un-

christlich, sie verlangte aber Aufrechterhaltung der festgesetzten kirchlichen Ordnung und Gehorsam gegenüber den Weisungen der Kirchenbehörde, sie verpflichtete ihre Anhänger geradezu zur Härte, Enge und Intoleranz. Vieles von dem, was Zilling tat, ist hieraus zu erklären. Oftmals war Zilling nur das Werkzeug der Kirchenbehörde, so wenn er auf die Reformierten, die in der 1780 gegründeten Bijouteriefabrik arbeiteten, Druck ausübte. Nachdem man ihnen die Kirche genommen hatte, durften sie nur zweimal im Jahr den reformierten Prediger aus Nordhausen und später aus Cannstatt kommen lassen, um von ihm das Abendmahl zu bekommen. Zuvor mußten sie aber jedesmal Zilling um besondere Erlaubnis hierzu bitten, was sie als demütigend empfanden. Die Folge war, daß die Arbeiter abwanderten und die blühende Bijouteriefabrik verschwand<sup>18</sup>. Hoven schreibt, Zilling habe ihn, solange er als Knabe in Ludwigsburg in seinem Hause verkehrte, so »von der Welt« und dem Umgang »mit bösen Buben« abgeschottet, daß er in Gefahr gewesen sei, ein Sonderling zu werden, und Kerner weiß, daß Zilling Herren vor versammelter Gemeinde vom Abendmahl zurückwies, nur weil sie nicht im schwarzen Mantel erschienen<sup>19</sup>. Am 17. 5. 1773 vermerkt Philipp Matthäus Hahn in seinem Tagebuch, er habe »die Schwachheit des Herrn Spezials und seine Gefälligkeit« ihm »nicht in allem zu widersprechen, und die Macht des Gefängnisses der Orthodoxie und Theseos (Lehrmeinung) gegen den Verstand« eingesehen, und am 23. 2. 1775 recht ungehalten: »Mußte mich gegen« des Spezials »Finsternis, die er unter dem Lichtschein von sich duften ließe, bewahren. Sein Rath ging völlig dahin, so zu handeln, daß man vor der Welt in Ehren bestehen könne<sup>20</sup>.« In solchen Notizen treten die Spannungen zwischen Orthodoxie und Pietismus, aber auch diejenigen zwischen den beiden verschiedenen Männern ans Licht. Es spricht aber für Zilling, daß er bemüht war, die neuen Strömungen in der Theologie zu verstehen. So studierte er 1768 Bengels »Gnomon Novi Testamenti« und empfing am 9. 8. 1774 in seinem Hause Johann Kaspar Lavater, den berühmten Physiognom, um mit ihm, Spezial Hellwaag aus Göppingen, Rat Williard aus Esslingen und Philipp Matthäus Hahn aus Kornwestheim ein Gespräch über die Apokalypse zu führen<sup>21</sup>. Auch äußerte Zilling gegenüber Hahn, er habe schon die »Hertzenstheologie, könne sie aber mit der anderen Theologie nicht reimen und verstehen<sup>22</sup>.« Zilling war im Zwiespalt.

Zu seinen Untergebenen hatte Zilling im allgemeinen ein gutes Verhältnis. Er bezugte Philipp Matthäus Hahn »dem Ansehen nach große Liebe und Achtung<sup>23</sup>«, lobte den Garnisonsprediger Heinrich Friedrich Olnhausen<sup>24</sup> und verwandte sich auch sofort für den Schulmeister Friedrich Jakob Schlipf, als dieser von dem General Rieger mit »etlich-tägigem Arrest« belegt worden war, weil er entgegen dem allgemeinen Verbot mit dem Arrestanten Schubart auf dem Hohenasperg gesprochen hatte<sup>25</sup>. Zilling hatte auch zusammen mit dem Oberamtmann Kerner einen Wunsch Schubarts nach Besoldungserhöhung dem Herzog vorgelegt, ohne sich dagegen auszusprechen<sup>26</sup>. Mit Zurückhaltung beurteilte Zilling aber den Garnisonsprediger Imanuel Friedrich Gamm, der seit 1790 in Ludwigsburg tätig war. Zilling meint, gegen »seine Amtsführung und Lebenswandel« sei »nichts beim Dekanatsamt geklagt worden« (1791) oder »sein Wandel und Ehestand ist unärgerlich« (1795). Der Grund für diese gequält klingenden Zeugnisse war, daß Gamm seine Einstands- und Amtspredigten gehalten, auch Hausbesuche gemacht hatte, ohne sich zuvor bei Zilling vorzustellen. Das war gegen die Ordnung. Als dann Gamm auch noch Haustaufen ohne die Genehmigung des Dekanatsamts vornahm, so im Hause des Kammerherrn und Rittmeisters von Gaisberg und in demjenigen des Rittmeisters von Lilienberg, war sein Maß voll. Zilling berichtet 1794 und 1795 über »den unruhigen Mann« an das Konsistorium und vermerkt gekränkt, Gamm habe die Dreistigkeit gehabt, dem Stadtmesner Zilling, seinem Bruder, Großsprechereien ins Angesicht zu sagen und zu erklären, »er sei über jene Taufstrittigkeit





Georg Sebastian Zilling (1725–1799), Silhouette aus seinem Nachlaß

unlängst verklagt worden, habe sich aber auch gewehrt und den Specialem packen müssen<sup>28</sup>. Mit dem Professor Johann Ulrich Schwindrazheim, der 1768 als Lehrer an die vierte Lateinklasse in Ludwigsburg berufen wurde und bis dahin Pfarrer in Tumlingen bei Freudenstadt gewesen war, verstand sich Zilling auch nicht. Es kam zu solchen Differenzen, daß Schwindrazheims »Abgang um des gemeinen Besten willen« erforderlich schien<sup>29</sup>.

Neben theologischen hatte Zilling literarische, genealogische und historische Interessen. Er gründete und leitete – ganz im Geiste der Aufklärung – eine Lesegesellschaft, an welcher die kirchlichen Amtsträger der Stadt und des Dekanatsbezirks teilnahmen. Im Visitationsbericht von 1797 heißt es, Zilling fördere und liebe die Literatur<sup>30</sup>.

Im Jahre 1782 verfaßte Zilling ein kleines genealogisches Werk, nämlich das »Stammbuch der Zillingischen und Fundusischen Familie in so weit Selbige Sich zu Ludwigsburg vestgesetzt und ausgebreitet haben«. Wahrscheinlich sind die Zillings aus der Schweiz eingewandert. In dem Stammbuch, das wichtige familiäre Angaben enthält, findet sich auch ein Schattenriß Zillings mit lateinischer Widmung. Er ist ihm zu einem Geburtstag – vielleicht dem fünfzigsten – wohl von seiner Frau verehrt worden und ist das einzige bekannte Bildnis des Speziats. Der Schattenriß zeigt einen kräftigen und zur Fülle neigenden Mann mit klarem und keineswegs unsympathischem Profil. Auch über die frühen Ludwigsburger Bürger verfaßte Zilling ein Familienbuch, dem er vorausschickte: »Meine Absicht bei Errichtung dieses Familienbuchs geht dahin, daß die Mitbürger meiner lieben Vatterstadt, besonders diejenigen, welche in derselben aufgewachsen sind, eine Angedenken und Aufmunterung haben möchten, wie die Vorsehung und Güte Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi, als in welchem erst alle Geschlechter der Erde gesegnet werden, sowohl über ihnen als über der ganzen Stadt gewacht und sie wunderbarerweise entweder nach Ludwigsburg geführt oder daselbst bisher erhalten und ausgebreitet – oder sich auf andere Art an ihnen freundlich erwiesen habe. Solchem nach habe ich mein Augenmerk vornehmlich auf diejenigen Familien gerichtet, welche 1. gleichbalden bei dem Anfang der Stadt allhier seßhaft geworden, und sich bis jetzo anno 1778 allhier erhalten und vermehrt haben, folglich besonders auf die erste und älteste Bürger der Stadt 2. sonsten zum Anbau und Aufnahm der Stadt verholffen und derselben Bestes gesucht und befördert haben<sup>32</sup>.«

Als im Sommer 1789 Türme und Fassade der Stadtkirche überholt wurden, fand man im Knopf des nördlichen Turms mehrere Schriftstücke. Es war wohl Zilling, auf dessen Veranlassung hin die Schriftstücke geborgen wurden<sup>33</sup>.

1777 begann Zilling eine wichtige Arbeit. Er schrieb eine Geschichte seiner Vaterstadt, deren Titel lautet: »Denkwürdigkeiten der zweyten Residenz- und dritten Hauptstadt Ludwigsburg vornemlich das KirchenWesen betreffend, verfaßt im Jahr 1777 von dem damaligen Specialsuperintendenten und StadtPfarrer zu Ludwigsburg M. Georg Sebastian Zilling als einem gebohrnen Ludwigsburger.« Die Chronik, die auch als »Notabilienbuch« bezeichnet wird, befindet sich im Kirchenregisteramt Ludwigsburg. Im Vorbericht begründet der Verfasser seine Absicht, die Ludwigsburger Geschichte zu schreiben. Er erwähnt seine Quellen, unter denen die eigene und die Erinnerung alter Einwohner an erster Stelle stehen. Das Notabilienbuch enthält höchst reizvolle Momentaufnahmen aus dem Ludwigsburg des 18. Jahrhunderts<sup>34</sup> und ist der bisher einzig bekannte Beleg dafür, daß zu Zeiten Herzog Carl Alexanders »stark davon gesprochen wurde«, die Universität Tübingen und das Kaiserliche Kammergericht von Wetzlar nach Ludwigsburg zu verlegen, sowie in Ludwigsburg eine »Ritteracademie aufzurichten«. Zilling nennt für den Plan, das Reichskammergericht nach Ludwigsburg zu bringen, einen Gewährsmann, es ist der Kammergerichtsassessor von Harprecht. Dieser hat Zilling einmal in Teinach versichert, »die diesfallsige Unterhandlung zwischen dem Kaiser und Herzog sey damals schon weit gekommen gewesen«.

Der kurze Lebensabriß zeigt, daß Zilling ein Kirchenmann war, der Karriere gemacht hatte und Dekan in einer der wichtigsten Städte des Alten Württemberg geworden war. Er zeigt ferner, daß Zilling nicht einseitig war und seine Verdienste hatte, nicht zuletzt als Historiograph Ludwigsburgs. Freilich läßt der Lebensabriß auch Schwächen des Speziats erkennen.

Der Persönlichkeit Zillings gerecht zu werden, erweist sich als schwierig, und der um die frühe Stadtgeschichte Ludwigsburgs so verdiente Gerhard Hess hat zu Recht gemeint, sein Charakterbild schwanke von der Parteien Gunst und Haß verwirrt in der Geschichte<sup>35</sup>.

Zilling hatte es nicht leicht in Ludwigsburg. Die Ludwigsburger Gesellschaft war zerrissen. Den aristokratischen Hof, die »Ehrbarkeit« der Beamten und Gelehrten, die auf die erträglichen Ämter gesetzt waren, und den »Gemeinen Mann« trennten gegensätzliche Lebensformen und Wertvorstellungen und große soziale und rechtliche Unterschiede. Freigeisterei, ja Sittenlosigkeit und biedere Frömmigkeit bestanden nebeneinander her. Schubart schrieb zutreffend: »In Ludwigsburg gränzte damals die Hölle sehr nah ans Paradies. Es war ebenso leicht, ein gottseliges Leben daselbst zu führen, als ein ruchloses<sup>36</sup>.« Die Kirche<sup>37</sup> war angesichts der Not des einfachen Volkes, dessen Leben in Fleiß, Sparsamkeit und Verzicht bestand, ratlos, wie sie die Prachtentfaltung am Württembergischen Hof rechtfertigen sollte, und gab zu denken: »Wie unverantwortlich ist es, wenn manche an einem Finger, an einem Hals so viel Juwelen tragen, daß hundert arme Leute dafür errettet, erquicket und gekleidet werden.« Angesichts der Amoralität am Württembergischen Hof, die sich auch in Schillers »Kabale und Liebe«, einem von Ludwigsburger Erfahrungen beeinflussten Stück, spiegelt, war diese Ratlosigkeit noch größer.

Die Kirche stellte sich daher allgemein gegen Sinnenlust, Tanz, Hoffeste, vor allem natürlich gegen den höfischen Karneval und beanstandete das Tragen von Butzenkleidern und Masken als einen »Greuel vor Gott« und ein »unnützes, närrisches Spektakel«. In diesem Spannungsfeld mußte sich Zilling behaupten, die Weisungen des Konsistoriums erfüllen, Adel und Krone, bürgerlicher Oberschicht und kleinem Mann genehm und Spezial für alle sein. Keine leichte Aufgabe, der er sicher nicht immer gerecht wurde, der aber auch ein anderer an seiner Statt nicht immer gerecht geworden wäre.

Hinzu kam, daß ihm in Schubart ein Gegner erwuchs, der seine Autorität anzweifelte und seine Schwächen aufs Korn nahm und ihm die Tage vergällte, auch als Schubart längst aus Ludwigsburg verwiesen war, ja sogar auf dem Hohenasperg festgehalten wurde. Wäre Schubart nicht gewesen, so hätte man Zilling anders in Erinnerung.

Schließlich traf auf Zilling, den Sohn einfacher Ludwigsburger Bäckerleute, das Wort vom Propheten zu, der nirgends weniger gilt, denn in seinem Vaterland.

Die Schwierigkeiten, mit denen es Zilling jedenfalls in den ersten Jahren in Ludwigsburg zu tun hatte, werden in den Lebenserinnerungen Hovens, der schon als Kind bei Zilling im Zavelsteiner Pfarrhaus ein- und ausgegangen war und der seit 1765 – damals sechsjährig – in Ludwigsburg lebte, deutlich<sup>38</sup>. Er schreibt: »So beliebt der Spezial nicht nur als Pfarrer in Zavelstein war, sondern auch als Spezial in Lauffen gewesen war, so wenig konnte er die Gunst des Publikums in Ludwigsburg gewinnen. Schon als ein geborener Ludwigsburger und der Sohn eines Bäckers hatte er das Vorurteil des Publikums gegen sich; allein noch mehr schadete ihm bei demselben sein Bestreben, durch affektiertes Geltendmachen seiner hohen geistlichen Würde, seine niedrige Geburt vergessen zu machen, vorzüglich aber seine Art zu predigen, indem die meisten seiner Kanzelvorträge Strafpredigten waren, worin er alles, was er für anstößig und einem christlichen Wandel unangemessen hielt, wie zum Beispiel das Tanzen an Kirchweihen, das Erscheinen auf Maskeraden, ja selbst das Besuchen des Theaters, auf eine ebenso anzügliche als plumpe Art rügte. So verlor er die Gunst des Publikums nicht nur überhaupt, sondern er brachte auch viele einzelne Personen, welche die Anspielungen in seinen Predigten auf sich bezogen, gegen sich auf, und zu diesen gehörte besonders

der als Dichter und Musiker rühmlich bekannte ... Schubart. Dieser war damals Organist an der Stadtkirche zu Ludwigsburg, und weil er die Orgel gut spielte, so spielte er auch nach dem Gottesdienst öfters noch fort, aber gewöhnlich keine geistlichen, sondern sogenannte weltliche Lieder. Dies verdroß nun den Spezial gewaltig, und er war darüber um so aufgebrachter, da er argwohnte, viele seiner Zuhörer gingen bloß dieses Orgelspiels wegen in die Kirche. Daher verbot er dem Organisten dieses Orgelspiel nach der Kirche nicht nur von Amts wegen, sondern er ließ auch seinen Groll gegen ihn auf manche andere Art aus. Aber Schubart, der die Stimme des Publikums für sich hatte, kehrte sich nicht an das Verbot. Er spielte nicht nur seine weltlichen Lieder nach der Kirche fort, sondern versäumte auch als beliebter Kasualdichter keine Gelegenheit, wo er dem Spezial durch witzige Anspielungen auf ihn etwas anhängen konnte.«

Justinus Kerner<sup>39</sup> rechnet im »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« den Spezial unter die damaligen Originale Ludwigsburgs. Er schildert ihn in anekdotischer Weise, so wie man sich eines alten Lehrers und seiner Eigenheiten erinnert, als strengen Mann auf der Kanzel, auf die er auch Privatverhältnisse brachte, wodurch er sich manche Feinde zugezogen habe, darunter Schubart, den er verfolgte, weil – es wurde schon gesagt – sein Orgelspiel lieber gehört wurde, als des Spezials Predigten.

Kerner schreibt unter anderem: »Der Geist seiner Predigten ist aus dem folgenden wörtlichen Eingange einer derselben, mit dem er ihren Inhalt ankündigte, zu entnehmen. ›Geliebte In Ihme! Adam und Eva, unsere ersten Eltern im Paradiese. Die Arglist der Schlange. Die Bosheit der Schlange. Die Verführungskunst der Schlange. Der Baum mit der verbotenen Frucht im Paradies. Der Genuß der Frucht vom verbotenen Baum. Der erste Sündenfall. Der Engel mit dem Racheschwert im Paradies. Marsch naus zum Paradies, Marsch, Marsch, Marsch.« Das klingt nicht sehr verheißungsvoll. Weiter berichtet Kerner: »Gegen den Prinzen Friedrich übte er in den Predigten diesem mißfallende Schmeicheleien aus, er verbeugte sich zum Exempel tief gegen ihn von der Kanzel mitten in der Predigt und sagte: ›Ja! Ludwigsburg verehrt wirklich was Großes in seinen Mauern!‹ Der Prinz ärgerte sich darüber und besuchte die Kirche von dort an selten mehr, wie er denn auch das Abendmahl nicht mehr von Zilling, sondern von dem Pfarrer in Schwieberdingen nahm.« Auch in dieser Szene empfiehlt sich der Spezial nicht. Er ließ es an Takt und Geschick fehlen. Seine Lust an hierarchischer Ordnung und der Einhaltung der richtigen Größenverhältnisse kommt in folgender Schilderung Kerners zum Vorschein: »Wenn er an Martini in die Schulen kam, um die Visitationen vorzunehmen, begrüßte er jedesmal die Lehrer mit folgendem nach den Rangstufen abgeteilten Morgengruß: ›Wünsch wohl geruht zu haben Herr Oberpräzeptor Winter! Gleichfalls Herr Präzeptor Herold! Empfeh! mich Ihnen Herr Präzeptor Elsässer! Guten Morgen Schulmeister! Bonjour, ihr Provisors! Grüß' euch Gott, liebe Kinder! Ist man auch da Mäule?« (Mäule war der Schuleinheizer). Die »Kirchenpolizei« schließlich übte Zilling sehr streng und übertrieben aus. Kerner schreibt dazu: »Als er einmal während der Predigt einen Hund in der Kirche bemerkte, rief er von der Kanzel herab: ›Mesner, bringe er diesen Hund hinaus, wer diesen Hund in die Kirche gebracht hat, ist unvernünftiger, als dieses unvernünftige Tier.« Auf diese Rede sah man einen Hofrat sich erheben und aus der Kirche gehen, dem nun natürlich alles nachsah ...«

Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß Kerner erst neun Jahre alt war, als er Ludwigsburg verließ, um nach Maulbronn zu gehen, und erst dreizehn Jahre alt, als Zilling vierundsiebzigjährig gestorben ist. Seine Erinnerungen, deren Wahrheit er in der »Vorrede« versichert, können also nur noch wenige der späten Lebensjahre des Spezials betreffen und da, so schreibt Kerner selbst, »waren viele seiner Schwachheiten auch wohl auf Rechnung seines Alters zu schreiben«. Für altersbedingtes Nachlassen spricht, daß Zilling 1793 bei der Begrüßung des Herzogs Ludwig Eugen stecken blieb



*Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791)*  
*Ölgemälde von Johann Georg Ettlinger um 1773*

und nicht mehr herausbrachte, als »Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herzog und Herr<sup>40</sup>«. Im Visitationsbericht von 1795 vermerkt der Visitor, Zilling predige, »so dieses seine Gesundheitszustände erlauben<sup>41</sup>«. Von da an wird auch seine Handschrift zittriger und schwerer zu lesen. Ferner ist wahrscheinlich, daß die Knabenspektive, aus der Kerner die geschilderten Ereignisse teils aus eigener Anschauung, teils vom Hörensagen erlebte, zu falschen Gewichtungen geführt hat. So meint Belschner, in seinem »Bilderbuch« habe Kerner, der Spaßmacher, unausgesetzt das Konzept ver-rückt, was zwar die Anziehungskraft seiner Darstellung erhöht, aber die historische

Treue beeinträchtigt habe<sup>42</sup>. Ob diese Meinung nicht zu hart ist, sei dahingestellt. Jedenfalls ist das Kernersche Urteil über Zilling zu relativieren.

4.

Das überkommene negative Bild des Spezials ist eine Folge von dessen Auseinandersetzung mit Schubart. Wenn Hoven und Kerner meinen, Zilling habe Schubart verfolgt, so geschah dies nicht ohne Grund und sicher nicht nur deshalb, weil Schubarts Orgelspiel besser gefiel als des Dekans Predigten. Schubart war nämlich bei allen seinen Fähigkeiten und Talenten kein angenehmer Mann. Sein Gönner und Förderer, der Literaturprofessor Balthasar Haug, wandte sich später tief enttäuscht von ihm ab und charakterisierte ihn so: »Hat eine raßende Begierde zu brilliren und ist doch niederträchtig biß unter den Pöbel hinunter. Ein Feind der Obrigkeit, ein Hasser aller Ordnung, undankbar ... In Gesellschaft ist er 1. Der unerträglichste Schwätzer, 2. Ein Windbeutel und Lügner ... In der Privatausführung. Wenn er zum Sauffen kommt, weder in Ansehung der Zeit noch des Maßes zu sättigen ... Dem weiblichen Geschlecht biß zum Thier gefährlich ... Ein Tyranne seiner Frau. Ein Löw in seinem Haus<sup>43</sup>.« Dieser Schubart nun hat sich gegen die Amtskirche im allgemeinen und gegen den Spezial im besonderen aufgelehnt, ihn verspottet und ihn gereizt. Er hat seinen Witz, seinen Geist, seine Schlagfertigkeit und seine Fähigkeit, blitzschnell wirkungsvolle Verse zu machen, gegen den schwerfälligeren und wegen seiner Schwächen auch anfälligen Zilling eingesetzt. Schubart hat übertrieben, Zilling verzeichnet und schreibt später selbst: »Man wird ... sehen, daß Spezial Zilling ... der unschuldige und ich meist der schuldige Teil war. Nur hatte er eine gewisse beleidigende Gravität, die jeder freien, zum offenen Umgang gewöhnten Seele auffallen mußte. Auch ließ er nicht selten seinen Hang zur Unverträglichkeit mit allen denen bemerken, die nicht seines Glaubens waren. Dadurch zog er sich freilich manche verschuldete Kritik zu<sup>44</sup>.«

Wenn Schubart auf den Befehl Zillings, sein Orgelvorspiel in der Kirche nicht so lange auszudehnen, erwiderte, sein Orgelspiel sei immer noch besser, als das, was danach komme, so war das Insubordination, wenn in der Sache vielleicht auch zutreffend. Wenn Schubart, der Stadtorganist, von dem man einen korrekten, mit der kirchlichen Ordnung in Einklang stehenden Wandel erwarten durfte, »weltliche« Musik in der Kirche spielte, zunehmend einer wilden ungeordneten Lebensführung verfiel, mit Klavierschülerinnen keineswegs nur Klavier spielte, abends durch die Ludwigsburger Weinstuben und Gasthäuser zog – es soll damals nicht weniger als dreiundsechzig in der Stadt gegeben haben – und vor allem im »Waldhorn« und im »Engel« wider die Geistlichkeit und insbesondere den Spezial vom Leder zog, ihn nachahmte und Lieder und Verse gegen ihn fertigte, was natürlich dem Spezial hinterbracht wurde, so diente das nicht dazu, Zilling für den Organisten einzunehmen. Es mußte zur Katastrophe kommen. Schubart erkannte dies später richtig: »Da ich mich aber mit dem Spezial Zilling einem gelehrten, nur für mich zu trockenen Manne, mit dem sich damals meine Grundsätze gewaltig durchkreuzten, durchaus nicht stellen wollte, wankte bald der Boden, auf dem ich stand<sup>45</sup>.« Freilich kam es im 18. Jahrhundert auch anderen Orts vor, daß Musiker gegen ihre Vorgesetzten aufmuckten und gegen sie spöttelten, so auch Mozart gegen den Fürstbischof Colloredo von Salzburg, aber Schubart schoß über das Ziel hinaus.

Was waren das für Lieder und Verse, die Schubart gegen den Dekan sang? Es gibt natürlich keine Protokolle über die Äußerungen Schubarts in den Ludwigsburger Schänken, aber diese lassen sich rekonstruieren.

»Es ging ein Mann von Jericho  
hinab, zog seine Straße froh  
und pfiff und sang, da fliegen  
drei Kerl hervor, die plündern kühn  
ihn bis aufs Hemd und ließen ihn  
halbtot im Graben liegen.

Es kam ein Pfaff im schwarzen Rock  
mit langem Kamisol und Stock  
und sah den Pilger liegen.  
Gott! rief er aus, Gott helfe dir!  
hast keinen Doktor und Barbier  
und liegst in letzten Zügen.

Drauf kam ein anderer schwarzer Mann,  
des vorigen Spezial, heran,  
der sah ihn an mit Frieren.  
Gott tröste dich, liegst übel so,  
allein ich muß nach Jericho  
die Kirche visitieren.

Ein Bäuerlein ritt auch vorbei,  
es hört das wimmernde Geschrei  
mitleidig schon von weitem;  
steigt ab vom Tier, gießt Öl und Wein  
mild in des Kranken Wunden ein,  
läßt ihn ins Wirtshaus reiten.

Hier stellt er seinen Kranken her,  
des anderen Tages reiset er  
und zieht heraus die Zeche.  
Herr Wirt, sprach er, verpfleg er mir  
den armen guten Kranken hier,  
bis ich ihn wieder spreche.

Gotts Lohn, du Retter in der Not,  
wird mir dereinst mein Wein und Brot  
ja gar das Hemd genommen,  
so lasse Herr in dieser Pein  
zur Hülfe mir das Bäuerlein,  
zum Zuspruch Pfarrer kommen.«<sup>46</sup>

Solche Verse, eilig hingeworfen, mit einer leichten Melodie versehen, »belustigend« und bei der Erwähnung des Spezial mit Augenzwinkern gesungen, brachten Schubart die Lacher ein. Dem Spezial stießen die Verse übel auf, zumal da Schubart das Gleichnis des Lukas vom barmherzigen Samariter travestiert hatte, was fast einem Sakrileg gleichkam. Bissiger sind die folgenden Verse, die Schubart gegen Zilling schleuderte und die, wiewohl erst später veröffentlicht, schon in der Ludwigsburger Zeit entstanden sein dürften:

»Vor Advokaten, die uns zwicken,  
vor Aerzten, die am Körper flicken,  
vor Bonzen, die mit Drachenblicken  
prophetisch uns zum Teufel schicken –  
behüt uns lieber Herre Gott!«<sup>47</sup>

Oder:

»Zill, der Apokalyptikus  
bewies mit einem tapferen Schluß,  
daß einstens mit den Frommen  
auch Tiere in den Himmel kommen.  
Oh, schrie sein altes Weib  
und freut sich inniglich,  
o welch ein Trost vor mich und dich.«<sup>48a</sup>

Wie ebenfalls aus späteren Veröffentlichungen zu entnehmen ist, schalt Schubart Zilling auch einen »Lama«, »nach dessen Kothe es stinke«, »einen apokalyptischen Bonzen« und »einen Special, der Legionen Teufel im Pacht« habe<sup>48b</sup>. Daß Schubart noch derber werden konnte, ergibt sein Brief, den er am 1. 9. 1785 vom Hohenasperg herunter an seine Frau Helene schrieb. Dort nimmt er Bezug auf die beabsichtigte Wiederverheiratung Zillings, von der er erfahren hatte. Er schreibt, wobei er Zilling um gut zwei Jahre älter und seine dritte Frau um drei Jahre jünger macht: »Spezial Zilling von Ludwigsburg, der 62jährige Pfaffens ... l, vermählt sich wieder mit einer reschen Witwe von 40 Jahren ...«<sup>49</sup>

Wenn Schubart selbst aus dem Gefängnis heraus nach »Korrekationskur«, »Umerziehung« und »Gehirnwäsche« insbesondere durch den General Rieger solch wenig elegante Äußerungen gegen Zilling gebrauchte, so kann man am besten ermessen, wie er sich gehen ließ, als er noch in Freiheit war. Kein Vorgesetzter ist über eine solche Behandlung durch seinen Untergebenen glücklich. Der ohnehin empfindliche und auf seine Würde bedachte Zilling war es jedenfalls nicht und schlug zurück, freilich nicht ohne zuvor geduldig versucht zu haben, Schubart auf den rechten Weg zurückzuholen. Schubart bekennt: »Zilling ermahnte mich oft mit triftigen Gründen umzukehren, und da es nichts half, so exkommunizierte er mich. Ich spottete über ihn und lebte wie zuvor<sup>50</sup>.« Daß Zilling Schubart exkommuniziert hat, scheint uns allerdings nicht erwiesen zu sein, denn 1773 heißt es im Visitationsbericht, in der Gemeinde sei kein »Excommunicatus oder Suspensus« vorhanden.<sup>51</sup> Als Schubart später auf dem Hohenasperg einsaß und nach dem Abendmahl verlangte, wurde es ihm allerdings lange vorenthalten. Zilling, wiederum »Vorgesetzter« des Arrestanten, argwöhnte, daß »bei dem Schubart nicht bald eine wahre Änderung« zu vermuten sei, »als bis er sich selber anstinke, physice et moraliter«. Soweit scheint es dann im Februar 1778 gewesen zu sein, wie aus einem Brief Zillings an den Garnisonsprediger Payer zu entnehmen ist, und Schubart bekam das Abendmahl<sup>52</sup>.

Schubart ist es gelungen, in der Auseinandersetzung mit Zilling die Sympathien wichtiger Bevölkerungskreise auf seine Seite zu bringen. Wer gegen die Obrigkeit aufbegehrt, wer aufmüpfig ist, darf immer mit Gefolgschaft rechnen. Ob Schubart darum beliebt war oder gar geliebt wurde, ist eine andere Frage. Wir haben jedenfalls Grund anzunehmen, daß es in Ludwigsburg zwei Fronten gab, die einander gegenüberstanden, eine konservative »Zilling-Partei« und eine avantgardistische »Schubart-Partei«, wobei diejenige des Spezial immer schwächer wurde. Das hat Hoven, um ihn wieder zu Wort kommen zu lassen, in einem eindrucklichen Stimmungsbild dargelegt.



Schubart hielt den herzoglichen Offizieren ästhetische Vorlesungen, die er dazu benutzte, den Spezial lächerlich zu machen. Dadurch nahm er die Offiziere, die dem Spezial ohnehin nicht hold waren, für sich ein. Hoven schreibt: »Nun war unter den Offizieren, welche seinen Vorlesungen beiwohnten, auch mein Vater, und es konnte nicht fehlen, seine Achtung für den Spezial mußte sich in eben dem Maße vermindern, als ihn Schubart nicht nur als einen eiteln, abgeschmackten Pedanten, sondern auch als einen bloßen Scheinheiligen herabsetzte. Die Folge davon war, daß mein Vater Anstand nahm, mich das Spezialatshaus ferner besuchen zu lassen<sup>53</sup>.« Von der Stimmungsmache Schubarts gegen Zilling blieb offenbar niemand unbeeindruckt, sie muß geradezu etwas Suggestives gehabt haben.

Der erste eigentliche Organist war Georg David Endlin; wiewohl  
 schon A. 1723. bestellt und angenommen.  
 ruderonirt A. 1769. Starb alt 70 A.  
 2.) Christian Friedrich Daniel Schubart, Praeceptor zu Gröningen  
 d. 1. Sept. 1769. confirmirt. ~~Ein Scandalum der Kirche!~~  
 Caisort und hat Landat voran im d. 21. May 1773. Defekt IV. Feste 2.  
 wurde A. 1777. auf die Festung Aßberg geschickt. ~~Ein Scandalum der Kirche!~~  
 3.) Johann Friedrich Elffesser, Cantor und Organist in der französischen  
 Kirche zu Nürnberg. confirmirt d. 18. Junii 1773. † d. 3. Octob. 1810.  
 4.) Christian Wilhelm Elffesser, St. vonigen Hofe, Musiklehrer in  
 Nürnberg, ruderonirt w. confirmirt d. 4. Jan. 1811.

Schubart – ein Scandalum der Kirche! Eintrag Zillings im »Notabilienbuch«.

Es wird also immer verständlicher, wenn Zilling auf den »Ausländer« Schubart schlecht zu sprechen war und dies keineswegs nur wegen dessen virtuosen Orgelspiels in der Kirche, wenn er sich gegen ihn wehrte und gegen seine Amtsenthebung und Landesverweisung nichts einzuwenden hatte, sie wahrscheinlich sogar mit kirchenbehördlicher Rückendeckung betrieb<sup>54</sup>, und wenn Zilling in seinem Notabilienbuch hinter dem Namen Schubarts, des ehemaligen Stadtorganisten, noch 1777 das Urteil setzte: »Ein Scandalum der Kirche!« Nirgends in dem Notabilienbuch hat Zilling Zeugnisse verteilt, weder gute noch schlechte, bei Schubart hat es ihn nicht mehr gehalten. Der ganze Groll des Spezialen gegen den Organisten, der zu diesem Zeitpunkt auf dem Hohenasperg inkarneriert war und zu seinen Diözesanen gehörte, kommt zum Ausdruck: »Ein Scandalum der Kirche!« Auch das Ausrufungszeichen fehlt nicht.

Das Urteil »Ein Scandalum der Kirche!« ist später ausgestrichen worden. Ob die Streichung von Zilling oder einem andern stammt, wissen wir nicht. Hätte Zilling die Streichung vorgenommen, vielleicht nachdem Schubart aus der Haft entlassen worden oder gestorben war, so wäre sie als ein Akt des Verzeihens zu deuten, zu dem Zilling durchaus fähig gewesen sein dürfte.

Zilling hat unter den Zerwürfnissen mit Schubart, die mit dessen Amtsenthebung nicht endeten, gelitten, und vielleicht war dies der Grund, weshalb er von Ludwigsburg wegstrebte und sich unter anderem 1773 um die Prälatur in Alpirsbach bewarb<sup>55</sup>. Er

wünschte auch 1777 im Vorwort seines Notabilienbuchs denen, die ihm im Amt nachfolgen, »ruhigere und fröhlichere Zeiten als meine bisherigen gewesen sind«, wohinter sich manche kummervolle Stunde verbergen mag.

Schubarts einprägsam und griffig formulierten Anspielungen auf den nicht immer glücklich agierenden Zilling, die häufig regelrechten Verurteilungen gleichkamen, wurden vom Militär und Kreisen der Oberschicht Ludwigsburgs, die sich von Zilling angegriffen fühlten und schon deshalb zu Schubart standen, schadenfroh aufgenommen und tradiert. Sie setzten sich durch, und zwar desto leichter, je mehr Schubart während seiner Festungshaft »zu einer Art Symbolfigur, ja zu einem prominenten deutschen Nationalhelden« wurde<sup>56</sup>, der, neben dem Tyrannen Carl Eugen, einen mediokren Gegenspieler wohl vertrat, ja ihn dramaturgisch geradezu verlangte. Schubart dürfte auf diesen Umwegen auch Hoven und Kerner beeinflusst haben. In der Schubart-Literatur, in der phantasievoll-belletristische Werke überwiegen, wird Schubart verklärt, Zilling verdunkelt. Es kommt zur Schwarzweißmalerei. Bei Albert Emil Brachvogel ist Zilling – Brachvogel nennt ihn Zilling – »ein boshafter, eitler Mann«, und bei Heinrich Lilienfein ein »knochiger Mann mit horngefaßter Brille und Wolkenperücke, ein gravitätischer, zelotischer Pfaffe, der Schubart von seinem Bruder, dem Mesner, von der Orgel holen läßt, um ihm sein exzentrisches Orgelspiel zu verbieten und der ihn aus Amt und Land verjagt«. Utta Keppler nennt Zilling einen »recht selbstherrlichen Mann ohne einen Funken von Humor oder menschlicher Güte und überzeugt von einer Gesalbtheit«, und Kurt Honolka meint, Zilling »sei geradezu der Prototyp eines verknöcherten Predigers alten orthodoxen Stils« und ein Mann mit »starrem Herzen« gewesen. Peter Lahnstein schreibt, Zilling sei »das Musterbild eines geistlosen, beschränkten, dünkelfhaften Bonzen, dürftiger Durchschnitt, kein böser Mensch, aber dumm, engstirnig, lächerlich gespreizt, läppisch und primitiv seine Predigten, dabei vorn dran, wo es um Nahrhaftes, um Geld und Geldeswert ging«. August Lämmle schließlich macht Zilling noch zum Gegner von David Friedrich Strauß, der erst neun Jahre nach Zillings Tod geboren wurde<sup>57</sup>. Von Zilling ist das Bild einer dümmlichen unsympathischen Amtsperson entstanden, die nach oben buckelt und nach unten tritt, ohne Wärme und Güte, den Ansprüchen seines hohen geistlichen Amtes nicht gewachsen, ein Bild, das sich von der historischen Wirklichkeit sicher weit entfernt hat.

Selbst der kritische Belschner blieb davon nicht unbeeindruckt und lastete Zilling eine Sache an, mit der er wohl nichts zu tun hatte. Der Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai unternahm im Jahre 1781 eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, die ihn auch nach Stuttgart führte. In der Beschreibung dieser Reise findet sich folgender Abschnitt<sup>58</sup>: »Ich speisete in Stuttgart in Gesellschaft mit einem württembergischen Special, welcher, als auf Hahns große Geschicklichkeit in der Mechanik die Rede kam, weßwegen ich wünschte ihn auf meiner Reise zu besuchen, sogleich auf dessen Heterodoxie einlenkte, um mich darüber zu belehren, ob ich gleich versicherte, daß ich um derselben willen gewiß den P. Hahn nicht besuchen würde. Der Hr. Special ließ sich aber nicht irren, sondern erzählte ungefragt: Er habe zuerst diese Heterodoxie aktenmäßig gemacht. Nämlich, nachdem ihm aufgetragen worden, Nachricht von Mag. Hahns Lehren einzuziehen, habe er ein graues Kleid angezogen, um nicht erkannt zu werden, sey sonntags nach Kornwestheim geritten, wo Hahn damals Prediger war. Um nicht Aufsehen zu machen, habe er sein Pferd vor dem Dorfe stehen lassen, sey zu Fuße hineingegangen und habe sich nicht weit vom Eingang der Kirchtür gestellt, um der Predigt zuzuhören. Weil er aber doch geglaubt hätte zu sehr bemerkt zu werden, sey er wieder aus der Kirche gegangen, und habe sich von außen ganz still in die Sakristey begeben, wo glücklicherweise niemand zugegen gewesen, hingegen Hahns Konzept von seiner Predigt auf dem Tisch gelegen, welches er also ganz in Muße hätte durchle-

Universität.

1) In Zeiten Herzog Carl Alexanders wurde Hart. Daxen gebohren, der  
man in Universität Tübingen nach Ludwigsburg holtgen wolt.

Litter. Academie.

2) Auf wann Fürst Carl Alexander gebohren, nim Litter. Academie  
altfins auß zu wissen.

Kammergericht zu  
Wetzlar.

3) In Zeiten Herzog Carl Alexanders zeit, hat man so gar Daxen  
in d. d. kaiserliche Cammergericht zu Wetzlar nach Ludwigsburg holtgen wolt.  
Es ist Cammergerichtt A. Besor von Hartrecht Daxen, ist er ein mal  
in d. d. Reich, die d. d. Reichs Verhandlung zu sein dem Kaiser und Pöffy  
so gar samelt, son wird gebohren geu in:  
J. 1776. wird die unwillige Dage vinnre unge.

Universität Tübingen und Kaiserliches Kammergericht Wetzlar nach Ludwigs-  
burg? Eintrag Zillings im »Notabilienbuch«.

sen, die anstößigen Stellen, das Königreich Christi betreffend, in seiner Schreibtafel anmerken und hernach am gehörigen Orte anzeigen können ...« Wer dieser Spezial war, ist nicht gesagt. Belschner nimmt an, es könne, wie aus allem hervorgehe, niemand anderer gewesen sein als Zilling<sup>56</sup>. Diese Annahme hält einer Nachprüfung wohl nicht stand. Zilling ist seit seinem Amtsantritt in Ludwigsburg 1765 oft nach Kornwestheim gekommen, nicht nur zur regelmäßigen Visitation und nicht nur in den Jahren 1770 bis 1781, in denen Hahn Pfarrer in Kornwestheim war. Es ist ausgeschlossen, daß er nicht erkannt worden wäre, wenn er die Kirche besucht hätte und sei es auch in einem grauen Kleid. Er war zu bekannt. Jeder Kirchgänger in Kornwestheim kannte den Spezial. Gegen die Spionage Zillings sprechen auch die Aufzeichnungen Hahns in seinen Kornwestheimer Tagebüchern. Am 25. 10. 1773 bemerkt Hahn: »Herr Special (Zilling) sagte mir, daß ich verklagt worden sey in Stuttgart wegen meinen Predigten, das ich heterodox lehre. Man habe ihn in Stuttgart darüber gefragt, er habe mich defendirt, welche Nachricht meinen Sinn sehr niederschlug, nicht sowohl wegen meiner, als wegen der Förderung des Reiches Gottes ...« Am 2. 8. 1776 schreibt Hahn: »Zu Special, der mir viel verdrüßliche Sachen gesagt, die man über mich in Stuttgart sage, welches alles nicht wahr war und vermuthlich von Andrasi herkommt, und daß Herr Consistorialrat Faber mein Predigtbuch in Händen habe und übel darauf zu sprechen sey, daß ich es nicht zur Zensur eingereicht habe, übrigens aber bezeugt, daß ihm vieles recht wohl darinnen gefallen<sup>60</sup>. ...«

Wenn man Zilling glauben darf, was er Hahn gesagt hat, und man darf es, denn unwahrhaftig war Zilling nicht, dann ist Zilling 1773 in Stuttgart selbst davon über-

rascht worden, daß Hahn der Heterodoxie verklagt ist. Auch wäre es Hahn nicht verborgen geblieben, wenn Zilling ihn angeschwärzt hätte, und er hätte dies dann seinem Tagebuch anvertraut, was er nicht getan hat. Derjenige, der in die Sakristei der Kornwestheimer Kirche geschlichen ist, Hahns Predigtkonzept auf »anstößige Stellen« hin durchgelesen und Hahns Heterodoxie erstmals beim Konsistorium »aktenmäßig« gemacht hat, dürfte also nicht Zilling gewesen sein.

Wie wurde Zilling von Leuten beurteilt, die nicht im Bannkreis Schubarts waren, von seinen Vorgesetzten etwa?

Wie schon ausgeführt, wurde Zilling zum Prälaten in Alpertsbach nicht ernannt. Offenbar erfüllte er die Voraussetzungen nicht, die man an einen Träger dieses Amtes stellte. Welcher Art diese waren, ergibt der Bericht des Konsistoriums an den Herzog: »Nun hanget von der würdigen Wiederersetzung solcher wichtigen, in der großen Kirchen- und Kanzleyordnung begründeten Stellen die Wohlfahrt und der gute Zustand der gesamten Evangelischen Vatterländischen Kirche gutentheils mit ab, und es erfordere also die obhabende theure Pflichten des Herzoglichen Consistorii zu diesen Ämtern mit gänzlicher Beyseitsetzung aller unächtlichen Nebenabsichten, solche Männer vorzuschlagen, welche ihre Autorität, Geschicklichkeit und Theologischen Wandel vor andere hierzu tüchtig macht ... Wir setzen dabei zum Voraus, daß die Würde eines Consistorialis Theologi allezeit einen Mann von einer solchen Erudition, von hinlänglicher Einsicht und genügsamer Erfahrung, auch satten Übung in Kirchensachen, von einem gesetzten und verträglichen Gemüthe, von Ansehen und guter Achtung, von uninteressierten Absichten und von nicht allzusehr ausgearbeiteten Kräften erfordere.« Obwohl Zillings Bewerbung als erste beim Konsistorium einging, wurde dem Herzog ein anderes »Subjekt« vorgeschlagen, nämlich der Propst zu Denkendorf, Johann Christoph Schmidlin<sup>61</sup>. Zilling war nicht aus dem Holze, aus dem man nach Meinung des Konsistoriums Prälaten der vaterländischen Kirche schnitzte. Kann der Vorgang im Wege des Umkehrschlusses als ein Dienstzeugnis gewertet werden? Schwer zu sagen. In den Visitationsberichten des Prälaten von Maulbronn erhält Zilling nämlich immer sehr gute Zeugnisse<sup>62</sup>: »Dieser Decanus führt ein gutes Amt (1768), hat gründliche Studia, immer guten Vortrag, Fleiß und Klugheit in seinem Amt (1773), ein in der Theologie und Rebus agendis sehr capabler und solider Mann von exemplarischem Wandel, friedlicher Ehe, ernsthafter Amtsführung und unermüdeten Application, Wachsamkeit und Beschäftigung in Kirche und Schule (1779), er steht bei der Gemeinde in großer Achtung (1783), seine Dexterität und Fertigkeit in Rebus agendis ist immer gleich (1786), Pastor Decanus verbindet mit vorzüglichen Gaben und Studien einen rühmlichen Amtsfleiß ..., ist aufsichtig auf die gemischte Gemeinde, steht bei derselben und ihren Vorstehern in Achtung und Liebe ..., lebt mit den Seinigen untadelhaft, ist zur übrigen Geistlichkeit kollegialisch und in der Ehe friedlich (1787), predigt hell, gründlich, erbaulich (1788), gehört unter die erste Classe der Superintenden (1790), zeichnet sich durch furchtlose Stetigkeit wie durch die gute Leitung seiner ganzen wohlgeordneten Dioecese unter den Decany rühmlich aus (1791), ist einer der vorzüglichsten Decany (1793).« Diese Zeugnisse, auch wenn sie nicht überzubewerten und zum Teil als Verneigung vor dem alten Herrn zu verstehen sind, sprechen doch für Zilling als einen ehrenwerten, unbeirrten und tüchtigen Pastor, für einen Kompaß und keine Wetterfahne. Bemerkenswert ist, daß Hoven, nachdem er 1785 Physikus in Ludwigsburg geworden war, zu den für ihn interessantesten Männern der Stadt auch Zilling zählt<sup>63</sup>, den er während der Zeit, als er mit Schubart in Fehde lag, als nicht eben liebenswert geschildert hatte. Es ist daraus zu schließen, daß Zilling ein ernst zu nehmender und aus dem übrigen Volke herausragender Mann war, auch wenn er in Teilen der Bevölkerung nicht beliebt gewesen sein mochte.

Denkwürdigkeiten  
der zwanzigen Residenz und dritten Hauptstadt

Ludwigsburg,

vornamlich das Kirchenwesen betreuend,

verfaßt im Jahr 1777.

Von dem damaligen Specialsuperintendenten  
und Stadtklarer zu Ludwigsburg,

H. Georg Sebastian Zilling,  
als einem gebornen Ludwigsburger.

---

Psalm. CXXII. 6. 7.

Wunsch (aus Ludwigsburg) Glück:

Es müßte wohl gehen Ihnen, die Sie lieben:  
Gnädigste Feinde sagen inwendig in Ihrem Männen, und Glück  
in Ihrem Fallästen!

---

Titelblatt des »Notabilienbuchs«.

Der Stiefsohn Zillings, Christian Ludwig Neuffer, schreibt in seinem Lebenslauf: »Im September 1785 verheuratete sich meine Mutter zum zweiten Mal mit dem damaligen Specialsuperintendenten M. Zilling zu Ludwigsburg. Diese Heurat hatte für mich keine andere als erfreuliche Folgen, und ich halte es für die Pflicht, hier es öffentlich zu sagen, daß ich den frühen Verlust meines Vaters bei der ausgezeichneten Liebe, die mir dieser zweite Vater schenkte, weit minder schmerzlich fühlen durfte, als es unfehlbar ohne diese zweite Verheuratung meiner Mutter geschehen wäre<sup>64</sup> ...«

Diese Beurteilungen Zillings durch die Visitationsbehörde, durch Hoven und Neuffer hellen das Bild des Spezials auf. Ohne die genannten Quellen zur Hand gehabt zu haben, meinte schon Hess, an Zillings Ehrenhaftigkeit und an seinem guten Willen habe niemand zweifeln können, auch ein Anhänger Schubarts nicht<sup>65</sup>, und Schanzbach schreibt bereits 1889<sup>66</sup>: »Mir ist längst kein Zweifel mehr, daß man diesem viel

geschmähten Manne mannigfach unrecht getan.« Hess und Schanzenbach liegen nicht falsch. Klingen in den Worten Neuffers die Kinderliebe und der pädagogische Eros Zillings an, so werden ihm solche auch von Kerner und Hoven bescheinigt. Hoven, der als kleiner Knabe von vier Jahren bei Zilling im Pfarrhaus zu Zavelstein wie zu Hause war, schreibt über diese Zeit<sup>67</sup>: »Überhaupt war der Pfarrer ein Kinderfreund, wie es wenige gibt, und da er selbst kinderlos war und bei der beständigen Kränklichkeit seiner Frau ein eigenes Kind nicht zu hoffen hatte, so trug er die Liebe zu eigenen Kindern auf fremde Kinder über. So behandelte er mich ganz wie sein eigenes Kind, nannte mich selten anders als seinen Sohn Fritz, auch war er und seine Frau fast ebenso lieb als der Großvater und die Großmutter. Sooft ich zu ihm kam, wußte er, mich auf das Angenehmste zu unterhalten, da er mit einer Menge von Spielsachen versehen war, welche er mir abwechselungsweise vorzeigte und nachdem er mir bemerklich gemacht hatte, was alles damit zu machen sei, zum eigenen Hantieren damit überließ. Hatte ich ausgespielt, so unterhielt er mich gewöhnlich damit, daß er mir ein in Reime gebrachtes christliches Sprüchlein vorbrachte und so oft wiederholte, bis ich es auswendig wußte ... So lernte ich beinahe alle Tage ein neues Sprüchlein; endlich verging mir doch die Lust, und weit mehr ergötzte ich mich an den Erzählungen des Pfarrers von seinen Jugendjahren, womit er mich gewöhnlich unterhielt, wenn er mich mit in seinen Garten nahm.« In Ludwigsburg schenkte Zilling der jungen Landmiliz, die über einhundert Knaben zählte, eine schöne gelbe und blaue Fahne von Seidenstoff mit goldenen Fransen<sup>68</sup>, und im Visitationsbericht von 1797 steht, Zilling sei »ein besonderer Freund der Jugend<sup>69</sup>«. Amüsant ist auch Zillings Bericht über das 50jährige Jubiläum der Lateinischen Trivialschule am 27. 4. 1778, der ebenfalls seine Zuneigung zur Jugend spiegelt<sup>70</sup>: »Ich stellte den neuen Präzeptorem Burcard bei der zweiten Klasse vor, hielt zugleich eine Anrede sowohl an die drei Präzeptores als auch an alle ihre in der dritten Klasse versammelte Discipulos, worinnen ich besonders der an diesem Tage vor fünfzig Jahren geschehenen Errichtung umständliche Erwähnung tat und Lehrer und Schüler zur Dankbarkeit gegen Gott ermunterte, verlas die Schulgesetze, diktierte in der zweiten und dritten Klasse ein Exercitium pro loco, worinnen (ich) besonders die Foundation der Lateinischen Klassen an- und ausführte, und solches in ihre Argumentenbücher einschreiben ließ, gab selbigen Nachmittag Vakanz und teilte einem jeden Schüler eine Butterbrezel und jedem Präzeptor einen mürben Kuchen (auf meine Kosten) aus, ließ den ganzen Actum mit dem Gesang: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren usf. und mit Gebett beschließen.« Die Kinder- und Jugendfreundlichkeit bewahrte sich Zilling sein ganzes Leben hindurch, obwohl ihm – noch einmal sei's gesagt – eigene Kinder versagt blieben und sein Schicksal insoweit anrühren muß<sup>71</sup>. Am 19. 11. 1756 wurde ihm in Zavelstein ein totes Söhnlein geboren. An der Geburt stirbt – wie erwähnt – seine »herzinnigst geliebte Ehegattin Anna Barbara Zech«; am 22. 7. 1758 wurde ihm von seiner zweiten Gattin – wiederum in Zavelstein – ein totes Töchterchen geboren, am 6. 2. 1760 ein totes Söhnlein, am 28. 7. 1761 ein Töchterchen, welches wegen großer Schwächlichkeit von ihm sogleich getauft und nach der Gähntaufe bald wieder verschieden ist. Am 29. 8. 1762 wurde ihm ein weiteres Töchterchen – Friderica Louisa – geboren und getauft. »Durch Ungeschicklichkeit der Hebamme brach es unter der Geburt das linke Füßlein ab« und »durch Ungeschicklichkeit des Chirurgi wurde es anfangs übel eingerichtet und mußte erst acht Tage darauf besser und recht eingerichtet werden«. Es starb mit sechs Monaten an den Gichtern. Am 16. 11. 1763 kam in Lauffen Carl Gottlob zur Welt, der nach wenigen Wochen an der Mundfäule starb. Die am 18. 6. 1765 ebenfalls in Lauffen geborene Heinrica Friderica Eleonora war nach Zillings Worten »ein angenehmes, liebreiches, hoffnungsvolles Kind, bey allen, die es kannten, beliebt«. Das Kind starb mit vier Jahren an einem Darmleiden, und die am 9. 9. 1766 in

Ludwigsburg geborene Johanna Dorothea Justina am 2. 2. 1768 einjährig an den Blättern. Zwei weitere Kinder sind tot geboren oder gleich nach der Taufe wieder verstorben, so daß Zilling insgesamt zehn Kindern, die ihm und seinen beiden ersten Ehefrauen geboren wurden, ins Grab sehen mußte. Wer trotz solcher Schicksalsschläge den Kindern und der Jugend zugetan bleibt, kann kaum ein verbitterter und harter Mann mit versteinertem Herzen gewesen sein.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Was für ein Mann war Zilling, der viel geschmähte Dekan, wirklich? Ein Scheinheiliger und zelotischer Pfaffe oder ein Mann von ernsthafter Amtsführung und exemplarischem Wandel? Ein böser eitler Mann und geistloser Bonze oder ein Mann mit vorzüglichen Gaben und einer der besten Dekane? Ein Mann ohne einen Funken Güte oder ein großer Kinder- und Jugendfreund? Ein Mann, der alle Gunst des Publikums verloren hatte oder ein Mann, der bei der Gemeinde in Achtung und Liebe stand? Wir können und wollen den Spezial nicht abschließend beurteilen, schon deshalb nicht, weil wir nicht alle Quellen über ihn zur Verfügung haben. Vielleicht läßt sich aber dieses sagen: Zilling mag ein strenger, pedantischer, auf seine Würde bedachter, in Religions- und Kirchensachen wenig toleranter Mann gewesen sein, der dem leichten höfischen Wesen, wie es sich in Ludwigsburg ausgebreitet hatte, fremd, ablehnend und wohl auch hilflos gegenüberstand und deshalb oftmals ohne diplomatisches Geschick handelte, namentlich in der Auseinandersetzung mit Schubart; ein bornierter Dummkopf war er, dessen Geradlinigkeit, Ehrenhaftigkeit und Kinderliebe als erwiesen zu gelten haben, nicht. Wäre er sonst – um nur das noch einmal hervorzuheben – zum Spezial in die Residenzstadt Ludwigsburg berufen und hier vierunddreißig Jahre lang belassen worden, an einem Platz, der einen ganzen Mann erforderte, hätte er sonst noch mit zweiundfünfzig Jahren damit begonnen, die Geschichte seiner Vaterstadt aufzuzeichnen? Der originelle Spezial, der sich wohl immer ein schlichtes Gemüt bewahrt hat, wofür seine schöne klare Handschrift spricht, war ein Mensch mit seinen Grenzen, mit seinem Widerspruch, mit Schatten, aber auch mit Licht, der es gewiß verdient, daß man sich seiner in Ludwigsburg erinnert, und zwar durchaus nicht ohne Respekt und Dankbarkeit.

#### Anmerkungen

- 1 Schillers Werke NA Bd 2, I S. 68f; Friedrich Wilhelm von Hoven, Lebenserinnerungen, herausgegeben von Hans-Günther Thalheim und Evelyn Lauter, 1. Aufl. Berlin 1984; Johann Kaspar Lavater, Reisetagebuch, Zentralbibliothek Zürich, Ms. Lav. 16a; Philipp Matthäus Hahn, Die Kornwestheimer Tagebücher 1772–1777, herausgegeben von Martin Brecht und Rudolf F. Paulus, Berlin–New York 1979; Christian Ludwig Friedrich Neuffer, Lebens-Lauf, Alte Dekanats-Registratur Ludwigsburg (Abschrift davon verdanke ich Herrn Pfarrer Walter Hagen); Justinus Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, herausgegeben und erläutert von G. Häntzschel, Frankfurt/Main 1978; Christian Daniel Schubart, Schubart's Leben und Gesinnungen von ihm selbst, im Kerker aufgesetzt, Reprint der Ausgabe Stuttgart 1791 und 1793, Leipzig 1980; Schubart, Dokumente seines Lebens, herausgegeben von Hermann Hesse und Karl Isenberg, Berlin 1926, enthalten auch in C. F. D. Schubart's Gesammelte Schriften und Schicksale I und II, Stuttgart 1839, Nachdruck Hildesheim 1972; Christian F. D. Schubarts Leben in seinen Briefen, gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von David Friedrich Strauß, Berlin 1849.
- 2 Christian Belschner, Hervorragende Ludwigsburger, LBGbl. XII, Ludwigsburg 1939, S. 41–46; Oscar Paret, Ludwigsburger Menschen, LBGbl. XIV, Ludwigsburg 1960, S. 18–47.

- 3 Die folgenden biographischen Angaben sind, soweit nichts anderes zitiert ist, den Aufzeichnungen Zillings entnommen und zwar dem »Stamm-Buch der Zillingschen und Fundusischen Familie in so weit Selbige sich zu Ludwigsburg vestgesezt und ausgebreitet haben« (Stammbuch), im Besitze von Herrn Reg.-Direktor a.D. Helmut Zilling aus Freiburg, und den »Denkwürdigkeiten der zweyten Residenz- und dritten HauptStadt Ludwigsburg vornemlich das KirchenWesen betreffend, verfaßt im Jahr 1777 von dem damaligen Specialsuperintendenten und StadtPfarrer zu Ludwigsburg M. Georg Zilling als einem gebohrnen Ludwigsburger« (Notabilienbuch), Evangelisches Kirchenregisteramt Ludwigsburg.
- 4 Gerhard Heß, Häuser und Menschen in Alt-Ludwigsburg, LBGbl. XIV, Ludwigsburg 1960, S. 9 f.
- 5 Hoven a. a. O., S. 19.
- 6 Hoven a. a. O., S. 18 ff.
- 7 Hans Joachim Krämer, Schubart und Ludwigsburg, LBGbl. XXXIII, Ludwigsburg 1981, S. 28.
- 8 Stadtarchiv Ludwigsburg (StadtA LB) L 5 V Z 159.
- 9 Schillers Werke a. a. O.
- 10 Friedrich Schiller. Ein tabellarisches Dichterleben. In: Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte von Friedrich Schiller. Aufs Neue ans Licht geholt und mit Erkundungen zum Dichter- und Räuberleben der republikanischen Freiheit des lesenden Publikums anheimgestellt von Horst Brandstätter, Berlin 1984, S. 70.
- 11 Gerhard Heß a. a. O., S. 10.
- 12 Beschreibung des feyerlichen und gnädigsten Einzugs Seiner Herzoglichen Durchlaucht, des regierenden Herrn Herzog Carls von Württemberg und Töckh etc. nach Höchst Dero beglückten Zurückkunfft aus Italien in Dero Herzogl. Residenz und dritten Haupt-Stadt Ludwigsburg den 11 ten Julii 1767 nebst denen auf solche höchsterfreuliche Begebenheiten angestellten so wohl allgemeinen- als auch besonderen Ehren- und Freuden-Bezeugungen, Ludwigsburg, S. 33.
- 13 Schubart's Karakter von seinem Sohne Ludwig Schubart (1798), in C. F. D. Schubart's Gesammelte Schriften und Schicksale II, S. 169.
- 14 HStA A 284 Bü 143 (Mikrofilm in StadtA LB: VI/II/4 Nr. 9).
- 15 Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 26 Bd. 163, 2 Blatt 42 u. 49.
- 16 Hahn a. a. O., S. 56.
- 17 HStA A 281 Bü 776 ff. (Mikrofilm in StadtA LB: VI/II/9 Nr. 2 ff); Kerner a. a. O., S. 100.
- 18 Christian Belschner, Ludwigsburg im Wandel der Zeiten, 2. Aufl., Ludwigsburg 1936, S. 227 ff.
- 19 Hoven a. a. O., S. 26; Kerner a. a. O., S. 100.
- 20 Hahn a. a. O., S. 142, 307; vgl. auch Martin Brecht, Die Frommen und die Kirche – ein spannungsreiches Verhältnis, dargestellt an Beispielen aus der Kirchengeschichte Ludwigsburg, LBGbl. XXIX, Ludwigsburg 1977, S. 81 ff.
- 21 HStA A 281 a. a. O., Lavater a. a. O.
- 22 Hahn a. a. O., S. 324.
- 23 Hahn a. a. O., S. 162.
- 24 HStA A 281 a. a. O.
- 25 Christian Belschner, Ludwigsburg im Wandel der Zeiten, a. a. O., S. 227.
- 26 Peter Lahnstein, Ludwigsburg – Aus der Geschichte einer europäischen Residenz, Stuttgart 1968, S. 83 ff.
- 27 HStA A 281 a. a. O.
- 28 Archiv der Friedenskirche Ludwigsburg.
- 29 Rudolf Krauß, Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule, Marbacher Schillerbuch, Stuttgart und Berlin 1905, S. 189 ff; Dr. Giefel, Hat Friedrich Schiller die 1768 in Ludwigsburg errichtete 4. Klasse der Lateinschule besucht?, Gedenknummer der Ludwigsburger Zeitung zum 9. 5. 1905.
- 30 HStA A 281 a. a. O.
- 31 Stammbuch, Text unter Schattenriß:  
Suavis imago sui est hac delineatio meum.



Ad natale tibi cupio donare colendum,  
Quo nihil est melius commodiusque nihil.  
Gratulor ex animo tibi, et opto cum prece magna,  
Ut duras vitam tempora longa bonam.

(Ein liebliches Bild von ihm ist dieser schöne Schattenriß, die Hälfte meines Wesens und mein Schmuck, zum Geburtstag möchte ich Dir etwas zur Huldigung schenken, nichts besseres und angenehmeres gibt es, ich gratuliere Dir von Herzen und wünsche mit großer Fürbitte, daß Du noch lange Zeit ein gutes Leben habest).

- 32 Gerhard Heß a. a. O., S. 10.
- 33 Oscar Paret, Die Stadtkirche in Ludwigsburg, Ludwigsburg 1962, S. 11.
- 34 Wolfgang Bollacher, Ludwigsburg im 18. Jahrhundert – nach den Aufzeichnungen des Magisters Georg Sebastian Zilling, Festschrift des Friedrich-Schiller-Gymnasiums Ludwigsburg, Ludwigsburg 1971, S. 15 ff.
- 35 Gerhard Heß a. a. O., S. 10.
- 36 Schubart, Dokumente seines Lebens a. a. O., S. 48.
- 37 Ludwigsburg in der Württembergischen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Politische und wirtschaftliche soziale Bedingungen einer Stadt- und Residenzgründung. Erwägungen aus Anlaß der Ludwigsburger Stadtgründungsfeier am 18. Mai 1979, gehalten von Herrn Prof. Dr. K. Schreiner, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Universität Bielefeld, herausgegeben vom Hauptamt der Stadt Ludwigsburg, September 1979, S. 9 ff.
- 38 Hoven a. a. O., S. 26 ff.
- 39 Kerner a. a. O., S. 99 ff.
- 40 Kerner a. a. O., S. 29 ff.
- 41 HStA A 281 a. a. O.
- 42 Christian Belschner, Schillers dreimaliger Aufenthalt in Ludwigsburg, LBGbl. IV, Ludwigsburg 1905, S. 82.
- 43 Zitiert nach Wieland-Schubart, Ständige Ausstellung des Schiller-National-Museums und des Deutschen Literaturarchivs Marbach/Neckar, Marbach 1980, S. 42.
- 44 Schubart's Leben und Gesinnungen a. a. O., S. 145.
- 45 ebenda S. 144.
- 46 Stadtarchiv Aalen (eine Frage nach der Fundstelle blieb unbeantwortet).
- 47 Schubart, Deutsche Chronik auf das Jahr 1776, Neudruck Band III, Heidelberg 1975, S. 28.
- 48 a Schubart, Deutsche Chronik auf das Jahr 1775, Neudruck Band II, a. a. O., S. 335.
- 48 b Schubart, Deutsche Chronik auf das Jahr 1774, Neudruck Band I, a. a. O., S. 112 u. 312.
- 49 Christian Friedrich Daniel Schubart, Briefe, herausgegeben von Ursula Wertheim und Hans Böhm, Leipzig 1984, S. 250.
- 50 Schubart's Leben und Gesinnungen a. a. O., S. 157.
- 51 HStA A 281 a. a. O.
- 52 Christian F. D. Schubart's Leben in seinen Briefen a. a. O. Erster Band, S. 398.
- 53 Hoven a. a. O., S. 27 ff.
- 54 Albrecht v. Pfisterer, Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit 1. Bd Eßlingen 1907, S. 463; Wilhelm Krämer, Schubart und Ludwigsburg, zunächst eine beehrte Persönlichkeit – dann des Landes verwiesen, Hie gut Württemberg 14. Jahrgang Nr. 11/12; Bernhard Zeller, Ludwigsburg und seine Dichter, Hie gut Württemberg 22. Jahrgang Nr. 1; Hans Joachim Krämer a. a. O., S. 31 ff.
- 55 Landeskirchliches Archiv a. a. O.
- 56 Hans Joachim Krämer a. a. O., S. 35.
- 57 Albert Emil Brachvogel, Schubart und seine Zeitgenossen 2 Bde, Stuttgart-Cannstatt 1926, 2. Bd S. 42, 61, 117, 213, 254, 303, 366; Heinrich Lilienfein, In Fesseln frei, Stuttgart 1938, S. 86, 188, 192, 388; Utta Keppler, Christian Friedrich Daniel Schubart – ein genialer Rebell, Mühlacker 1982, S. 71; Kurt Honolka, Schubart, Dichter und Musiker, Journalist und Rebell, Stuttgart 1985, S. 82; Peter Lahnstein a. a. O., S. 80; August Lämmle, Ludwigsburger Erinnerungen, Ludwigsburg 1960, S. 63.
- 58 Friedrich Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahr 1781, Zehnter Bd., Berlin und Stettin 1795, S. 185 ff.

- 59 Christian Belschner, Ludwigsburg im Wandel der Zeiten a. a. O., S. 228.
- 60 Hahn a. a. O., S. 202, 421.
- 61 Landeskirchliches Archiv a. a. O.
- 62 HStA A 281 a. a. O.
- 63 Hoven a. a. O., S. 86.
- 64 Neuffer a. a. O.
- 65 Gerhard Heß a. a. O., S. 10.
- 66 Otto Schanzenbach, Ludwigsburger Gewerbsleben im vorigen Jahrhundert, Ludwigsburg 1889, S. 38.
- 67 Hoven a. a. O., S. 18 ff.
- 68 Kerner a. a. O., S. 30.
- 69 HStA A 281 a. a. O.
- 70 Notabilienbuch.
- 71 Totenregister der Evangelischen Kirchengemeinde Zavelstein, Stammbuch, Notabilienbuch.

Der Verfasser dankt sehr für Hinweise und freundliche Hilfe Herrn Stadtarchivar Wolfgang Läßle aus Ludwigsburg, Herrn Pfarrer Erich Mattmüller aus Zavelstein, Herrn Glasermeister Paul Müller aus Asperg und Herrn Regierungsdirektor a. D. Helmut Zilling aus Freiburg.

# Jud Süß Oppenheimer – sein Bild in der deutschen Literatur\*

Von Martin Bollacher

Wohl kaum eine Episode aus der Geschichte Württembergs dürfte die Gemüter der Zeitgenossen und Nachgeborenen stärker und nachhaltiger erregt haben als der Aufstieg und jähe Fall des Joseph Süß Oppenheimer in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts. Joseph Süß Oppenheimer, bekannt unter dem Namen Jud Süß, hatte es binnen weniger Jahre zum Günstling, Hoffaktor und Geheimen Finanzienrat des Herzogs Karl Alexander gebracht, für dessen üppige Hofhaltung und militärische Unternehmungen er die Mittel verschaffte, wobei er es ohne Zweifel auch verstand, die Interessen seines Herrn mit seinen eigenen zu verbinden. Nach dem plötzlichen Tod des Herzogs wurde Jud Süß verhaftet, zum Tode durch den Strang verurteilt und am Morgen des 4. Februar 1738 auf der Stuttgarter Galgensteige in einem eisernen Käfig erhängt. Über das grauenhafte Ende des gestern noch mächtigen, reichen und angeneideten Hofjuden erschienen noch zu Lebzeiten des Unglücklichen und kurz nach seiner Hinrichtung eine Fülle meist anonymer Flugblätter, Spottgedichte und moritatenähnlicher Biographien. In ihren marktschreierischen Überschriften spiegelten diese Lieder und Traktate den Haß eines Volkes wider, für das der Jude Süß Oppenheimer zur Verkörperung absolutistischen Blutsaugertums und feudaler Maßlosigkeit geworden war. An dem zum Alleinschuldigen erklärten Juden glaubte man sich gefahrlos rächen zu können, und zum Schaden des Gepeinigten, Eingekerkerten und endlich Erhängten kam der gnadenlose Spott einer Bevölkerung, die unter der Regierung Karl Alexanders rücksichtslos ausgebeutet und unterdrückt worden war und die ihrer Ranküne nun in Schmäh- und Spottschriften Luft verschaffte. Da geißelte man die galanten Abenteuer des verhaßten Mannes in einer Schrift mit dem Titel »Letzter Abschied des Juden Süß an seine Maitressen«, dämonisierte ihn in einem »Unterthänigsten Danksagungs-Compliment sämtlicher Hexen und Unholden, An seine Jüdische Hexelentz Jud Joseph Süß Oppenheimer« oder verspottete sein schreckliches Ende in dem »Galgengesang Jud Süß Oppenheimers in seinem Vogelhaus«.<sup>1</sup> In biographischen Nachrichten zeichnete man die »Lebensbeschreibung des fameusen und berüchtigten württembergischen Auenturiers«<sup>2</sup> in grellen Farben nach, wobei die Darstellungstendenz vom Satirischen und Herrschaftskritischen bis zum unflätig Antisemitischen reichte. Kupferstiche mit Szenen aus den letzten Stunden des Delinquenten und mit Abbildungen des grausigen eisernen Käfigs veranschaulichten die Vita des merkwürdigen Mannes, dienten aber auch zugleich als warnendes Exempel für die Fallstricke der unberechenbaren Göttin Fortuna. Ich möchte wenigstens *ein* Beispiel dieser zumeist anonymen Kuriositäten-Literatur anführen, und zwar die Darstellung der Verhaftung des Jud Süß durch den Kommandanten des Stuttgarter Stadtreiterkorps, den Major von Röder, aus einem vielstrophigen Gedicht mit dem Titel »Lebens-Lauff«. Dieses Gedicht berichtet im Stil der Moritat, also der parodistischen Übertreibung und freiwillig-unfreiwilligen Komik, vom Ende des Höflings. Süß ist über den Tod des Herzogs bestürzt und eilt sogleich mit der Hiobsbotschaft zur Herzogin nach Stuttgart:

\* Vortrag vor dem Hist. Verein Ludwigsburg am 13. 3. 1986

11. Er kam auch würcklich in die Stadt,  
 Und bald in das Gemache,  
 Wo sonst der Fürst geschlaffen hat,  
 Er richt'te seine Sache  
 Als ein Courier der Trauer aus  
 Und wollte wieder in sein Haus  
*Drauff schrie der Herr von Röder*  
*Halt! oder stirb entweder*
12. *Was dann? wer giebt die Ordre her?*  
 War sein Entgegenhalten,  
 Ich wil von meiner Reiss so sehr  
 Hier länger nicht verkalten;  
*Ihr alle wisst ja wer ich sey,*  
*Jau! giebt es dann Verätherey*  
*So werd't ihrs doch wohl innen,*  
 Ihr werdet euch besinnen.
13. *Allein der Hauptmann von der Wacht*  
*Hat keine Complimenten*  
*Mit diesem Juden mehr gemacht,*  
*Als Rath und Residenten.*  
*Er schleppte ihn in sein Quartier*  
*Und stellte etlich Mann dafür,*  
 Ihm nur damit zu zeigen,  
 Er sey nicht mehr sein eigen.<sup>3</sup>

Wilhelm Hauff, der als erster die Jud-Süß-Geschichte auf eine literarisch anspruchsvollere Ebene hob, zitiert in seiner Novelle »Jud Süß« den absonderlichen, schon damals sprichwörtlichen Reim vom Herrn von Röder: »Da sprach der Herr von Röder: Halt, oder stirb entweder!«<sup>4</sup> – ein Beleg auch dafür, daß Hauff die Jud-Süß-Volksliteratur kannte und aus ihrem reichen Fundus schöpfte.

Bevor ich mich nun dem eigentlichen Thema meiner Überlegungen, nämlich dem Bild des Jud Süß in der deutschen Literatur, zuwende, möchte ich an einige historische und biographische Daten erinnern, die für das Schicksal des württembergischen Hofaktors Süß Oppenheimer von Bedeutung sind. Von der Geschichte gehe ich dann zur Literaturgeschichte über, und zwar behandle ich insbesondere die eben schon erwähnte Novelle von Wilhelm Hauff, den Roman »Jud Süß« von Lion Feuchtwanger und gehe dann am Schluß noch auf Veit Harlans Nazi-Propaganda-Film »Jud-Süß« ein.<sup>5</sup>

Die – eher unbekanntenen – Dramatisierungen des Süß-Oppenheimer-Stoffs durch E. F. Grünwald (»Lea«, 1846) und A. Dulk (»Lea«, 1848), Paul Kornfeld (»Jud Süß«, 1930) und Eugen Ortner (»Jud Süß«, 1930) lasse ich dagegen außer acht. Bei diesen von Hauff und Feuchtwanger inspirierten Dramen handelt es sich ohnehin um zweitrangige oder unselbständige Werke – Paul Kornfelds »Jud Süß«-Drama ist beispielsweise eine Übersetzung aus dem Englischen.

Joseph Süß Oppenheimer wurde im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1692, in Heidelberg geboren. Er stammte mütterlicherseits aus einem vornehmen Frankfurter Judengeschlecht; sein Vater, der als Steuereinnehmer der pfälzischen Landjudenschaft tätig war, gehörte zu der ebenfalls in Frankfurt ansässigen

Familie Oppenheimer. Die Freie Reichsstadt Frankfurt am Main war lange Zeit ein Zentrum der deutschen Judenheit. Die Oppenheimers und die Bankierfamilie Rothschild, auch der Dichter Juda Löw Baruch, der sich dann nach seinem Übertritt zum Protestantismus Ludwig Börne nannte, sind aus der Frankfurter Judenschaft hervorgegangen, und selbst der in einem ganz anderen sozialen und religiösen Milieu aufwachsende Goethe war von der geheimnisvoll-fremdartigen Atmosphäre des Ghettos in den Bann geschlagen: er nahm nicht nur Unterricht in Judendeutsch, sondern verfaßte auch eine das Judendeutsche nachahmende »Judenpredigt«. <sup>6</sup> Um Joseph Süß Oppenheimers Herkunft rankt sich übrigens schon früh die Legende, die ihn zum unehelichen Sohn des Freiherrn Georg Eberhard von Heidersdorf machte. Süß selbst nannte im Stuttgarter Prozeß jedoch Süßkind Oppenheimer aus Heidelberg als seinen Vater.

Der kluge und sicherlich auch ehrgeizige Joseph Süß ließ sich nach der üblichen Wanderschaft durch verschiedene Länder in Wien zum Finanz- und Geschäftsmann ausbilden und eröffnete seine Laufbahn als Kammeragent und Hoffaktor in der Pfalz, in Hessen und in Köln, wo er sich als Münzmeister und Hoflieferant, als Geldverleiher und Juwelenhändler »die Grundlage seines Vermögens, seiner Welt- und Menschenkenntnis, seiner von ihm selbst gerühmten Fähigkeit, »große Herren zu traktieren und mit ihnen umzugehen«, erwarb«. <sup>7</sup> Daß die Geldgeschäfte in der Vergangenheit fast ausschließlich in den Händen von Juden lagen, hatte seinen Grund schlicht darin, daß den Angehörigen der jüdischen Gemeinschaft der Zugang zu den sogenannten ehrlichen bürgerlichen Berufen weitgehend verschlossen war. Sie erhielten kein Niederlassungsrecht oder mußten sich die »Stättigkeit«, also das Aufenthaltsrecht – ebenso wie das Berufsrecht – für teures Geld erkaufen. Auch nach der Aufhebung des kanonischen Zinsverbots tabuisierte man den Geldverleih, diskreditierte ihn sozial, indem man ihn – wie man heute sagen würde – einer gesellschaftlichen Randgruppe überließ, auf deren Dienstleistung man jedoch nicht verzichten mochte und konnte. Der Jude Shylock in Shakespeares »Kaufmann von Venedig« ist wohl das berühmteste literarische Beispiel eines von seinen christlichen Schuldnern gehaßten und aufgrund seines Außenseitertums selbst Haß provozierenden Geldjuden. Aber auch an den deutschen Höfen des 17. und 18. Jahrhunderts war der jüdische Finanz- und Wirtschaftsberater, der Hoffaktor, eine häufige Erscheinung. Solche Hoffaktoren standen in einem fast Beamtencharakter tragenden Vertrauensverhältnis zu den Herrschern der vielen großen und kleinen Territorien, waren aber auch auf Gedeih und Verderben der Gnade ihrer Herren ausgeliefert. Sie halfen den Fürsten »als Bankiers, Agenten, Unternehmer, als Münz- und Heereslieferanten bei der Durchsetzung des absoluten, von dem Einfluß der Landstände sich befreienden Regimes, bei der Neuordnung und Befestigung des Wirtschaftslebens und bei der militärischen und diplomatischen Erringung außenpolitischer Machtpositionen«. <sup>8</sup> Bedeutende Hoffaktoren waren neben Jud Süß etwa Samson Wertheimer und Samuel Oppenheimer in Wien oder, in Brandenburg-Preußen, Angehörige der Familie Gomperz. Die Hoffaktoren traten vielfach auch für die Interessen der Judenschaft ein und fungierten als deren Fürsprecher, als Schetadlanim, bei Hofe. Rückblickend erscheint uns das Hoffaktorentum als eine Institution, die eng mit der Regierungsform des fürstlichen Absolutismus verknüpft war und die mit der Entwicklung des modernen Verfassungsstaates verlorenging. Die Tätigkeit des Hoffaktors gleich dabei einer riskanten Gratwanderung zwischen antagonistischen Interessenbereichen – hier die Landstände, dort der absolutistische Herrscher –, wobei eben der Entzug der Fürstengunst für den Hoffaktor in der Regel die Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz, ja seines Lebens bedeutete. Das Los des Jud Süß teilten vor ihm die Faktoren Lippold am Brandenburger Hof und Fränkel und Ischerlen am Ansbacher Hof. Der erste wurde hingerichtet, die anderen »warf man [...] ins Gefängnis, wo sie starben«. <sup>9</sup>

Das Schicksal des Jud Süß verband sich mit demjenigen Karl Alexanders im Sommer 1732, als beide sich in der Kurstadt Wildbad kennen und schätzen lernten. Karl Alexander, geb. 1684, acht Jahre älter als Süß, hatte als Militär und Haudegen in unzähligen Schlachten und Kriegen Meriten erworben, seit er als Dreizehnjähriger ein Patent als Oberst erhalten hatte. Zumeist war es, unter dem Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee, dem Prinzen Eugen, gegen die Franzosen und Türken gegangen. Es kam aber auch vor, daß Karl Alexander sich seinen eigenen Leuten in den Weg stellen mußte, wie bei jenem Angriff auf Weißenburg im August 1712, als »das Geräusch zweier anschlagenden Hunde seine fünf Bataillone in einen panischen Schrecken versetzte«<sup>10</sup> und die wackeren Kämpfer in die Massenflucht trieb. Zur Belohnung für seine bravourösen Taten im Türkenkrieg war Karl Alexander mit der Statthalterschaft über Belgrad und das Königreich Serbien betraut worden. Nicht unwichtig zu wissen ist es, daß der von Hause aus protestantische Karl Alexander im Jahre 1712 in Wien zum Katholizismus übergetreten war: laut Testament hatte er diesen Schritt »in gründlicher Erkenntnuß der unbetrüglichen Wahrheit des Christl. Catholischen Glaubens [...] wohl-bedenklich ohne einige Neben-Absicht«<sup>11</sup> getan – wobei man doch bemerken darf, daß eine solche Konversion einer Karriere in kaiserlich-katholischen Diensten nicht anders als förderlich sein konnte.

Wildbad markiert also einen Wendepunkt im Leben des Joseph Süß: noch im selben Jahr avanciert er zum Kammeragenten des Prinzen und seiner Gemahlin, Maria Augusta von Thurn und Taxis, und als Karl Alexander im Jahr darauf die Regierung in Württemberg übernimmt, überträgt ihm der Herzog bei Ausbruch des polnisch-französischen Krieges die gesamte Heereslieferung des schwäbischen Kreises und ernennt ihn zum Residenten in Frankfurt. In der Folge unterstützt Süß den Herzog in seinem Kampf gegen die in Württemberg seit 1514 herrschenden Stände, was erklärt, daß er – wie Walter Grube in seiner Geschichte des Stuttgarter Landtags schreibt – in den Augen der ständisch Gesinnten »als der eigentliche Landverderber und gefährlichste Gegner der Landständischen Einrichtungen«<sup>12</sup> gilt. Er empfiehlt die Errichtung eines dem Herzog hörigen Konferenzministeriums, befriedigt die pekuniären Bedürfnisse seines Herrn, befördert die Industrialisierung des Landes – z. B. durch die Anlage einer Porzellanmanufaktur in Ludwigsburg –, betreibt die Einführung von Steuern und Monopolen, aber auch den Verkauf von Ämtern, Titeln und Privilegien. Er selbst erhält vom Herzog das Privileg, Lotterien und Glücksspiele einzurichten, handelt auch mit Juwelen und führt das Leben eines großen Mannes, in dessen Stuttgarter Haus in der Seestraße die erste Gesellschaft des Landes verkehrt. Mag man die finanz- und wirtschaftspolitischen Praktiken des Absolutismus beklagen – fest steht, daß Süß nur die »damals in Deutschland allgemein üblichen Finanzoperationen«<sup>13</sup> durchführte. In seinen Gutachten zeigt sich, wie Wanda Kampmann in ihrem Buch über »Deutsche und Juden« bemerkt, »seine klare Vorstellung von dem rational aufgebauten absolutistisch-merkantilistischen Fürstenstaat, den er an die Stelle des alten Patrimonial- und Ständestaates setzen wollte«.<sup>14</sup>

Am 12. März 1737, also nach nur dreieinhalbjähriger Regierung, stirbt Karl Alexander am Vorabend einer Reise nach Würzburg und Danzig überraschend an einem Steckfluß im Ludwigsburger Schloß. Der Steckfluß meint eine Art Katarrh, welcher – wie es im Grimmschen Wörterbuch heißt – »plötzlichen tod durch ersticken herbeiführt«.<sup>15</sup> Jud Süß scheint schon vor dieser geheimnisvollen Reise des Herzogs, auf der wohl eine Veränderung der kirchlichen und politischen Landesverfassung ins Werk gesetzt werden sollte, die Gunst Karl Alexanders verloren zu haben. Süß wird sogleich verhaftet und nach einigen Tagen im Hohenneuffen, dann auf dem Hohenasperg eingekerkert. Mehrere Selbstmordversuche mißlingen. Der Prozeß gegen den ehemaligen

Hoffaktor zieht sich über Monate hin, die Quellen sprechen von einem »gehässigen Uebereifer der Untersuchungscommission«, und dem öffentlich bestellten Verteidiger werden »die Mittel zu einem wirksamen Eintreten für den Angeklagten vorenthalten«; am 13. 12. 1737 erkennt das Untersuchungsgericht – und zwar »im Widerspruch mit dem Gutachten der ersten juristischen Autorität im Lande, des Tübinger Professors und nachmaligen Kanzlers Harpprecht – auf Tod durch den Strang gegen S. wegen der Verbrechen der Amterschleichung, des Betrugs, der Majestätsverletzung im engeren Sinn und des Hochverraths«<sup>16</sup>. Knapp zwei Monate später wird Jud Süß auf besonders schimpfliche Weise gehenkt. Den heftigen Bekehrungsversuchen der protestantischen Geistlichkeit widersteht er bis zum Schluß. Er fällt als Opfer des Kampfes zwischen dem absolutistischen Fürsten und den Ständen, und der kaum kaschierte Justizmord ist nur dessen Konsequenz. Er stirbt aber auch als Jude, an dessen Schicksal sich für die Zeitgenossen das göttliche Strafgericht offenbart. Nur wenige freilich erkennen, daß, wie sich der Herzog-Administrator Karl Rudolf äußerte, »ein Jude habe für Christenschelmen büßen müssen«.<sup>17</sup> So wurde Jud Süß »zum Typus des Juden schlechthin. Die mitangeklagten Räte des Herzogs kommen mit leichten Strafen davon«.<sup>18</sup>

So weit also zur Geschichte des unglücklichen Joseph Süß Oppenheimer.

Neunzig Jahre nach dem Sturz des württembergischen Hoffaktors erschien in Cottas »Morgenblatt für gebildete Stände« die Novelle »Jud Süß« von Wilhelm Hauff. Hauff, der noch im selben Jahr, also 1827, knapp 25jährig starb, hatte sich schon mit der »romantischen Sage« »Lichtenstein« einem Kapitel aus der Geschichte seiner schwäbischen Heimat zugewandt. Auch nun behandelte er wieder, ganz im Sinne der späteren, national- und heimatorientierten Schwäbischen Romantik, eine Episode aus der Geschichte Württembergs, die ihm zeitlich und, in gewisser Weise, auch persönlich nahestand. Denn das Haus von Hauffs Großvater, des Landschaftskonsulenten Johann Wolfgang Hauff, grenzte einst an den Garten des Finanzienrats Oppenheimer. Der junge Schriftsteller, der gerade erst die Redaktion des »Morgenblatts« übernommen hatte, kannte aber auch die biographischen Quellen und Nachrichten, denen er unter anderem die oben zitierten Röder-Verse aus dem Gedicht über die Gefangennahme des Juden entnahm.

Die Novelle »Jud Süß« zeichnet in 15 Kapiteln die letzten Monate im Leben des Hoffaktors nach. Hauff löst sich dabei weitgehend von den dokumentierten geschichtlichen Ereignissen, die nur noch den allgemeinen Rahmen einer dramatisch zugespitzten und balladisch überhöhten Handlung bilden. Der zeitliche Bogen der Erzählung spannt sich vom prunkenden Karneval 1737 bis zur Hinrichtung des Jud Süß, an die sich ein kurzer historischer Rückblick des Autors anschließt. Durch die Schilderung des für den »asketischen Protestantismus«<sup>19</sup> (495) Stuttgarts so fremden und von Süß eingeführten Karnevals akzentuiert Hauff die Fallhöhe des Hofjuden, der in der Novelle als ein machtgeriger Bösewicht und Leuteschinder, ja als »Gewaltiger« (passim) mit den Zügen des Antichrist erscheint. Das Unheimliche und Bösartige »des Juden«, wie er meist generisch-verallgemeinernd von der Bevölkerung genannt wird, ist auch zum Merkmal seiner Physiognomie geworden: »[...] die ganze Erscheinung imponierte, und sie hätte sogar etwas Würdiges und Erhabenes gehabt, wäre es nicht ein hämischer, feindlicher Zug um die stolz aufgeworfenen Lippen gewesen, was diesen Eindruck störte und manchen, der ihm begegnete, mit unheimlichem Grauen füllte« (515). Der finsternen Partei des Juden, der sich allenfalls auf seine Kreaturen Römchingen, Hallwachs und Metz stützen kann, stehen die edelmütigen und selbstlosen Vertreter der Landschaft gegenüber, verkörpert vor allem im Landschaftskonsulenten Lanbek, einem literarischen Ebenbild von Hauffs Großvater, in Lanbeks Sohn Gustav und einigen anderen altständisch und protestantisch Gesinnten. Sie alle haben sich gegen

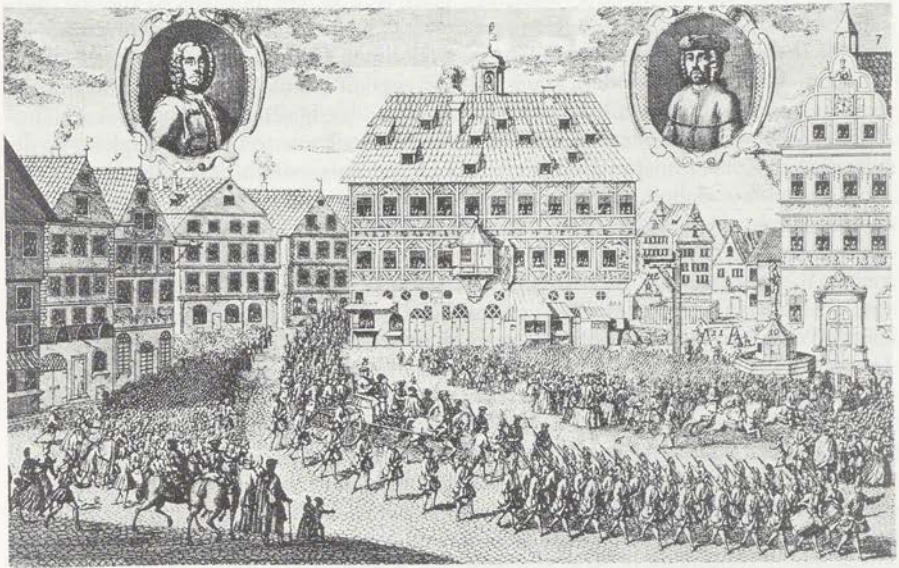
den Juden verschworen und wollen ihn während der Reise des Herzogs zu Fall bringen. Der Jude soll gestürzt werden, nicht aber der Herzog, denn – so vernehmen wir aus dem Munde des Landschaftskonsulenten – der »Herzog ist aufs abscheulichste getäuscht« (529), und der Obrist von Röder bekräftigt: »[...] er ist ein tapferer Soldat und ein Mann von Ehre«, und er wird »erröten vor der Schande, zu welcher ihn jene Elenden verführen wollten« (530). Diese Exkulpation des Herzogs, der hier als schwaches Werkzeug in den Händen seines Ministers oder als schmächtig hingetragener Ehrenmann erscheint, stellt die tatsächlichen Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse auf den Kopf: ohne das Placet seines Herrn hätte der »Schinder« (503) und »Emporkömmling« (515), der »hergelaufene Jude« und »Hund« (526) – mit diesen Schimpfwörtern wird Süß von der ständischen Gegenpartei belegt – nicht zum Allgewaltigen aufsteigen können. Hauffs Novelle krankt nicht nur an einer äußersten Vereinfachung der dargestellten Charaktere, sondern auch an einem groben Gut-Böse-Schema der historisch-politischen Konstellation.

Zur Süß-Handlung fügt sich in Hauffs Erzählung aber noch ein zweiter Handlungsstrang, der von Lea Oppenheimer, der sanften und liebenswerten Schwester des Ministers, und dem jungen Lanbek getragen wird. Lanbek verliebt sich in die – nicht historische und von Hauff erfundene – schöne Orientalin, die unter dem Einfluß »jenes wunderbaren Zaubers« zu stehen schien, »der sich aus Rahels Tagen unter den Töchtern Israels erhalten haben soll« (532). Süß sucht Gustavs Liebe zu Lea als Druckmittel gegen die ständische Partei zu nutzen, aber auch der alte Lanbek gibt kein Beispiel von Großmut und verflucht die Beziehung seines Sohnes zu einer »jüdischen Scharmanten« (537), durch die sein ehrlicher christlicher Name beschmutzt werde. Der schwache und unentschlossene Gustav verzichtet auf Lea, die aus Verzweiflung über ihr und ihres Bruders Schicksal in den Tod geht. Wie zur Entschuldigung eines solch kläglichen menschlichen Versagens läßt der Erzähler seinen jugendlichen Halb-Helden schaudern »über dem Fluch, der einen heimatlosen Menschenstamm bis ins tausendste Glied verfolgte und jeden mit ins Verderben zu ziehen schien, der sich auch den edelsten unter ihnen auf die natürlichste Weise näherte« (538). Fast schlimmer noch als dieser christliche Schauer über das verfluchte Volk der Hebräer ist das Urteil, das Lanbeks Schwester, »ein ruhiges und vernünftiges Mädchen« (537), über Lea fällt: »mag sie sein wie sie will, sie ist und bleibt doch nur eine Jüdin« (539). Von diesem arrogant-diskriminierenden Urteilssatz über die Angehörigen eines Volkes, das man als Christus-Mörder verfeimte, bis zur monströsen Vernichtungs-Formel, mit der der intolerante Patriarch aus Lessings »Nathan« sich auf den christlichen Buchstaben beruft, ist nur ein kleiner Schritt: »Tut nichts! der Jude wird verbrannt!«<sup>20</sup>

Die Begründung, die Hauff in seiner Novelle für den Fall des Joseph Süß Oppenheimer gibt, ist deshalb auch uneinheitlich und vermag den Leser nicht zu überzeugen. Die Schwarz-Weiß-Malerei der Charaktere und Situationen verhindert eine angemessene Bewertung der Jud-Süß-Episode, und an die Stelle historisch-politischer Gesetzmäßigkeiten und begründbarer menschlicher Verhaltensweisen treten bei Hauff widersprüchliche Motivationen und disparate Erzählelemente, die die Novelle – vor allem am Schluß – in die Nähe der Kolportage rücken. Der Tod des Herzogs und die Verhaftung seines Ministers werden mit Versatzstücken aus der Schauerromantik garniert – Hauff verzichtet weder auf die sinister krächzenden Raben noch auf den Teufel und einen von den Toten wiederauferstandenen Zuffenhausener Pfarrer. Und wenn der Autor in seinem resümierenden Schlußbild ausgerechnet dem alten Lanbek die Erkenntnis in den Mund legt, Jud Süß sei als Stellvertreter und Opfer für andere Schuldige gefallen,<sup>21</sup> so steht diese Sündenbock-Theorie in krassem Gegensatz zu Lanbeks vorigem Reden und Handeln. Der dialektische Satz, den der junge Lessing gut zehn Jahre nach der Affäre



Süss seinen jüdischen Reisenden in der Komödie »Die Juden« an die Adresse der christlichen Antisemiten richten läßt, ist bei Hauff ohne Widerhall geblieben: »Wenn ein Jude betrügt«, heißt es dort, »so hat ihn, unter neun Malen, der Christ vielleicht siebenmal dazu genötigt.«<sup>22</sup>



*Abführung des Süß Oppenheimer zur Richtstätte über den Marktplatz von Stuttgart  
1738 (nach einem Stich in der Landesbibliothek).*

Auch der potentiell tragische Konflikt zwischen Gustavs Liebe zur schönen Lea und seinen politisch-vaterländischen Interessen wird nicht ausgetragen, sondern durch Lanbeks Schwäche und Leas Sanftmut im Keime erstickt. Als positive Gegenfigur zu ihrem dämonisierten Bruder bleibt Lea zu blaß und zu ätherisch: sie verdient aber *unser* Mitleid, gerade weil sie als Jüdin – wie der Gefangene Süß gegenüber dem jungen Lanbek bemerkt – »kein Mitleid« (554) bei ihren *Zeitgenossen* verdiente. Bemerkenswert ist die Gestalt Leas aber noch in einer anderen Hinsicht: mit ihr führte Hauff die stereotype Figur der »schönen Jüdin«, der »belle Juive«, in die deutsche Literatur ein, wie sie uns etwa aus der Geschichte der Jüdin von Toledo, der der christliche König Alfonso in Leidenschaft verfiel, oder aus Walter Scotts Roman »Ivanhoe« in der Gestalt Rebeccas bekannt ist. Die erotische Anziehung der »schönen Jüdin« steigert nicht nur die Begehrlichkeit des christlichen und – latent oder offen – antisemitischen Mannes, sondern erlaubt es ihm auch, seine unstillbare Neugier für das Verbotene und Böse zugleich zu befriedigen und zu bestrafen. In seinen »Betrachtungen zur Judenfrage« beschreibt Jean-Paul Sartre das Wunsch- und Schreckbild der verführerischen »schönen Jüdin« als Produkt des antisemitischen Sadismus. Vom Bild der »schönen Jüdin« gehe ein »Hauch von Massaker und Vergewaltigung aus«, und selbst in den seriösesten Romanen hätten die Jüdinnen »eine sehr eindeutige Funktion. Häufig vergewaltigt und grausam geschlagen, gelingt es ihnen manchmal, durch den Tod mit knapper Not der Schande zu entgehen, und jene, die ihre Tugend behalten, sind die fügsamen Mägdle

oder die gedemütigten Liebenden gleichgültiger Christen [...].«<sup>23</sup> Hauff läßt die gedemütigte und verstoßene Lea Oppenheimer den Tod im Neckar finden. Und der von der schönen Orientalin tief beeindruckte Lanbek kann am Ende ohne Gewissensbisse versichern, »daß er nie dem Gedanken an eine Verbindung mit Lea Raum gegeben habe [...]« (537).

Bleibt also dem 25jährigen Wilhelm Hauff eine tiefere Einsicht in die der Süß-Geschichte zugrunde liegende Judenfrage versagt, so zeichnet Lion Feuchtwanger gerade in Joseph Süß Oppenheimer eine exemplarische Gestalt, in der sich das jüdische Schicksal verkörpert. Hundert Jahre liegen zwischen Hauffs Novelle und dem ausladenden, 1925 erschienenen Roman Feuchtwangers, der den Rahmen seiner Geschichtserzählung bewußt auf seine eigene Gegenwart hin orientierte und der zugleich in der historischen Rückerinnerung seiner eigenen Identität als jüdisch-deutscher Autor nachzuspüren suchte. Schon im Kriegswinter 1916/17 hatte Feuchtwanger ein »Jud-Süß«-Drama geschrieben, das er aber zurückzog, da ihm die epische Fassung des Stoffs angemessener erschien. Der Roman, der zunächst wegen seines bedenklichen Inhalts keinen Verleger fand, wurde aber ein großer Erfolg. Rückblickend erklärte Feuchtwanger, der seit 1933 in Südfrankreich, dann bis zu seinem Tode 1958 im kalifornischen Pacific Palisades lebte, diesen Erfolg mit der unmittelbaren Betroffenheit der deutschen Leser: »Es war wohl so: Das deutsche Volk hatte infolge der Niederlage im ersten Weltkrieg einen starken Inferioritätskomplex, der sich Luft machte in antisemitischen Regungen, die dann später zu jenen schauerlichen Ausbrüchen führen sollten. Das war vorgeahnt und typisch dargestellt in dem Roman. Er rührte an den Nerv des Volkes.«<sup>24</sup>

Die Geschichte des Jud Süß dient Feuchtwanger somit als Exempel für die Entstehung und epidemische Ausbreitung des Antisemitismus, dessen bössartiger Erreger die von Krieg und Krisen geschüttelte Gesellschaft des 20. Jahrhunderts ebenso befiel wie zuvor das 18. Jahrhundert, dem wir zwar den Namen der Aufklärung beimessen, das aber gegen Lebensangst, Aberglauben und irrationalistische Ausbrüche keineswegs gefeit war. Jud Süß erscheint bei Feuchtwanger als ein Kind dieser Zeit, als Repräsentant und Opfer einer religiös, politisch und sozial zerrissenen Epoche, in der jeder gegen jeden steht und alle – fast alle – gegen die Juden. Der Autor inszeniert eine umfassende Comédie humaine, in der neben den Protagonisten Jud Süß und Karl Alexander die Würzburger Jesuiten wie die württembergischen Landschaftsvertreter, die Höflinge und Kreaturen wie die Mätressen und Parvenus, die Ausgestoßenen und Außenseiter wie die Pietisten und die Kabbalisten, die reichen Hofjuden wie die verachteten Hausierjuden ihre Rolle spielen. Handlungen, Schicksale und Nebenschicksale verschlingen sich in Feuchtwangers historischem Roman zu einem perspektivenreichen Zeit-Bild, und der virtuos gehandhabte innere Monolog, der uns Einblick in die intimsten Gedanken und Triebkräfte der Figuren gewährt, versetzt den Leser unmittelbar in den Strom des Geschehens. Wie Planeten kreisen die Nebenfiguren um Jud Süß und seinen Herzog, und alle sind sie getrieben von der Gier nach Macht, bereit, des Vorteils wegen zu korrumpieren und sich korrumpieren zu lassen. Das gesellschaftliche Leben des 18. Jahrhunderts zeigt sich unter Feuchtwangers Blick als ein gnadenloses Theater der Intrigen, Kabbalen und Machinationen, des Kampfes zwischen Katholiken und Protestanten, Landständen und absolutistischen Fürsten, Arrivierten und Emporkömmlingen, Christen und Juden. Als ein grobschlächtiger, sinnlicher und gewissenloser Tyrann, der bei Feuchtwanger rein um des politischen Vorteils willen zum katholischen Lager übertritt,<sup>25</sup> sucht Karl Alexander die Fäden des Schauspiels in den Händen zu halten; diese werden aber von einem Klügeren und Geschmeidigeren bewegt – von Joseph Süß. Süß ist ebenso machthungrig wie Karl Alexander, dem polternden Duodezfürsten intellektuell aber haushoch überlegen. Als »wahrer Regent des Landes«

(154) überzieht er das Herzogtum Württemberg mit einem feingesponnenen Netz kapitalistischer Ausbeutungsmechanismen, um den ungeheuren Kapitalbedarf seines Herrn zu befriedigen. Mit dem Geldjuden Süß und dem absolutistischen Despoten Karl Alexander verbinden sich zwei Machthaber, die der Jurist Johann Daniel Harpprecht, einer der wenigen Redlichen im Einflußbereich des Hofes, mit folgenden Worten charakterisiert: »Der Herzog, Zeichen und Symbol der alten Ordnung, des Standes und der Geburt, und der Jude, Zeichen und Symbol der neuen Ordnung, des Geldes, reichten einer dem andern die Hand, waren verknüpft miteinander, lagen auf dem Volk, einträchtig, sogen sein Mark, einer für den andern« (293).

Die Interessengemeinschaft der beiden Leviathane zerbricht, als der Herzog die vor dem Hof verborgen gehaltene Tochter des Süß, Naemi, bei einem Jagdausflug in Hirsau entdeckt. Der Einflüsterung seines Begleiters nachgebend – »In solcher Blüte seien diese Jüdinnen schön und einzigartig [...] So müßten sie genommen werden« (347) –, will er sich des Mädchens brutal bemächtigen, das sich durch einen Sprung vom Dach in den Tod rettet. Feuchtwanger übernimmt also von Hauff das Motiv der gedemütigten und geopfert »belle Juive«, das in seiner Erzählung der Jud-Süß-Geschichte eine doppelte Funktion erhält: im Märtyrertod der unschuldigen, elfenhaft schönen Naemi kündigt sich das Leiden des Vaters, ja der ganzen Judenheit an, und so trägt Süß künftighin ein »zerlittenes Gesicht«, ein »jüdisches Gesicht« (381); zugleich wird dadurch der unversöhnliche, wenn auch noch verdeckte Haß zwischen den beiden Männern motiviert, der allein durch die politischen Kabilen der einander wie Raubtiere Belauernden nicht ausreichend begründet wäre. Nachdem der Autor in den ersten drei Büchern seines Romans das Leben und Treiben des Fürsten, des Volks und der Juden dargestellt hat, drängen die Ereignisse im 4. Buch, das mit »Der Herzog« überschrieben ist, der Katastrophe zu: aus Haß gegen den Mörder seiner Tochter verrät Süß den von Karl Alexander geplanten Staatsstreich an die Stände. Als der Herzog im Ludwigsburger Schloß die Nachricht vom Scheitern des Putsches erhält, bricht er zusammen und stirbt, begleitet von der Haßrede des Süß, den er als Wissenden und Zeugen seiner an Naemi begangenen Untat nach erfolgtem Staatsstreich ebenfalls zu vernichten beabsichtigte. Süß muß aber im Augenblick seines scheinbar höchsten Triumphes erkennen, daß »er falsch gegangen« (427) war, daß er von seinem Kind trotz der Rache weiter entfernt war als je. Er sieht in seinem Leben keinen Sinn mehr und bietet sich selbst den Führern des katholischen Projekts als Sündenbock an. Nun brechen die Dämme des Hasses, der Wut über den mißglückten Coup, des antisemitischen Sadismus: »Ja! Den Juden packen! Das ist die Rettung! Der Jud muß hängen« (429).

»Der Jud muß hängen«, »Jud bleibt halt Jud: Nimm Kalck und Aschen, / Und gieß die schärfste Laugen an, / Eh wirst du einen Mohren waschen. Eh er das Mauscheln lassen kan«<sup>26</sup> – so tönt der Mordgesang durch das aufgewühlte Land, die Stuttgarter Juden werden zusammengetrieben und mißhandelt, haßblind fallen die Richter – gegen das Votum des unbestechlichen Harpprecht – das Todesurteil, das der Herzog-Administrator Karl Rudolf mit den Worten unterzeichnet: »Das ist ein seltenes Ereignis, daß ein Jud für Christenschelmen die Zeche bezahlt« (492). Süß Oppenheimers Schicksal ist damit besiegelt. Interventionen der deutschen Judenheit bei Karl Rudolf bleiben fruchtlos. Die Bekehrungsversuche des Stadtvikars Hoffmann wehrt der auf dem Hohenasperg Eingekerkerte unter Berufung auf den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ab. Am 4. Februar 1738 wird er zum Galgenberg gekarrt und, zur besonderen Strafe für seine fleischlichen Sünden, in einem eisernen Vogelkäfig gehenkt. Seine letzten Worte sind: »Eins und ewig ist Jahve Adonai« (517). In der Nacht wird der Leichnam gestohlen, nach Fürth gebracht und von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde bestattet – mit einem kleinen Häuflein Erde unter seinem Haupt, Erde von der Erde Zions.

Feuchtwanger gibt mit der Version vom Leichenraub übrigens bewußt der Legende gegenüber der historischen Wahrheit den Vorzug: denn die sterblichen Überreste des Süß blieben volle sechs Jahre im Käfig hängen und wurden erst am 19. März 1744 unter dem Galgen verscharrt!<sup>27</sup>

Wenn wir uns jetzt fragen, ob Jud Süß für Feuchtwanger als ein Unschuldiger gestorben ist, so müssen wir mit »Ja« und »Nein« antworten.

Schuld hat Süß durch seine hemmungslose Verehrung der Religion der Macht auf sich geladen, und in Mißachtung der dem Menschen gesetzten Grenzen ist er der stolzen Selbstüberhebung, der Hybris, verfallen. Für Lion Feuchtwanger – und das ist der Kern seiner Deutung – hat Süß in der ausschließlichen Hingabe an das die westliche Zivilisation bestimmende Gesetz des Wirkens und Raffens zugleich gegen sein Judentum verstoßen: denn das kleine Volk Israel lebte einst in Kanaan zwischen den großen Kulturen des Westens, des Südens und des Ostens, zwischen dem Sich-Behaupten und dem Sich-Verströmen, und so sind die Juden auch in der Diaspora »zu Hause auf der Brücke zwischen Tun und Verzicht« (433). Erst am Ende besinnt sich Süß auf das Ethos des Verzichts und wird dadurch zum jüdischen Märtyrer. Erst am Ende gelangt er zur Einsicht in die Vergänglichkeit der irdischen Dinge und zeigt sich damit als »Der Andere« – so lautet die Überschrift des 5. und letzten Buchs in Feuchtwangers Roman. Durch dieses aus der expressionistischen Literatur vertraute Motiv der menschlichen »Wandlung« wird Süß zugleich eins mit der Person des Rabbi Gabriel, der im Roman als Symbol der jüdischen Weisheit und als Verkörperung Ahasvers, des Ewigen Juden, also der Diaspora, erscheint. Der geläuterte Süß, der unter dem Hohngeschrei des christlichen Pöbels seinen im Grunde freiwilligen Opfergang zum Galgen geht, trägt das Zeichen Gottes auf der Stirn, er stirbt als Märtyrer seines Volkes, als Nachfolger Jesu-Jeschuas. Lion Feuchtwanger gibt damit eine eindrucksvolle Darstellung eines jüdischen Schicksals und eine scharfsichtige Diagnose des neuzeitlichen Antisemitismus. Daß Feuchtwangers Jud Süß in der Wirklichkeit des Romans der natürliche Sohn des christlichen Adligen von Heydersdorff, also gar kein »Jud« ist, gibt seiner Gestalt und seinem Schicksal noch zusätzliches Gewicht: von den anderen zum Juden gemacht, verzichtet er auf den bequemen Weg der christlichen Assimilation und bekennt sich zu seinem Judentum. »Nicht die Erfahrung«, heißt es bei Sartre, »schafft den Begriff des Juden, sondern das Vorurteil fälscht die Erfahrung. Wenn es keinen Juden gäbe, der Antisemit würde ihn erfinden.«<sup>28</sup>

Ausgehend von dieser These möchte ich mich noch zum Schluß dem Musterbeispiel einer antisemitischen Bearbeitung des Jud-Süß-Themas, nämlich dem Film Veit Harlans zuwenden. Gerade dem Medium Film kam im Rahmen der nationalsozialistischen Judenpolitik eine wichtige propagandistische Funktion zu, und so liefen im Jahr 1940, sozusagen im Vorfeld der Deportationen und der sogenannten »Endlösung der Judenfrage«, gleich drei virulent antisemitische Auftragsfilme in den Kinos an: neben den »Rothschilds« und dem »Ewigen Juden« eben auch der »Jud Süß«.

Auf den verfeimten und emigrierten Autor Feuchtwanger – seine Bücher waren 1933 verbrannt worden – konnten sich die Drehbuchautoren nicht berufen, ebensowenig auf den im Jahre 1933 gedrehten englischen »Jud-Süß«-Film, der Feuchtwangers Roman zur Vorlage hatte. Man erarbeitete deshalb eine eigenständige Version des Themas. Als ihre Absicht bezeichneten es die Autoren dabei, die »Gefahren des Weltjudentums schonungslos« aufzudecken und »den Abgrund zwischen der jüdischen und der arischen Haltung«<sup>29</sup> darzutun. Die Gestalt des Süß wurde also zum Zerrbild des diabolischen Verbrechers gemacht, die Geschichte selbst im Sinn dieses antisemitischen Manichäismus geklittert: das historische Motiv der Katholisierung des Landes fiel weg, hinzu erfunden wurde die Aufhebung der Judensperre für Stuttgart, die Hinrichtung

des mit Süß verfeindeten Schmiedes Bogner und – als ein die Emotionen besonders schürendes Motiv – die Vergewaltigung der Tochter des Landschaftskonsulenten Sturm durch Süß. Der Angeklagte Süß wird im Film deshalb auch ausschließlich wegen des Verkehrs mit einer Christin zum Tode verurteilt. Der Gerichtsvorsitzende beruft sich dabei auf das alte Reichskriminalgesetz, das er allein zu Lasten der jüdischen Partei auslegt: »So aber ein Jude mit einer Christin sich fleischlich vermengt, soll er durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht werden.«<sup>30</sup> Veit Harlan, der die Regie im Januar 1940 von Peter Paul Brauer übernahm, betonte in einem Interview deshalb auch die angebliche Parallele des Gerichtsverfahrens gegen Süß mit den Nürnberger Gesetzen und behauptete: »Tatsächlich wurde Süß bereits vor 200 Jahren wegen Rassen- schande zum Tode verurteilt.«<sup>31</sup>

Richtig ist: das Argument des fleischlichen Verkehrs eines Juden mit Christinnen hatte im Süß-Prozeß eine Rolle gespielt, war aber als nicht justiziabel in die Urteilsbe- gründung nicht aufgenommen worden.<sup>32</sup> Der Angeklagte hatte übrigens galante Bezie- hungen mit nicht-jüdischen Frauen keineswegs in Abrede gestellt, weigerte sich aber, dem Gericht die Namen dieser Frauen preiszugeben, die durchaus freiwillig in ein Liebesverhältnis zu ihm getreten waren. Außerdem hatte der Verteidiger des Jud Süß, der Tübinger Jurist Michael Andreas Mögling, darauf hingewiesen, daß Serenissimus Höchstselbst dem Inquisiten Mätressen genug zugestanden habe<sup>33</sup> – eine Lizenz, die der christkatholische Souverän auch für seine eigene Person ohne Einschränkung in Anspruch genommen hatte. Und der Gutachter Harpprecht gab zu bedenken, daß nach demselben Gesetz, das den Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Christen unter Todesstrafe stellte, eben auch die Christinnen am Leben gestraft werden mußten.<sup>34</sup> Curt Elwenspoek, der sich in seinem 1926 erschienenen Buch »Jud Süß Oppenheimer. Der große Finanzier und galante Abenteurer des 18. Jahrhunderts« streng an den Grundsatz »In dubio pro reo«, also »Im Zweifelsfalle für den Angeklagten« hielt, bemerkt in diesem Zusammenhang lakonisch: »Das hätte einen Massenmord bedeutet, der eine erhebliche Anzahl der angesehensten Familien in Schmach und Trauer gestürzt hätte. Also mußte man diesen Punkt fallen lassen.«<sup>35</sup> Der nationalsozialistischen Her- ren-Ideologie entsprechend mußte aber dem Juden Süß wiederum ein »Frevl an den heiligen Gesetzen der Rasse«<sup>36</sup> angedichtet werden. Harlan scheute sich deshalb nicht, das bei Hauff und Feuchtwanger verwendete Motiv der gepeinigten »schönen Jüdin« umzukehren und die Tochter des Landschaftskonsulenten als erbarmungswürdiges Opfer der jüdischen Wollust zu zeigen.

Abschreckend auf den ohnehin antisemitisch indoktrinierten Zuschauer sollten auch die jüdischen Volksszenen wirken. Vor allem der Einzug der ärmlichen Kaftanjuden in die Stadt Stuttgart und die Einblendung einer jüdischen Sabbatfeier waren dazu ge- dacht, jüdisches Leben und jüdische Kultur als fremdartig und abstoßend und damit die Juden als minderwertig darzustellen. Besonders makaber ist dabei die Tatsache, daß Veit Harlan bei einer – wie er sagte – »Studienreise« durch polnische Ghettos jüdische Statisten aussuchte, die dann, wie es in einer Pressenotiz vom 17. Januar 1940 verlau- tete, »für die Filmaufnahmen herübergebracht worden sind.«<sup>37</sup> Harlan wollte nämlich einen Gegensatz konstruieren zwischen dem, was er den »Urjuden«, und dem, was er den »getarnten Juden« nannte.<sup>38</sup> Der »getarnte Jude« passe sich, wie Jud Süß, seiner nicht-jüdischen Umwelt in einer perfekten Mimikry an, falle aber am Ende doch wieder in seine bösertige und häßliche Urnatur zurück. Der »Urjude« erscheint als Typus des Untermenschen, der »getarnte Jude« als Lügner, Heuchler und Schmeichler.

Der nachgewiesene große Erfolg des »Jud Süß« wäre wohl kaum ohne die Mitwirkung so renommierter Schauspieler wie Ferdinand Marian (Jud Süß), Heinrich George (Karl Alexander), Kristina Söderbaum (Dorothea Sturm) und Werner Krauß zustande ge-

kommen. Krauß spielte übrigens gleich vier Judenrollen in diesem Film. Laut Harlan sollte damit »gezeigt werden, wie diese verschiedenartigen Temperamente und Charaktere, der gläubige Patriarch, der gerissene Betrüger, der schachernde Kaufmann usw. letzten Endes *aus einer Wurzel* kommen«. <sup>39</sup> Man verfuhr also strikt nach dem alten Grundsatz des »Jud bleibt Jud«, oder, mit den Worten Harlans: der assimilierte Jude ist nur ein »getarnter Urjude«. Augenfällig wird das im Film beispielsweise dadurch gemacht, daß der einst vornehme und elegante Süß nach langer Kerkerhaft ein Bild des Jammers bietet und – physiognomisch und sprachlich – wieder ganz zum abstoßenden, mauschelnden »Urjuden« geworden ist. Hatte sich die Sprache des Finanzienrats allenfalls durch kleine Abweichungen in der Wortstellung von der Suada der höfischen Umgebung unterschieden, so ähnelt die Sprache des Inquisiten dem Judendeutsch eines armen Ghettojuden, der um sein Leben fleht: »Ich bin nur e armer Jud! Laßt mer mein Leben! – Ich will leben, leben will ich, le –«. <sup>40</sup> Die Stimme bricht abrupt ab – der Henker hat den Strick gezogen.

Das Todesurteil gegen Süß wird vom Landschaftskonsulenten Sturm ausdrücklich als rechtens bezeichnet und, in einer quasi-metaphysischen Begründung, vom angeblich jüdischen Gesetz des »Auge um Auge, Zahn um Zahn« <sup>41</sup> abgehoben. Die Dokumente sprechen aber eine ganz andere Sprache. Denn nicht nur die christlichen Richter folgen dem Prinzip der erbarmungslosen Rache, sondern auch der Geistliche, der Süß auf seinem letzten Gang begleitete: »Während der eiserne Käfig in die Höhe gezogen wurde, stand der Stadtvikar unten; aber nicht christlich betend für den Unglücklichen. Er sandte Süß den Fluch nach: »So fahre denn hin, du verruchte Seele, zur Hölle!« –« <sup>42</sup>

So wie die Urteilsbegründung, so folgt das ganze Handlungsschema des Films einem simplen Gut-Böse-Gegensatz: mit der Hinrichtung des Süß sind die Guten und die Bösen, die Juden und die Deutschen ein für allemal getrennt – zumindest im Film, der mit der Ausweisung der Juden aus Würtemberg endet. Wir wissen aber, daß der Weg vom Film zur Wirklichkeit erschreckend kurz war.

Ich bin mit meinen Ausführungen am Ende. Schauen wir noch einmal kurz zurück, so zeigt sich, daß bereits in die historische Darstellung des Falles Süß legendenhafte Züge verwoben sind und die »reine« Wahrheit des Faktischen nicht immer mit letzter Sicherheit ausgemacht werden kann. Fest steht jedoch auch, daß sich nicht nur Wilhelm Hauff, sondern auch Lion Feuchtwanger und insbesondere Veit Harlan in ihrer Bearbeitung des Stoffs von der verbürgten Historie entfernt haben. Wenn es Aufgabe der künstlerischen Gestaltung ist, die unüberschbare, amorphe Vielheit des geschichtlichen Materials zu organisieren und im Geschehen den »Sinn« sichtbar zu machen, so müssen wir es den Künstlern zubilligen, das Wirkliche umzuformen, gerade um seiner Wahrheit auf die Spur zu kommen. Nicht daß Schriftsteller oder Drehbuchautoren von der Geschichte abgewichen sind, ist entscheidend, sondern wie und unter welchen Voraussetzungen sie dies getan haben. Hauff, so haben wir gesehen, bleibt in der Charakterisierung des Jud Süß einem Widerspruch verhaftet, den er nicht zu lösen vermag: Süß erscheint einerseits als finsterner Machtmensch, andererseits fällt er als Stellvertreter und Sündenbock für die Missetaten anderer; Feuchtwanger hingegen zeigt in Jud Süß ein exemplar vitae judaicae – eine exemplarische jüdische Gestalt, die, zunächst der Macht verfallen, erst über das Leiden zum Verzicht gelangt und – den Juden und Christen zur Lehre – einen Märtyrertod stirbt; Harlan schließlich funktioniert den Jud Süß zur extremen Negativfigur um, die in sich alle antisemitischen Klischees der Nazi-Propaganda vereint und die psychologisch den Boden für die Vernichtungsaktionen bereiten sollte.

Ein erneutes Nachdenken über das Schicksal des Jud Süß im Spiegel der Literatur hätte also von Feuchtwangers historischem Roman auszugehen. Er allein macht deut-

lich, daß die Geschichte des Jud Süß nicht nur die Geschichte eines einzelnen, sondern auch die Geschichte einer ganzen Epoche darstellt, einer Epoche, die bis in unsere Gegenwart hineinreicht und aus der heraus sich immer wieder für uns die Frage nach Schuld und Verantwortung erhebt.

Ich habe mich selber gefragt, was mich am stärksten an der so extrem gegensätzlichen Darstellung dieses jüdischen Schicksals beeindruckt hat, in dem sich die Rechts- und Kriminalgeschichte, die Politik-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte eines Zeitalters bricht: es ist die in allen Dokumenten und Texten wiederkehrende stereotype Rede vom »Juden«, die sich von dem Namen »Jud Süß« bis hin zum Gassenhauer »Der Jud muß hängen« bewegt. Was veranlaßte einen Mann wie den Festungskommandanten vom Hohenasperg, den Major Glaser, von seinem Häftling nur als vom »Juden, der Bestie« zu reden, die gefälligst »fressen« solle, damit man sie lebendig zum Galgen schicken könne?<sup>43</sup> Warum wurde ein Mensch seiner Person beraubt, zum Tier erniedrigt, ein Volk in Bausch und Bogen verdammt?

Aus dem 18. Jahrhundert klingt aber nicht nur das »Jud bleibt Jud« herüber. Ich möchte schließen mit dem aufgeklärt-toleranten Bekenntnis, das Lessing dem jüdischen Reisenden in seinem Lustspiel »Die Juden« von 1749 in den Mund legt: »[...] ich bin kein Freund allgemeiner Urteile über ganze Völker [...] Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könne.«<sup>44</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Hugo Hayn: Süß-Oppenheimer-Bibliographie, in: Zs. f. Bücherfreunde 8, 1904/05.
- 2 Vgl. Albert Mannheimer: Die Quellen zu Hauffs »Jud Süß«. Diss. Giessen 1909, S. 18.
- 3 Zit. nach Mannheimer, S. 44.
- 4 Wilhelm Hauff: Werke. Hg. v. Bernhard Zeller. 2 Bde. Insel: 1969. Bd. 1, S. 551.
- 5 Ich beschränke mich dabei auf die »literarischen« Aspekte wie Drehbuch und Handlung, gehe also nicht auf die im engeren Sinn filmischen Darstellungsmittel ein.
- 6 Vgl. Der junge Goethe. Hg. v. Hanna Fischer-Lamberg. Bd. 1, Berlin 1963, S. 198.
- 7 Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden. Begründet v. Dr. Georg Herlitz und Dr. Bruno Kirschner. Berlin 1930, Bd. 4/1, Sp. 589.
- 8 Jüdisches Lexikon, Bd. IV/2, Sp. 1643.
- 9 Mannheimer, S. 4.
- 10 ABD 15, S. 367.
- 11 Neue Entrevue der Gespräche in dem Reich der Todten zwischen [...] Eberhard Ludwig und [...] Karl Alexander, Frankfurt u. Leipzig 1737, 7 S. 61, in: Curieuse Nachrichten aus dem Reich der Beschnittenen. Frankfurt und Leipzig 1738.
- 12 Der Stuttgarter Landtag 1457–1957. Stuttgart 1957, S. 395.
- 13 ADB, Bd. 37, S. 181.
- 14 Fischer Taschenbuch 3429, S. 69.
- 15 Sp. 1360.
- 16 ADB, Bd. 37, S. 182 f.
- 17 Manfred Zimmermann: Josef Süß Oppenheimer, ein Finanzmann des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1874, S. 133.
- 18 Kampmann, S. 70.
- 19 Seitenangaben nach: Wilhelm Hauff: Werke. Hg. v. Bernhard Zeller. Bd. 1.
- 20 Nathan der Weise, IV, 2.
- 21 »[...] und so schrieb man, wie sich der alte Landschaftskonsulent Lanbek ausdrückte, »was die übrigen verzehrt hatten, auf seine Zeche« (559).
- 22 G. E. Lessing: Die Juden, 3. Auftr.

- 23 Jean-Paul Sartre: Drei Essays. Ullstein Tb. 304, S. 132.
- 24 Lion Feuchtwanger: Jud Süß. Fischer Taschenbuch Nr. 1748, S. 524. – Zitate im folgenden nach dieser Ausgabe.
- 25 Um Karl Alexanders Opportunismus zu betonen, läßt Feuchtwanger den Prinzen erst zu Beginn der dreißiger Jahre und aus Anlaß seiner Eheschließung mit Marie Auguste von Thurn und Taxis konvertieren (vgl. 83 ff.).
- 26 Curieuse Nachrichten aus dem Reich der Beschnittenen, S. 80.
- 27 Vgl. Curt Elwenspoek: Jud Süß Oppenheimer. Der große Finanzier und galante Abenteurer des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1926, S. 186.
- 28 Sartre, S. 111.
- 29 Zit. nach: Dorothea Hollstein: »Jud Süß« und die Deutschen. Antisemitische Vorurteile im nationalsozialistischen Spielfilm. Frankfurt, Berlin, Wien 1983, S. 79.
- 30 Zit. nach: Hollstein, S. 313.
- 31 Zit. nach: Hollstein, S. 80.
- 32 Vgl. Zimmermann, S. 126.
- 33 Vgl. Elwenspoek, S. 154.
- 34 Vgl. ebenda.
- 35 Ebenda.
- 36 Albert Schneider in der »Filmwelt«, zit. nach: Hollstein, S. 88.
- 37 Vgl. Joseph Wulf: Theater und Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation. rororo Tb. 1812-14, S. 444.
- 38 Vgl. Hollstein, S. 90.
- 39 Vgl. ebenda.
- 40 Zit. nach: Hollstein, S. 314.
- 41 Vgl. Hollstein, S. 308, 313.
- 42 Zimmermann, S. 131.
- 43 Vgl. Elwenspoek, S. 139 ff.
- 44 Die Juden, 6. Auftr.



# Der Fluchthelfer S. – Vom Leben des Schillerfreundes Andreas Streicher (1761–1833)\*

Von Wolfgang Kircher

In keiner Schiller-Biographie fehlt der Name Andreas Streicher – die Person freilich fristet in Anmerkungen oder Fußnoten ein kümmerliches Dasein.

Bekannt geworden ist er durch eine immerhin kriminelle Tat: Beihilfe zur Fahnenflucht. Darauf steht heute eine Freiheitsstrafe von bis zu 5 Jahren; damals freilich, als der Regiments-Medicus Friedrich Schiller floh, war das mit dem Strafmaß nicht so sicher. Der pönalen Phantasie des Landesherrn, oberster Kriegsherr und Richter in einer Person, waren da keine Grenzen gesetzt.

Um noch erschwerende Umstände zu schaffen – und um Schillers damaligem Hang zum »Räubermäßigen« entgegenzukommen – wird die Flucht auch noch bewaffnet begangen. Streicher berichtet selbst vom Abend des 22. September 1782:

*Abends um neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem paar alten Pistolen unter seinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere, mit zerbrochenem Schloß, in den Wagen getan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst.*

Ohne Umschweife gesteht Streicher, der von sich immer bescheiden per »S.« spricht, in seinem Bericht noch ein weiteres Vergehen: unberechtigte Titelführung.

*Der Weg wurde zum Esslinger Tor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war ... Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß gefordert wurde. – So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren ... so machte dennoch der Anruf der Schildwache »Halt! – Wer da? – Unteroffizier heraus!« einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen Sie hin? wurde von S. des Dichters Name in Doktor Ritter, und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Esslingen reisend, angegeben und so aufgeschrieben. Das Tor wurde nun geöffnet, und die Reisenden fuhren vorwärts.*

Schiller war nicht Doktor. Er hatte zwar auf der Hohen Carlsschule Medizin mit leidlichem Erfolg studiert; aber diese Hohe Schule wurde erst ein Jahr nach Schillers Entlassung von Kaiser Joseph II. zur Universität erhoben. Nachdrückliche Aufforderungen von Herzog Carl Eugen, er solle den Doktor an der Universität Tübingen »nachbauen«, stießen bei Schiller auf taube Ohren.

Und Streicher, der Doktor Wolf, war erst recht kein Doktor. Bei ihm handelt es sich gar um einen Mann ohne Schulabschluß.

Lassen wir die beiden in ihrer Kutsche in die Freiheit rumpeln, die sie meinen; blicken wir zurück: wer war, woher kam dieser Andreas Streicher?

Im späteren Nachruf in der »Allgemeinen Musikalischen Zeitung« von 1834 heißt es: *Johann Andreas Streicher wurde am 15ten December 1761 zu Stuttgart geboren. Er verlor seinen Vater, Steinhauer und Baumeister daselbst, vor seiner Geburt und wurde der dürftigen Umstände halber, in welchen die Mutter lebte, in das dortige Waisenhaus aufgenommen, wo er sich bald durch seine seltenen Fähigkeiten auszeichnete. Als er nach Verlauf einiger Jahre in das mütterliche Haus zurückgekehrt war, verrieth er besondere Lust und viel Talent zur Musik. Die bedrängte Lage der Mutter gestattete*

\* Vortrag vor dem Hist. Verein Ludwigsburg am 12. 12. 1985

jedoch weder, ihn in dieser Kunst ausbilden zu lassen, noch ihn in höhere Schulen zu schicken, und er blieb daher auf den Unterricht der unteren Schulklassen beschränkt.

*In seinem 17ten Jahre fing er erst an, Klavier zu spielen. Ein alter Schulmeister war hierin sein erster und einziger Lehrer ... Allein der unermüdete Fleiss, mit welchem er diesen Uebungen oblag, so wie der jugendliche Feuereifer, von welchem er verleitet ward, oft die Nächte am Klavier zu durchwachen, erschöpften seine Kräfte und er verfiel in eine schwere Krankheit. Kaum war er davon genesen, so setzte er seine ununterbrochenen Studien mit verjüngter Lust und eiserner Beharrlichkeit fort, suchte durch Umgang mit Tonkünstlern möglichst zu gewinnen und bildete seine Geistes-Anlagen immer mehr aus.*

*Er war nun in der Musik so weit fortgeschritten, dass er eine Reise nach Hamburg unternehmen wollte, um daselbst bey dem berühmten Emanuel Bach composition zu studiren, für welchen Fall ihm einige in Hamburg wohnende Verwandte die beste Unterstützung versprochen hatten.*

Die Vita geht hier wohl weitgehend auf Aussagen von Streicher selbst zurück. Daß der Vater vor des Andreas Geburt gestorben ist, ist sozusagen nur subjektiv wahr: Andreas Streicher hat ihn nicht gekannt. Gestorben ist der Vater erst 1765 mit 52 Jahren, als unser Andreas 4 Jahre alt war. Auch hinter den »Baumeister«, mit dem der Vater – auch Andreas heißend – durchs Schrifttum geistert, darf man ein Fragezeichen setzen. Andreas Streicher sen. war ein Weingärtnererbssohn aus Dettingen/Erms, der mit 24 Jahren bei seiner ersten Heirat bereits Bürger von Stuttgart heißt und »Steinhauer«. Und als er nach dem Tod der ersten Frau die Sophia Barbara Hohnerin, eine Schneiderstochter aus Trossingen, die Mutter unseres Andreas, heiratet, da ist er immer noch »Steinhauer, im herrschaftl. Steinbruch wohnhaft«. Erst in der Todesurkunde taucht die Bezeichnung »Meister« auf. Die »bedrängte Lage« der Familie spricht wohl auch gegen einen »zünftigen Meister«. Er war wohl einer der auf dem Land überflüssig gewordenen Stadt-Einwanderer, der sich bis zu einer gewissen Aufsichts-Position heraufgearbeitet hat.

Aber das ist Spekulation. Wahr ist, daß Andreas Streicher jun. seine Schulbildung im Waisenhaus erhielt. Dieses Waisenhaus in räumlicher Nähe zur Carlsschule brachte dann auch die Begegnung mit Schiller. Streicher ging, schon als Schüler, zu den öffentlichen Prüfungen, die dort drüben abgehalten wurden. Da gab es nämlich dann immer ein kostenloses Konzert.

1780 – Streicher lebt als Musicus bei seiner Mutter – gibt es die erste Begegnung, von der Streicher später berichtet:

*Obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die rötlichen Haare – die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte, und in dieser Haltung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponierte.*

Wenig später, im Sommer 1781, erscheinen die »Räuber« im Druck, anonym, mit fingiertem Druckort. Sie erregen Aufsehen, obwohl Schiller auf ganzen Stapeln des im Selbstverlag erschienenen Buches in seiner Bude in der Stuttgarter Eberhardstraße im wahrsten Sinne des Wortes sitzen bleibt.

Die Anonymität hält nicht, Schiller läßt sich ja auch gern als Verfasser des Geniestreichs bewundern. Streicher bittet einen Freund aus der Stuttgarter »Musikszene«, Schillers Carlsschul-Kameraden Rudolph Zumsteeg, ihm die Bekanntschaft mit dem Verfasser der »Räuber« zu vermitteln. Und so trifft er wieder seinen Rotschopf, der zuvor als Namenloser einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte.



*Büste von Andreas Streicher.  
Aus: Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde,  
Stuttgart und Berlin (Cotta) 1904, S. 302.*

Zwischen beiden entwickelt sich ein vertrautes Verhältnis. Der zwei Jahre jüngere Streicher verehrt den »Großen«. Und Schiller, der damals das Kraftmeierische liebte und der gar, weil man ihn von einer Einladung beim Regiments-Chef in der Sänfte heimschaffen muß, als Säufer gilt – der Ausbrecher aus der Kasernenzucht schließt sich eng an.

*Ein Vertrauen, berichtet Andreas Streicher, setzte sich zwischen beiden fest, das keinen Rückhalt kannte, und von dem die natürliche Folge war, daß die Verhältnisse*

Schillers, so wie seine wahrhaft unglückliche Lage, der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden.

Auch der Musikus scheint nie daran gezweifelt zu haben, daß für Schiller nur noch die Flucht übrig blieb. Und obgleich er das Geld für seine aufs nächste Frühjahr geplante große Reise nach Hamburg noch längst nicht beisammen hat, zögert er nicht, setzt sich mit dem Freund in die gemietete Fluchtkutsche und fährt ins Ungewisse.

Wir wissen, daß die Flucht gelang – was die Entfernung aus dem Herzogtum Württemberg anbelangt. Sie mißlang, was Schillers Pläne betrifft.

Die folgende Notzeit der beiden ist – vornehmlich durch Streichers späteren Bericht – bekannt. Als Schiller wenigstens sein Manuskript des »Fiesko« verkaufen kann – die Uhr hat er schon versetzt –, können sich die Freunde aus den drängendsten Schulden lösen. Schiller fährt nach Bauerbach, wo ihm Frau von Wolzogen ein Asyl angeboten hat. Streicher bleibt, mittellos nach den zwei Monaten Notzeit, in Mannheim zurück.

Gleich nach der Ankunft schreibt Schiller aus Bauerbach:

*Schreiben Sie mir doch, wo Sie gesonnen sind zu bleiben. Halten Sie sich, wenn Sie zu Mannheim bleiben, nur immer fleißig an Schwan, Meyer und meine Freunde. Besser Sie bleiben aber nicht dort und verfolgen Ihren ersten Anschlag, der mir immer der vernünftigste schien. Was Sie tun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein Hundsfott werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden oder man sinkt unter.*

Wir wissen nicht, was Schiller mit dem »ersten Anschlag« meint – aber irgendeine Wahl hatte Andreas Streicher wohl nicht. In die Heimat zurück konnte er nicht, der Herzog hätte seine Wut an ihm auslassen können – für die Reise nach Hamburg hatte er kein Geld.

Er schlägt sich als Klavierlehrer durch, heißt auch »konzertierender Künstler«.

Natürlich macht man ihm Vorwürfe, daß er als hoffnungsvoller Jüngling seine Laufbahn so unbedacht aufs Spiel gesetzt habe. Einem Freund antwortet er darauf:

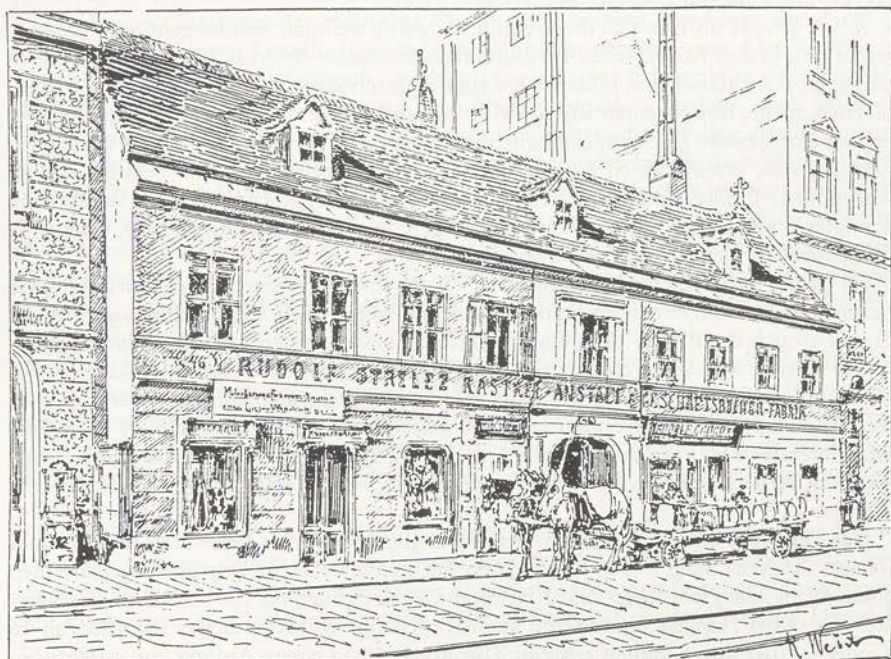
*So fatale Folgen dieser Schritt auf mein eigenes Schicksal hatte, so sehr muß ich doch Schillern dabei entschuldigen, da nur ich allein weiß, wie viel andere Menschen dazu beigetragen, ihn nicht ganz glücklich zu machen. Nicht jedermann kann das Schicksal haben. Es gehört eine gewisse Größe dazu, so unglücklich zu sein. Großer Männer Schicksale sind ihrem Geist und Herzen angemessen.*

In Streichers Mannheimer Zeit fällt die erneute Begegnung mit Schiller. Dieser kommt im Juli 1783 – nunmehr doch Theaterdichter! – von Bauerbach zurück. Wir wissen, daß auch das mit dem Theaterdichter letztlich schief ging, aber zwei Jahre leben die Freunde nun in vertrauter Gemeinschaft. Sie sind oft zusammen.

In einem ungedruckten Kapitel von Streichers späteren Erinnerungen gibt es eine hübsche Beschreibung: Streicher spielt auf dem Klavier, Schiller geht auf und ab und hat nichts als seine dichterischen Pläne im Kopf.

*War es so weit, so fing das eigentliche Dichten erst an, und dieses, oder wenigstens nur das äußerliche Benehmen dabei, dem Leser nur einigermaßen darzustellen, dazu ist die Beschreibung in Worten zu schwach. Ehe noch alles sich so deutlich bei ihm gestaltet hatte, daß er es niederschreiben konnte, dichtete er immer während dem Auf- und Abgehen. Sein Gang war dabei nicht schnell, aber fest, öfters wurde er auch langsamer. Anfangs war der Kopf vorwärts, in tiefem, suchendem Nachdenken, geneigt; dann aber erhob er sich plötzlich wieder, die Augen gen Himmel gerichtet, die untere Lippe stark gegen die obere gedrückt; der Atem wurde schnell eingezogen und mit Heftigkeit wieder ausgestoßen. Die schönen Nüstern der Nase erweiterten sich und fielen dann*

schnell wieder zurück. Überraschend war dann die Ähnlichkeit des Ausdrucks seines Gesichts und seiner Mienen mit denen eines Adlers, wobei seine vorderen Haare, wenn sie niedergekämmt waren, die Ähnlichkeit täuschend erhöhten.



Andreas Streichers Wohnhaus in Wien, III, Ungargasse 46

Andreas Streicher ist ein redlicher Chronist. Er unterschlägt nicht, daß es auch Verstimmungen gab. Aber gerade die Schilderung einer solchen Verstimmung beweist, wie nah man zusammenlebte:

Aus einer geringfügigen Ursache, deren S. sich jetzt nicht mehr erinnert, war er einmal mit ihm unzufrieden und besuchte ihn während drei, vier Wochen gar nicht ... Madame Meier, die gemeinsame Freundin und Landsmännin, fragte S. endlich einmal: »Was macht Schiller?« »Ich weiß es nicht.« – »Waren Sie denn schon lange nicht bei ihm?« – »Einige Wochen.« – »Wie kommt denn das?« S. sagte ihr die Ursache. »Aber werden Sie denn nicht wieder zu ihm gehen?« – »Das müßte sehr sonderbar kommen, denn ich habe gar keine Ursache dazu.« – Nach einer Einleitung, in welcher sie erklärte, daß Freunde, die so manches Übel miteinander getragen und die sich im Grunde doch sehr schätzten, wegen Kleinigkeiten sich nicht entzweien, noch weniger aber unversöhnlich bleiben dürften, sagte sie, daß Schiller gestern bei ihr war, sein Befremden und Bedauern geäußert, daß S. gar nicht mehr zu ihm komme, und ihr besonders darüber sein Leid geklagt, daß er, nachdem er schon mehrere Jahre daran gewöhnt sei, diesem Freunde alles zu sagen, alles vorzulesen, nun gar niemand mehr habe, dem er seine Gedanken oder seine Arbeiten, so wie sie erst entstanden, mitteilen könne. Er bat sie, es doch auf eine gute Art wieder einzuleiten, damit der Freund wieder zu ihm komme und

die vorige Vertraulichkeit wieder stattfindende. Da dieser ihn viel zu sehr als Menschen liebte und als Dichter über alles schätzte, so mußte nach einem solchen Geständnis der kleine Verdruß augenblicklich schwinden. S. begab sich noch selbigen Abend zu ihm, wo dann das Versäumte reichlich nachgeholt und von dem Künftigen so vieles abgehandelt wurde, daß man sich erst nach Mitternacht trennte.

Am 8. 4. 1785 müssen sich die Freunde endgültig trennen. Schiller geht nach Leipzig, wo er nun in den Körnerschen Freundeskreis eintaucht. Andreas Streicher bleibt noch einige Jahre in Mannheim, bildet sich weiter als interessierter Zuhörer bei der kurfürstlichen Kapelle, festigt seinen Ruf als Musiker und siedelt dann nach München um, wo er sich eine bessere Entfaltungsmöglichkeit verspricht. Er dürfte dort auch erfolgreich gewesen sein, erwirbt einen Anteil an einer Musikalienhandlung und betätigt sich als Komponist. Einige Kompositionen von ihm – Ballette, Klaviersonaten, Variationen, Kantaten – erscheinen im Stich – der damaligen, teuren Vervielfältigungsart, eine Ehre, die schließlich nicht jeder Komposition widerfuhr.

Im Januar 1794 heiratet Andreas Streicher, er wird da schon als Augsburger Bürger bezeichnet, obwohl er erst kurz zuvor der Braut wegen nach Augsburg gezogen ist. Im Trauungsbuch der Pfarrei Barfüßer in Augsburg liest man unter dem 17. Jänner 1794:

*Der Ehren- und Wohlgerechte auch Kunsterfahrene Johann Andreas Streicher, Musiker und Tonsetzer allhie, von Stuttgart, des Ehrengachten Johann Andreas Streicher, seel., Steinbauers- u. Maurermeisters allda, hinterlassener ehel. Sohn und die Viel- Ehr- und Tugendbelobte Jgfr. Anna Maria Steinin, des Ehrengachten und Kunstberühmten Andreas Stein seel Orgel- und Instrumentenmachers allhie, hinterbliebene eheliche Tochter.*

Der »kunsterfahrene« Vater der Braut war der berühmte Orgel- und Klavierbauer Johann Andreas Stein – der Name Stein hat heute noch im Instrumentenbau einen guten Klang, die Pianoforte- und Klavierfabrik gab es noch bis 1905. Anna Maria Stein, die sich selbst Nanette nannte und auch so genannt wurde, war das zwölfte von 16 Kindern. Über ihre Kindheit schreibt Theodor Bolte in einem Aufsatz von 1916:

*Nanette wurde am 2. Jänner 1769 zu Augsburg geboren. Sehr musikalisch veranlagt, wurde sie zur ausübenden Sängerin und Pianistin herangebildet. Da sie aber für die Kunst des Klavierbaues nicht geringe Neigung bekundete, wurde ihr frühzeitig der gründliche und väterliche Fachunterricht zuteil. Die kleine Nanette konnte sich schon als fünfjähriges Wunderkind hören lassen. Ihren zehn Schwestern war sie an Gehör und Talent weit überlegen und befaßte sich als ihr liebstes Spielzeug mit dem Klavierbau, während der Klavier- und Gesangsunterricht fortgesetzt wurde ...*

*Stein, der nicht nur Musiker, sondern leidenschaftlicher Musikfreund war, verkannte nicht das Genie seines Kindes. Nanette wurde diesem so wert, daß es seine immerwährende Gesellschafterin sein mußte und er sie, in ihrem zehnten Jahre schon, erst zur Verfertigung einzelner Teile der damaligen Mechanik, sowie endlich zum Einrichten der Tastaturen, zum Stimmen und gänzlicher Vollendung seiner Pianoforte mit freundlichstem Ernste anhielt.*

*Dem Instrumente den schönsten Ton zu entlocken, wurde ihr Spiel immer vollkommener; es erhielt, selbst gegen ausgezeichnete Musiker gehalten, einen solchen Vorzug, daß der Vater nur dann erst dem Fremden erlaubte, eines seiner Pianoforte zu versuchen, wenn zuerst die Tochter dasjenige aus demselben gezogen, was er oder sie hineingearbeitet hatten.*

Es gibt noch andere Quellen von Nanette als Wunderkind. Schubart berichtet in seiner »Teutschen Chronik« von einem der Konzerte der noch nicht Achtjährigen. Mozart kümmert sich um die Kleine, als er sich 1777 in Augsburg aufhält, und schreibt darüber:

*Wer sie spielen sieht und hört und nicht lachen muß, der muß von Stein wie ihr Vater sein. Es wird völlig gegen den Diskant hinaufgesessen, beileibe nicht mitten, damit man mehr Gelegenheit hat, sich zu bewegen und Grimassen zu machen. Die Augen werden verdreht, es wird geschmuzt . . . Herr Stein ist völlig in seine Tochter vernarrt. Sie ist 8 Jahre alt, sie lernt nur alles auswendig. Sie kann werden, sie hat Genie.*

Als Andreas Streicher das ehemalige Wunderkind heiratet, ist dieses eine tüchtige junge Frau, als »erster Geselle« im väterlichen Instrumentenbau tätig. Der Vater Stein ist 1792 gestorben, zwei Jahre muß – wohl auf Grund einer Erbregelung – Nanette den Betrieb zugunsten der Familie umtreiben. Aber es ist schon geplant, nach Wien zu übersiedeln. Schon im Januar 1794 wird dort das kaiserliche Privileg erteilt, und ein halbes Jahr nach der Hochzeit ziehen die Streichers mit der Fabrik nach Wien, zusammen mit Nanettes Bruder Matthäus Andreas, der erst 18 Jahre alt ist, aber die Fabrik mit leiten soll. In Wien betreibt Nanette mit Erfolg ihr Handwerk, ihr Mann ist weiter als Musiker tätig, auch er in der Musikstadt mit Erfolg. Er macht sich einen Namen. Jetzt gehört zu seinen Schülern ein Mozart, der jüngste Sohn des großen Wolfgang Amadeus. Über das öffentliche Auftreten des 14jährigen Mozart berichtet Andreas Streicher in einem Brief:

*Mozart gab den 8. April seine erste öffentliche Musik, worinnen er als Clavierspieler und Componist auftrat, und entsprach allen den hohen Erwartungen, welche man sich von seinem talente und Nahmen machen konnte. Es wäre Unrecht von mir gewesen, wenn ich ihn, nachdem ich ihn seit seinem 7. Jahr gelehrt, nicht bei dem wichtigsten Augenblick, der für sein ganzes Leben entscheidet, aus allen Kräften hätte unterstützen wollen.*

1802 gibt es in Frau Nanettes Fabrik eine einschneidende Veränderung: der Bruder Matthäus Andreas, dem man »liederlichen Lebenswandel« vorwirft, scheidet nach heftigem Streit aus. Dieser Streit wird sogar öffentlich in Wiener Zeitungen ausgetragen. Anlässlich einer Zeitungsnotiz schreibt Andreas Streicher an den Verleger Härtel in Leipzig:

*Antworten muß ich darauf. Ich muß aber schlechterdings noch einige Tage warten, um es ohne bittere Bemerkungen thun zu können. H. Stein mag es mir nicht übel nehmen, wenn ich zur Ehrenrettung meiner Frau, die ich in jeder Rücksicht höher als mein Leben selbst achte, der ganzen Welt durch unwidersprechliche Facta vor Augen lege, daß nur sie es war, welche durch ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit 10 Jahre lang den Namen Stein durch einen zügellosen Menschen nicht verderben ließ, und daß auch dann, als ihr die Unverbesserlichkeit ihres Bruders keine andere Wahl ließ, als mit Ihm zu Grunde zu gehen, oder ohne ihn glücklich zu seyn, diese gute Schwester dennoch so groszmüthig war, für ihn die Befugnis (Privilegium) auszuwirken, daß er auf eigene Rechnung für sich allein arbeiten dürfe, ungeachtet dieser Mensch die unerhörte Niederträchtigkeit begieng, bei der Regierung darum anzusuchen, seiner Schwester das Privilegium zu nehmen, zu nehmen sage ich, und es ihm allein zu geben.*

Nanette Streicher behält das Privileg, und nun widmet sich auch Andreas Streicher zur Entlastung seiner Frau dem Klavierbau-Unternehmen, das nun »Nanette Streicher geb. Stein« firmiert. Streicher wird nun sozusagen »erster Geselle«. Mit seiner musikalischen Ausbildung und einer handwerklichen Begabung macht er sich bald unentbehrlich. Er wird der Erfinder der »Wiener Mechanik«. Damals wurden die Pianofortes noch nicht produziert, um von irgendeiner Instrumenten-Handlung verkauft zu werden. Sie wurden vielmehr auf Bestellung angefertigt; also konnte der Besteller auch seine speziellen Wünsche äußern. Der Klavierbauer arbeitete nach Auftrag.

Natürlich spielte bei den Wünschen der Besteller auch die Mode ihre Rolle. Mode waren damals gerade die sogenannten Mutationen, Vorrichtungen am Klavier, durch

die der Klang eines anderen Instruments erzeugt werden konnte, so der beliebte »Janitscharenzug« oder der »Fagottzug«. Über diese Zusatz-Handwerkerei schreibt Streicher in einem Brief:

*Sogenannte Mutationen machen wir nie in ein Fortepiano, weil sie als eine bloße Kinderspielerei zu betrachten sind, und auch von den darauf begierigen Liebhabern nie länger als einige Wochen gebraucht werden. Ich weiß, daß jedermann darnach verlangt und daß jedermann sie macht. Aber ich weiß auch, daß es mir einen leichten Beweis kostet, um die Musikalischen Kinder, wenn sie auch noch so gerne klappern, auf einen etwas besseren Weg zu bringen.*

Das stellt auch dem musikalischen Gewissen Streichers ein gutes Zeugnis aus – wobei freilich nicht unterschlagen werden soll, daß er – anderthalb Jahre später – zum selben Thema schreibt:

*Sollten Sie in Zukunft einen Pianozug, einen Fagottzug p. p. an den Instrumenten wünschen, so dürfen Sie es nur sagen. Ich bin es müde, den Geschmack bessern zu wollen, und es kostet mich weit weniger Mühe, einen Lauten-Zug zu machen, als daß ich einen Unkundigen im Voraus überzeugen sollte, in vier Wochen gebrauche er ihn nicht mehr und würdige das Clavier herab. Er soll seine Caprice haben aber soll sie auch bezahlen.*

Nun, Geschäftsmann war er halt auch. Und ein erfolgreicher dazu. Nach kurzer Zeit kommt es stillschweigend dahin, daß Andreas Streicher der Chef in der Fabrik seiner Frau wird. Da heißt es zum Beispiel in einem Brief Beethovens an die Prinzipalin Nanette Streicher ohne jeden Übergang:

*Nun eine große Bitte an Streicher! Bitten Sie ihn in meinem Namen, daß er die Gefälligkeit hat, mir eines Ihrer Piano mehr nach meinem geschwächten Gehör zu richten. So stark es nur immer möglich ist, brauch ichs ... Streicher allein wäre in stande, mir ein solches Piano für mich zu schicken, wie ichs bedarf.*

Und ein weiteres Zitat aus einem Beethoven-Brief, diesmal direkt an Andreas Streicher gerichtet:

*Lieber Streicher! Vorgestern erhielt ich ihr forte piano, was wahrlich vortrefflich geraten ist, jeder andere würde es suchen an sich zu behalten und ich – lachen Sie ja recht, ich müßte lügen, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß es mir zu gut ist für mich, und warum? – weil es mir die Freiheit benimmt, mir meinen Ton selbst zu schaffen; übrigens soll Sie das nicht abhalten alle ihre forte piano so zu machen, es werden sich wohl auch wenige finden, die ebenfalls solche Grillen haben.*

Mit Beethoven ist ein Mann erwähnt, der in Streichers Leben eine bedeutende Rolle spielte. Beethoven und Nanette Streicher kannten sich schon von Augsburg her. In Wien kommt man dann – ab 1813 – in engen Kontakt. Nanette findet den damals 42jährigen Meister »hinsichtlich seiner körperlichen und häuslichen Verhältnisse im desolatesten Zustande. Er hatte nicht nur keinen guten Rock, auch kein ganzes Hemd, und ich muß Anstand nehmen, seinen Zustand so zu beschreiben, wie er wirklich war.«

Nanette Streicher müßte nicht eine resolute und warmherzige Frau gewesen sein, wenn sie hier nicht für Abhilfe gesorgt hätte. Sie mischt sich ganz einfach in Beethovens Haushalt ein. Es gibt noch 60 Briefe Beethovens – besser Billetts – an Nanette Streicher, in denen von ganz prosaischen Dingen die Rede ist, von Löffeln, Stiefelwichse etwa oder von Bettdecken. Warum diese Billetts an Frau von Streicher gerichtet sind, wird wohl Beethovens wienersches Geheimnis bleiben.

Beethoven war ja etwas schwierig, und dies auch im Umgang mit seinen Verlegern. Immer wieder greift hier Andreas Streicher vermittelnd und befürwortend ein. An Härtel in Leipzig schreibt er:

*Ueber L. Beethoven bleibt nur wenig mehr zu sagen übrig ... Nur muß ich Ihnen hier*



noch einmal die Versicherung wiederholen, daß Beethoven keiner Gewinnsucht, keiner Schleicherei, kurz nichts von alle dem fähig ist, was man mit dem Worte niedrig bezeichnen könnte. Ich kenne ihn schon 14 Jahre, und immer als einen Künstler, der wahren Ehrgeiz besitzt, und der bei dem Anfange seines Autorstandes auf das eifrigste bemüht war, den Vorwurf von sich zu entfernen, als ob er im Stande wäre, mit seinen Geistes-Producten Mäklerei zu treiben.

1794

21.7. Jen.  
k. All.  
Im Trauungsbuch  
J. Müller.

1.) Der Brau- und Wollweber einig Kundes  
Lefons Johann Andreä Streicher, Musikler  
und Tonsetzer allhie, von Pöhlgen, hat Frau  
geheiratet Josefa Andreä Wollweber, sohl, Hauweber  
2. Wollweber, sohl allhie, fiedlerlicher sohl, sohl, und  
die Viel- sohl und Tugendliche sohl. Anna Maria Stein,  
sohl Brauweberin 2. Fiedlerin sohl Andreä Wollweber, sohl,  
und fiedlerlicher sohl allhie, fiedlerlicher sohl,  
sohl.

Aus dem Trauungsbuch der Barfüßer-Pfarrei in Augsburg:  
Eheschließung von Andreas Streicher mit Anna Maria Stein, 17. 1. 1794.

Streicher erkennt auch sehr früh Beethovens Bedeutung. Schon 1803, als der 33jährige Beethoven noch lange kein anerkannter »Klassiker« war, äußert er sich:

Musikalisch neues gibt es hier ... nur das Oratorium von Beethoven, Christus am Oelberg, welches gestern aufgeführt wurde und außerordentlichen Beifall erhielt, und mein schon lange gefaßtes Urtheil bestätigte, daß Beethoven sicher eben die Revolution in der Musik bewirken wird wie Mozart. Mit großen Schritten eilt er zum Ziele.

Andreas Streicher ist auch bei den wenigen, die dem Sarg folgen, als man Beethoven 1827 hinaus trägt. Im dürftigen Nachlaß des Meisters findet sich noch die Weinsendung, die das Ehepaar Streicher dem Todkranken schickte.

Die Streichers haben es in Wien zu einigem Wohlstand gebracht. Schon 1802 werden sie das höchste, was man in Wien werden kann, nämlich Hausbesitzer. Ihr Haus in der Ungargasse erweitern sie alsbald um ein »Lusthaus«, das ein kultureller Mittelpunkt wird. Zu den dort veranstalteten Konzerten kommt nicht selten – auch dies eine nicht zu überschätzende Auszeichnung – der Erzherzog Rudolph. Sogar im nüchternen Adreßbuch wird der Streichersche Betrieb hervorgehoben und sozusagen gelobt: »im eigenen Hause mit ausschließlichem Privilegium auf einem Mechanismus bei dem Pia-

noforte.« Die 5 anderen Klaviermacher in der Ungargasse müssen sich mit der Angabe der Hausnummer begnügen.

Vom älter werdenden Andreas Streicher gibt es eine zeitgenössische Schilderung, die zeigt, daß aus dem ehemaligen Waisenhausbuble ein Grandseigneur geworden ist:

*Er ragte wie ein schöner Überrest des vorigen Jahrhunderts in das unsere hinein. Große, schlanke, aber nicht hagere, vielmehr etwas starkknochige Figur, entschieden ausgebildeter Kopf in Schädel und Angesicht, letzteres mit kräftiger, ein wenig gebogener Nase, stark gefurcht, doch wohlgefärbt und meist in heiterer Miene ausblickend, stets sorgfältig rasiert und am Scheitel dichtes, ziemlich kurzgeschnittenes Haar, lebendige Weise des Begegnens und Gesprächs, welches er oft laut und lachend und zwar in immer noch schwäbelndem Dialekt führte; und dazu das Charakteristische seiner äußeren Erscheinung hinsichtlich seiner eigentümlichen Tracht. Ich erinnere mich nämlich, Streicher gewöhnlich ganz in lichtgrauer Kleidung gesehen zu haben, den frackartigen, lang- und breitgeschoßten Rock im Schnitt des vorigen Jahrhunderts; kurzes enges Beinkleid mit hohen Gamaschen, Klappenkappe mit großem Schirm – alles, wie gesagt (auch der Schirm) von gleichem lichtgrauen Stoff; dazu ein täglich frischgenommenes breites weißes Halstuch und das Hemd vorn auf der Brust mit einer vorstehenden zierlichen Krause. Ein Stock mit beinernem oder manchmal auch einer mit goldenem Knopf in der beim Sprechen fast immer hastig agierenden Hand war stets sein Begleiter.*

Der Wohlstand ist für Andreas Streicher keine Selbstverständlichkeit. Er sieht eine Verpflichtung darin, sich für andere einzusetzen. Als Selbst-Künstler, der nun auf dem goldenen Boden des Handwerks steht, setzt er sich als einer der ersten für ein Urheberrecht ein. An den Verleger Breitkopf schreibt Streicher:

*Gibt es denn aber kein Mittel, um das Eigentum des Geistes sicherzustellen? Kann man denn nicht einen Pranger errichten, um die Leute daran zu stellen, die hierin Eingriffe machen, besonders wenn sie mit so beispielloser Frechheit verfahren, wie das Music Magazin zu Braunschweig auf der Höhe, welches so gar einen Vordruck von den 4 Jahreszeiten ankündigte? Schande für Deutschland, daß es so etwas duldet. Unsere Nachkommen werden uns und unsere Geseze, so wie unsere Gleichgültigkeit darüber verachten, so wie die armen verwaisten Kinder der Gelehrten und Künstler ihren Fluch jezt schon auf uns laden müssen, daß wir sie mit Kälte in einem Elende schmachten sehen können, in dem ihnen nichts übrig bleibt, als Thränen, und derahme ihres beraubten Vaters.*

Sein Wirken erschöpft sich freilich nicht in Appellen, er ist auch hier Praktiker.

1801 veranstaltet er eine Sammlung für Regina Susanna Bach, der letzten noch lebenden Tochter des Thomas-Kantors. Das Ergebnis befriedigt ihn zwar nicht, aber er hat doch – nach seinen Worten – *eine Gelegenheit, um mich eines kleinen Teils von dem Danke zu entledigen, welchen ich, seit ich Noten lese und Klavier spiele, den Bachen schuldig bin.*

1812 organisiert er in Wien ein Mammutkonzert mit 597 Mitwirkenden. Der gesamte Erlös kommt den Geschädigten zugute, die eine Brandkatastrophe in Baden bei Wien obdachlos gemacht hat. Durch solche organisatorischen Anstrengungen kommt er mit der musikalischen Gesellschaft Wiens in enge Berührung, alsbald entsteht die bis auf den heutigen Tag lebendige »Gesellschaft der Musikfreunde in Wien«.

1817 gestaltet Streicher den musikalischen Teil der Feier zum 300jährigen Jubiläum der Reformation. Er gründet eine eigene evangelische Singschule. Die Verbesserung des Kirchengesangs liegt ihm am Herzen, und dazu bringt er 1824 ein »Melodienbuch zum Gebrauch in Evangelischen Gemeinden« heraus.

Inzwischen hat sich seine Familie vergrößert. Andreas und Nanette Streicher haben zwei Kinder, den 1796 geborenen Jean Baptist und die 1797 geborene Sophie. Beiden

Kindern wird eine sorgfältige Erziehung zuteil. Sophie heiratet dann früh einen Hauptpfarrer, und alsbald krabbeln 4 Enkelchen herum.

Jean Baptist widmet sich auch dem Klavierbau. Er unternimmt zahlreiche Auslandsreisen zur Weiterbildung. Erst 1823 tritt er dann offiziell in die Firma der Mutter ein, die nun »Nanette Streicher und Sohn« heißt.

Das bedeutet Entlastung für das Ehepaar Streicher. Und so um die Pensionszeit herum erwachen in Streicher die alten Erinnerungen, die an Schiller vor allem.

Schiller und Streicher haben sich in ihrem Leben nicht mehr gesehen. Einmal noch, 10 Jahre nach der Trennung, gab es einen brieflichen Kontakt, als Streicher einen jungen Mann mit einem Empfehlungsschreiben zu Schiller schickt. Streicher schreibt:

*Zwar ist es leicht möglich, da Sie mit Ihren unsterblichen Werken uns zwei Jahrhunderte vorgeeilt sind, daß Sie sich des unterzeichneten Namens und desjenigen, welcher ihn im 18. Jahrhundert trug, gar nicht mehr erinnern. So wenig dies auch meiner Eigenliebe schmeicheln könnte, so begreiflich wär's mir dennoch, ja sogar wünschenswert, da Ihnen bei meinem Namen unmöglich etwas anderes als eine Situation beifallen kann, die nichts weniger als angenehm war. Doch wenn Sie bedenken, wie viel diese Situation beigetragen haben kann, Sie zu dem außerordentlichen Mann, zum Stolz Ihrer Nation zu machen, so ist diese Erinnerung weniger widrig ... Wollen Sie einmal abspannen, und in den nächsten Jahren des Sommers nach Wien kommen, so biete ich Ihnen meine Wohnung, welche sehr groß und schön ist, mit dem freundschaftlichen Herzen, welches Sie an mir kennen. Nur in diesem werden Sie mich unverändert finden.*

Schiller, dessen Stärke nicht gerade im Beantworten von Briefen lag, antwortet diesmal prompt:

*Daß Sie mich nach einer zehnjährigen Trennung, und in einer so weiten Entfernung noch nicht vergessen haben, daß Sie meiner mit Liebe gedenken, und mir ein gleiches gegen Sie zutrauen, rührt mich innig, lieber Freund, und ich kann Ihnen auch von meiner Seite mit Wahrheit gestehen, daß mir die Zeit unseres Zusammenseins, und Ihre freundschaftliche Teilnahme an mir, Ihre gefällige Duldung gegen mich und Ihre auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig teurem Andenken bleiben wird.*

Schiller erklärt, daß er seiner Gesundheit wegen nicht nach Wien reisen könne, aber Streicher solle ihn doch einmal besuchen. Daraus wird nichts. 1805 stirbt Schiller.

Andreas Streichers Liebe und Treue beweisen sich viel später: 15 Jahre nach dem Tod des Freundes erfährt er in Wien, daß Schiller noch nicht einmal ein eigenes Grab hat. Das empört ihn; sofort wendet er sich an den Weimarer Regierungsrat Schmidt, der ihm als Beethovenspieler bekannt ist. Jahrelang führt er nun mit Leidenschaft einen brieflichen Kampf um eine würdige Begräbnisstätte für Schiller. Er macht sich in Weimar herzlich unbeliebt damit. Der Weimarer Bürgermeister Schwabe notiert:

*Der geheime Regierungsrat Schmidt, einer meiner noch lebenden Jugendfreunde, sagte mir, daß Schillers Jugendfreund Streicher in Wien, der ihn auf seiner Flucht begleitet, mit Brandbriefen gegen Weimar drohe, wenn Schillers Gebeine nicht zutag gefördert würden.*

Der Kanzler von Müller schreibt an Goethe:

*Streicher ist ein Enthusiast und daher schwer zu behandeln.*

Der Enthusiast müßte nicht Streicher sein, wenn er nicht auch hier praktisch dächte. Wenn nichts geschieht, dann wird er eben selber etwas tun. Und so wendet er sich 1826, als Schillers Witwe gestorben ist, brieflich an Schillers Sohn Ernst, den er irrtümlich für den Ältesten der Schiller-Kinder hält:

*Es ist Euer Wohlgeboren nicht unbekannt, daß jeder Reisende sich darüber beklagt, in Weimar die Stätte oder den Sarg nicht finden zu können, wo Ihr herrlicher Vater begraben liegt. Da ich in den Jahren 1781 bis 1785 ein Freund Ihres Vaters war, der*

seine Flucht von Stuttgart nicht nur möglich machte, sondern auch diese, so wie alle seine traurigen Verhältnisse in Mannheim redlich mit ihm teilte, so veranlaßte mich die erste Nachricht, 1820 nach Weimar zu schreiben. Als ich die Antwort erhielt, daß der Sarg Schillers in dem Landschaftskassengewölbe unter vielen anderen liege – auch die Nachrichten meines Sohnes, der 1822 in Weimar selbst darüber Nachforschungen anstellte, so lauteten, daß man den Sarg gar nicht sehen könne, wenn nicht alle anderen, die auf ihm stehen, weggeräumt würden, so faßte ich den Entschluß, eine kleine Schrift »Die Flucht Schillers aus Stuttgart und sein Aufenthalt in Mannheim in den Jahren 1782 bis 1785«, welche erst nach meinem Tode bekannt werden sollte, schon jetzt gegen Pränumeration zu dem Zwecke herauszugeben, daß für den eingehenden Betrag (den man wohl ausgiebig genug annehmen darf) Schiller ein ordentliches Denkmal errichtet werde, damit jeder seiner Bewunderer bei den heiligen Resten des Sängers stehen und denselben seine Verehrung zollen könne.

Bei dem etwas gewundenen Schreibstil Streichers ist dies nun eine klare und selbstbewußte Sprache. Und hier ist nun auch erstmals von seinem Erinnerungsbuch die Rede.

Aber nun hat sich Streicher mit der Familie Schiller eingelassen, und das sollte zu mancherlei Schwierigkeiten führen. Schillers Schwägerin, Caroline von Wolzogen, arbeitete schon lange an einer sozusagen offiziellen Schiller-Biographie. Da wäre ein anderer Biograph, der zuvorkommt, mehr als lästig gewesen. Auch wollte man gar nicht haben, daß Schillers Notzeit allzu realistisch gezeichnet werde. Es gibt terminologische Differenzen. Die Familie will die »Flucht« übersetzt haben in »Entfernung aus der Heimat«. Caroline von Wolzogen liefert für derartige »Glättungen« eine etwas neckische Begründung:

*Alles muß im Großen gehalten werden. Kleine Einzelheiten, die nicht charakteristisch sind, waren ihm selbst zuwider.*

Bei dem Bemühen, alles »im Großen« zu halten, macht Streicher nicht mit. Er sieht die Größe seines Freundes anders. Und so mißlingt der Plan, ihm sein Manuskript einfach für die offizielle Biographie abzuschwatzen. Man hat sich sehr darum bemüht. Frau von Wolzogen schreibt an Ernst Schiller:

*Kannst Du, so schicke mir Streichers Manuskript zu, und frage ihn, ob man es in die Biographie einverleiben darf, und in welcher Art er dies gehalten wünscht, ob mit seinem Namen besonders, oder wie sonst. Diesem gutgesinnten Mann muß man freundlich begegnen.*

Aber der gutgesinnte Mann blieb ablehnend. Ernst von Schiller berichtet seiner Tante:

*Herr Andreas Streicher in Wien ist einmal, Gott weiß woher, irritiert worden. Er war hartnäckiger als je. Aber er ist ein edler Mensch und hat sich auf einen Brief von mir bereit erklärt, sein Manuskript uns zu überlassen, wenn ich ihm bewiese, daß ohne dasselbe uns ein wesentlicher Nachteil entstünde.*

Dieser Beweis ist offenbar nie geführt worden. Jedenfalls berichtet Ernst von Schiller Ende 1828:

*Streicher in Wien hat mir auf meinen vor langer Zeit an ihn gesandten letzten Brief nicht geantwortet. Mehr als ich ihm sagte, kann ich ihm nicht sagen. So fürchte ich denn, daß er sich nicht ergeben wird.*

Andreas Streicher löste das Problem auf seine Art: Er mochte der Familie des Freundes nicht querkommen, mochte aber auch nicht mitwirken an einer geschönten Darstellung. Er legte sein Manuskript in die Schublade.

1830 erschien dann die Wolzogensche Schiller-Biographie. Die Autorin schreibt an Schillers Schwester Christophine, ausgerechnet an diese Christophine, der sie vorher vorgeworfen hatte, sie habe mit ihrem Hin- und Hergeschwatze viel Albernnes gemacht:

*Streichers Werk habe ich gar nicht gelesen, ich habe nur kurz über ihn gesagt, daß er sich edel in einer drückenden Lage gegen Schiller benommen. Das Ganze mußte ich groß und nobel halten; und alles Zergliedern kleiner Lebensnot, das nicht interessant sein kann, ließ ich weg.*

Andreas Streicher war nicht für dieses Weglassen. Er arbeitete weiter an seinen Erinnerungen, will ein »wenigstens kleines Ganzes« über seinen Schiller zustande bringen. Noch in seinem 72. Lebensjahr bemüht er sich um Quellen. Bei einem Freund fragt er an:

*Um Sie einigermaßen zu zerstreuen, wage ich die Bitte, in dem Jahrgang Ihrer aufbewahrten Wiener Zeitungen von 1802 nachsehen zu wollen, unter welchem Tag und mit welchen Ausdrücken unser Freund in den Adelsstand erhoben worden ist. Suchen Sie vom Dezember an rückwärts, denn ich erinnere mich, diese Zeitung beiläufig im Herbste gelesen zu haben. Gerade bin ich an diesem Zeitpunkt, den ich gerne etwas genauer, als von anderen geschehen, angeben möchte.*

Im Januar 1833 stirbt Nanette Streicher. Andreas Streicher zieht zu seinem Sohn Jean Baptist und seiner Schwiegertochter, aber schon nach 4 Monaten folgt er seiner Frau, 72 Jahre alt.

Seine zwei Kinder bringen dann als Erben das Erinnerungsbuch »Schillers Flucht« 1836 heraus. Das Buch, das nach Streichers Überschlag einmal 20000 Gulden für ein Schillerdenkmal bringen sollte, bringt nun ganze 40 Dukaten. Aber es bringt auch einen bescheidenen Nachruf auf den Menschen Andreas Streicher:

*Der Verfasser des nachstehenden Werkchens, Andreas Streicher, lebt nicht mehr. Zu den schönsten Erinnerungen seines reich beschäftigten Lebens gehörten die Tage, die er in Schillers Nähe zugebracht hatte, dessen Andenken er mit liebender Begeisterung, mit schwärmerischer Verehrung bewahrte. Er wußte, daß wenige der Überlebenden in dem Falle waren, so richtig und ausführlich darüber zu berichten wie er. In weit vorgeschrittenen Jahren begann er mit der strengsten Wahrhaftigkeit und sorgsamer, gewissenhafter Liebe die folgenden Mitteilungen auszuarbeiten. Diese Sorgfalt bewog ihn, immer noch daran zu bessern; diese Liebe machte, daß er zuletzt auch Materialien über spätere Lebensabschnitte seines Jugendfreundes sammelte, und über dem Sammeln, Sichten, Ordnen – ereilte ihn der Tod.*



# Die Ordenskapelle im Ludwigsburger Schloß

von Rolf Bidlingmaier

## I. Baugeschichte

Ab 1704 ließ Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg auf dem Areal des im pfälzischen Erbfolgekrieg verwüsteten Erlachhofs durch Landbaumeister Philipp Joseph Jenisch (1671–1736) ein Jagdschloßchen errichten.<sup>1</sup> Der anfangs bescheidene Bau genügte dem Herzog bald nicht mehr und der von ihm berufene Architekt Johann Friedrich Nette (1672–1714) mußte großzügige Pläne entwerfen, die sogleich in die Tat umgesetzt wurden. In rascher Folge entstanden, inspiriert vom österreichisch-böhmischen Barock, das Alte Corps de Logis mit Galerien und Pavillons, der Ordensbau und der Riesenbau. Nach Nettes plötzlichem Tod erhielt der italienische Stukkateur Donato Giuseppe Frisoni die Oberleitung über das Bauwesen. Nette holte ihn zusammen mit anderen italienischen und böhmischen Künstlern ins Land, da es im Herzogtum Württemberg keine hierzu geeigneten Kräfte gab. Nach Frisonis Plänen wurden 1715 bis 1724 die Schloßkapelle, der Festinbau, der westliche und der östliche Kavalierbau aufgeführt. 1715 bis 1721 wuchs parallel dazu der für ein Theater vorgesehene, in der symmetrischen Schloßanlage der Schloßkapelle entsprechende Bau in die Höhe.<sup>2</sup> Grundrißform und Aufriß glichen der Schloßkapelle bis ins Detail, lediglich die Konchen waren etwas kleiner und die innere Einteilung eine andere.

1718 entschloß sich Herzog Eberhard Ludwig auf Anraten Frisonis, in diesem Pavillon einen Saal für die Festlichkeiten des Jagdördens St. Hubertus einzubauen. In einem ausführlichen Bericht vom 28. Oktober 1718 skizzierte Frisoni seine Vorstellung vom Ritterovalsaal: »ein Saal von 72 Schue lang, (und) 39 (Schuh) breit, in der Mitten eine große Arcaden, wo sich präsentiren thut eine Ovalkapell sambt Altar; oben an dem Gesims ein großer Balcon, so mit der kleinen Capell communicirt; an denen Lessinen aber abgeredeter maßen die Nahmen und Wappen der Chevalliers«<sup>3</sup>.

Die Ausführung dieser Gedanken erfolgte allerdings in abgewandelter Form: So unterblieben in dem 1721 bis 1725 ausgestatteten Ritterovalsaal die Ovalkapelle, der Balkon und die Ausschmückung mit den Namen und Wappen der Ordensritter. Der durch beide Obergeschosse gehende, quergelagerte Saal war durch Pilaster und ein profiliertes Kranzgesims gegliedert.<sup>4</sup> Das große, mit illusionistischer Scheinarchitektur versehene und sich über den ganzen Raum unter Einbeziehung der beiden Halbkuppeln spannende Deckenfresko malte 1722/23 Lucca Antonio Colomba. Livio Retti lieferte 1724 18 weitere Bilder, die in die von Jacomo Antonio Corbellini und Francesco Pedetti marmorierten Wände eingelassen wurden; die Stukkaturen schufen 1725 Riccardo Retti und Diego Carlone.<sup>5</sup>

Nachdem Ludwigsburg 1724 zur alleinigen Residenzstadt erhoben worden war, wuchs der Bedarf an Räumlichkeiten im Schloß. 1725 bis 1733 entstanden wiederum nach Plänen Frisonis das Neue Corps de Logis, Bilder- und Ahnengalerie, die beim Tode Herzog Eberhard Ludwigs 1733 soeben vollendet worden waren.

Mit dem Nachfolger, Herzog Carl Alexander, gelangte die katholische Linie Württemberg-Winnental zur Regierung. Er funktionierte die erst 1730 endgültig fertiggestellte evangelische Schloßkapelle seinen Bedürfnissen gemäß zur katholischen Hofkapelle um. Dies rief die Landstände auf den Plan, da die Haltung von öffentlichen katholischen Gottesdiensten im Lande verboten war und der Herzog dies auch in den Religionsreversalien 1733 als Vorbedingung der Huldigung des Landes akzeptiert hatte.

Die Landstände forderten nach des Herzogs plötzlichem Tod im Jahre 1737 immer wieder die Rückgabe der Schloßkapelle für den evangelischen Gottesdienst. Doch der ab 1744 selbständig regierende Nachfolger, Herzog Carl Eugen, war wie sein Vater katholisch und hatte nicht die Absicht, die Schloßkapelle dem evangelischen Gottesdienst zu überlassen.

Auf wiederholtes Drängen der Landstände fand sich der Herzog zu einem Kompromiß bereit. In einer Erklärung vom 18. Dezember 1744 sicherte er den Landständen zu, »daß zu Einrichtung einer Evangelischen Capelle und zu Haltung ihres öffentlichen Gottesdiensts in derselbigen ein besonderer hierzu bequemer Platz in dasigem Schloß angewiesen und zugerichtet werden solle«<sup>6</sup>. Diese Zusage wurde durch eine weitere Deklaration vom 21. März 1745 präzisiert: »Dahingegen Wir Uns gnädigst entschlossen haben, zu künftiger Haltung des Unserem Hofstaat gebührenden öffentlichen Gottesdienst in Unserem fürstlichen Schloß, das Unserer Hof-Capelle gegenüber stehende Gebäud einzuräumen, und solches aus denen Mitteln des Geistlichen Guths zu solchem Gebrauch einrichten« zu lassen.<sup>7</sup>

Diese Zusage machte Herzog Carl Eugen allerdings nicht ganz ohne Hintergedanken: Er hatte sich 1744 mit Elisabeth Friederike Sophie von Brandenburg-Bayreuth, einer Nichte Friedrichs des Großen, verlobt, die nach der Heirat auf jeden Fall eine standesgemäße evangelische Hofkapelle brauchte.

Ein Jahr später ging man daran, das Vorhaben in die Tat umzusetzen. Im Mai 1746 nahmen Oberbaudirektor Johann Christoph David von Leger und Erbobriststallmeister Heinrich Reinhard Freiherr von Roeder, der zugleich Vorsitzender der Baudeputation für das Neue Schloß in Stuttgart war, zusammen mit einigen Mitgliedern des Kirchenrats einen Augenschein an Ort und Stelle ein und legten fest, daß der »Ausbruch des Ingebäudes«<sup>8</sup> im Taglohn unter Aufsicht des Baumeisters Majer<sup>9</sup> zu erfolgen habe. Da sich Baumeister Majer dieses Geschäft wegen Überlastung verbat, wurde für die Inspektion kurzerhand Bauknecht Johann Georg Etzel herangezogen; ab August 1746 versah diese Aufgabe Holzinspektor Johannes Weißbrod.<sup>10</sup> Der Geistliche Verwalter Georg Friedrich Faber<sup>11</sup> zu Ludwigsburg hatte über das vom Kirchenrat finanzierte Bauwesen genauestens Buch zu führen; ihm oblag die Entlohnung der Künstler und Handwerker wie auch die Bezahlung der Baumaterialien »auf jedesmalige Attestation von Oberbaudirector von Leger«.<sup>12</sup>

Unter Legers Leitung begannen die Handwerker Ende Mai 1746 mit der »Entkernung« des Gebäudes und dem Abbruch des Ritterovalsaals. Lediglich Teile der Pilaster und des Kranzgesimses in den Seitenkonchen wurden belassen und in den Kapellenraum integriert.

Bereits Mitte Juli 1746 waren die Abbrucharbeiten offenbar soweit vorangeschritten, daß mit dem Neuaufbau begonnen werden konnte, weswegen der Geistliche Verwalter Faber in Ludwigsburg um »den Bauüberschlag und weitere Instructionen« ansuchte. Doch der Kirchenrat konnte ihm den Bauüberschlag vorläufig nicht zusenden, »weil die *Questio Quomodo?* noch nicht ihre Richtigkeit habe«.<sup>13</sup>

Unterdessen begann man nach Plänen Legers mit den Rohbauarbeiten. Die an Entrepreneur Johann Friedrich Weyhing um 1600 fl. (Gulden) verakkordierten Maurer- und Steinhauerarbeiten ließ dieser durch seine Gesellen, vorwiegend Saisonarbeiter aus Tirol und aus dem Allgäu, ausführen. Das geht aus den Ludwigsburger Kirchenbüchern hervor, in denen 1747 zwei junge Maurergesellen aus »Thonheim (Tannheim) in Tyrol« und »aus dem Stiff Kempten« genannt werden, die »durch einen unglücklichen Fall bey der neu-auferbauenden Evangelischen Schloß-Capell« den Tod fanden.<sup>14</sup> Johann Friedrich Weyhing lieferte auch Baumaterialien; daneben bezog man Holz aus Murrhardt und Neuenbürg, Sand aus dem Neckar bei Neckarweihingen und Neckarrems



und Steine aus den Steinbrüchen am Lemberg. Die Arbeiten gingen sehr zügig voran, sodaß bereits Mitte Mai 1747 der Stukkateur mit seiner Arbeit beginnen konnte. Sämtliche Stukkateurarbeiten hatte Leger am 12. Mai 1747 an Gio Pietro Brilli um 2000 fl. verakkordiert; am selben Tag schloß er auch den Akkord mit Livio Retti wegen der Deckenfresken. Retti sollte diese Arbeiten um 2600 fl. stellen, während Lucca Antonio Colomba 1722 für die Freskierung des Ritterovalsaales 5000 fl. bekommen hatte!<sup>15</sup>

Über Stuckierung und Malerei hatte Leger »beständige fleißige Inspection zu tragen, damit selbige guth und wohl außgemacht mit der Zeit herauskommen mögen«.<sup>16</sup>

Ende September 1747 bat er um weitere Maurer und Steinhauer aus den benachbarten Ämtern, um »den Anbau (die Sakristei) an der Evangelischen Hoff-Cappel zu Ludwigsburg noch diß Jahr unter Dach zu bringen«.<sup>17</sup>

Wegen der Innenausstattung der Kapelle schloß Leger am 13. Oktober 1747 je einen Akkord mit dem Bildhauer Roger und dem Orgelmacher Schmahl ab. Louis Roger hatte um 1980 fl. die Kanzel, den Fürstenstand, das Orgelgehäuse und die Emporenbrüstungen zu fertigen; Georg Friedrich Schmahl in Ulm sollte um 1500 fl. das Orgelwerk herstellen. Außerdem wurden 72 Spiegelgläser für den Fürstenstand bei der »Spiegelfabrique« bestellt.<sup>18</sup>

Den Winter über goß Stukkateur Brilli »auf der alten Küchen« die »Capiteel und übriger in die hochfürstlich Evangelische Hoff-Capell gehörige Ornamenten«.<sup>19</sup>

Im Februar 1748 bemühte sich Leger um den Abschluß eines Akkords wegen der Vergoldung. Livio Rettis Vergolder Johann Adam Bauer verlangte für die Vergoldung der Stukkaturen 3240 fl., Joseph Peter Bridel für die Vergoldung von Kanzel, Fürstenstand, Orgel und Emporen 2080 fl. Da Leger dies als überhöhte Forderungen ansah, »moderierte« er den Preis – wie übigen auch schon bei Brilli, Retti und Roger – und traf am 29. März 1748 mit den beiden Vergoldern folgende Akkorde: Livio Retti und sein Vergolder Johann Adam Bauer sollten »überhaupt aber alles in diser fürstlichen Hoff-Capell, nicks als die Canzel ausgenommen, nach deß Major und Oberbaudirectoris von Legers Angeben, von gutem Glanzgold in Zier zu vergulden, an denen HolzArbeithen den Grund hellweiß anzustreichen, und mit einem hellen Glanz-Firniß zu überziehen, auch zu dem Vergulden einen guten und dauerhaften Grund zu legen, vor und um 3840 fl.«. Die Kanzel wurde um 820 fl. dem Vergolder Bridel überlassen. Beide hatten ihre Arbeiten bis Ende Juni 1748 fertigzustellen.<sup>20</sup>

Die im Herbst 1748 bevorstehende Hochzeit zwischen Herzog Carl Eugen und Elisabeth Friederike Sophie von Brandenburg-Bayreuth mahnte indessen zur Eile, da die neue Hofkapelle rechtzeitig zu den Vermählungsfeierlichkeiten und dem Einzug der Prinzessin fertig sein sollte. Im Mai 1748 mußte unter Anleitung des Steinmetzmeisters Heim von Stuttgart der weiße Alabastermarmor für den Altar beigeführt werden; im Juni wurde die Kapelle unter Aufsicht von Entrepreneur Weyhing und Steinmetz Anton Joachim<sup>21</sup> verputzt und angestrichen.

Im selben Monat transportierten Maultiere die fertige Kanzel auf Bahren von Stuttgart nach Ludwigsburg, wo sie sogleich in der Hofkapelle aufgestellt wurde.<sup>22</sup>

Am 25. August 1748 übergab Leger einen Überschlag über »die annoch zu verfertigen nöthige Künstlerarbeiten, welche zu mehrer Zierde dieser fürstlichen Cappel ohnentbehrlich seyn« mit 1656 fl. und einen weiteren mit 1103 fl., der die außerhalb der Akkorde bereits gemachten Künstlerarbeiten enthielt.<sup>23</sup>

Wegen 3 neuer Glocken für die neue evangelische Hofkapelle konnte Leger nach langem Hin und Her<sup>24</sup> endlich am 3. September 1748 mit dem Stuttgarter Glockengießer Gottlieb Jakob Rehle<sup>25</sup> einen Akkord um 1074 fl. abschließen; die Glocken waren innerhalb vier Wochen zu liefern!

Da der Kirchenrat von einem »Thürmlen« nichts wissen wollte, richtete man den

Glockenstuhl kurzerhand über der Sakristei ein und brach zwei rundbogige Schallöffnungen aus.<sup>26</sup>

Zur selben Zeit vervollkommnete Hausschneider Johannes Kümmerer die Innenausstattung der Hofkapelle: Er dekorierte Fürstenstand, Emporen und Kanzel mit rotem Tuch, Samt und goldenen Borten. Sessel wurden bei Bildhauer Roger in Stuttgart bestellt; außerdem Sakramentsgeräte und Bücher angeschafft.<sup>27</sup>

Im Rahmen der Vermählungsfeierlichkeiten zwischen Herzog Carl Eugen und Elisabeth Friederike Sophie wurde die neue evangelische Hofkapelle am 6. Oktober 1748 festlich eingeweiht. Der Chronist berichtet uns:<sup>28</sup>

»Des Herrn Herzogs Hochfürstliche Durchlaucht hatten schon einige Zeit vorher, zu Haltung des öffentlichen Gottesdiensts vor Dero Frau Gemahlin Hochfürstliche Durchlaucht eine neue prächtige Evangelische Hof-Capelle erbauen und an das Fürstliche Schloß in dem alten Corps de Logis, gegen die Stadtseite anstoßen lassen. Gleichwie nun in Erbauung derselben alles angewendet worden, was ein solches Gebäude herrlich und schön darstellen konnte: Also wollte man auch nicht ermanglen, dasselbe zu seinem Zweck zu widmen. Zu dem Ende wurde sogleich der zweyte Tag der Ankunft, als Sonntag der 6. October zu dessen Einweyhung bestimmet, und hierzu der Oberhofprediger Fischer von Stuttgart aus nach Ludwigsburg beruffen.

An nun besagtem Sonntag, Vormittag um 11 Uhr, ward also mit Lätung der neuen Glocken, das Zeichen zum Gottesdienst gegeben.

Da dann in Höchster Gegenwart dieser Durchleuchtigsten Fürstin (der Herzogin), und in Beyseyn vieler hundert Zuhörer, von obbemeldtem Herrn Oberhofprediger Fischer eine erweckliche Predigt abgeleget wurde. Der Text war genommen aus Psalm 118 Vers 24+25, woraus der geistreiche und beredte Redner nun vorhielte: Württembergs gegenwärtige Freude über der geseegneten Heimführung Seiner Gnädigsten Landesfürstin, in der neuerbauten Evangelischen Hofcapelle in Ludwigsburg.«

Allerdings waren die Bauarbeiten nach dem Bericht Legers erst am 1. November 1748 endgültig beendet, als die Maurer, Zimmerleute, Gipser und Vergolder ihre Arbeit »vollend in Stand gestellt«<sup>29</sup> hatten. Die gesamten Baukosten für die »neue lutherische Hoff-Cappell« betragen 41 760 fl. 31 x.<sup>30</sup> Eine stattliche Summe, wenn man bedenkt, daß in jenen Jahren ein Pfarrhaus um 2500 fl. von Grund auf neu erbaut werden konnte! Leger erhielt, da »er sich das Bauwesen diser Hof-Capelle mit großer Sorgfalt und vieler Mühe habe angelegen seyn lassen« und »sonderheitlich aber die 3 oder 4 letztere Monath her, so Tags, als auch Nachts angewohnet, mit denen Künstlern alle Accords errichtet« und »menniglich ein Vergnügen darüber bezeuget«, für die Ludwigsburger Hofkapelle und die Wildbader Kirche zusammen eine Gratifikation von 100 Dukaten.<sup>31</sup>

Mit Herzog Friedrich II. gelangte 1797 wieder eine evangelische Linie des Hauses Württemberg zur Regierung. Er richtete 1798 die Schloßkapelle »wie ehemals« zur evangelischen Hofkapelle ein; die »alte« evangelische Hofkapelle sollte »nun mehr ganz eingehen«.<sup>32</sup> Auf Vorschlag von Oberbaudirektor Fischer wurden Kanzel, Orgel und Gestühl in die Schloßkapelle übertragen, wo sie heute noch stehen. Auch den Altar versetzte man in die Schloßkapelle<sup>33</sup>; er wurde allerdings im 19. Jahrhundert durch einen anderen ersetzt.

Nun wußte man mit der ihres Mittelpunktes beraubten, »alten« evangelischen Hofkapelle nichts Rechtes mehr anzufangen, und so stand sie ein Jahrzehnt leer.

Erst nach der Erhebung Württembergs zum Königreich 1806 fand der Raum wieder Verwendung: Der nunmehrige König Friedrich I. beauftragte seinen Hofbaumeister Nikolaus Friedrich von Thouret 1808, den Kapellenraum im klassizistischen Stil zur Ordenskapelle für die Festlichkeiten des Goldenen Adlerordens umzugestalten.<sup>34</sup>

Thouret ließ die Westempore abbrechen und durch eine bis an die Pilasterkapitelle reichende, brückenartige Apsis mit dem königlichen Wappen ersetzen. Unter dem Sternenhimmel der Apsis kam der ganz in Rot und Gold gehaltene, überkuppelte und bekrönte Thron zu stehen. Die Fenster mauerte man bis auf je 4 an der Nord- und Südkonche zu und baute zwei weitere Emporen ein. Die Wände im Erdgeschoß erhielten eine mannshohe, rote Stoffdraperie und eine umlaufende Bestuhlung mit roten Bezügen; über den Plätzen wurden die ovalen, vergoldeten Wappenscheiben der Ordensritter angebracht. Unter dem Fürstenstand fügte man eine kleine Kanzel auf 2 ägyptischen Säulen ein, und an die Stelle des alten Altars trat ein neuer.

Durch diesen unglücklichen Umbau büßte der Raum viel von seiner einstigen Schönheit ein: So erscheint er heute wesentlich dunkler als zur Entstehungszeit, wodurch die Deckenfresken erheblich an Wirkung verlieren. Die Apsis mit dem Throneinbau in der Westkonche füllt die durch die Entfernung des Kanzelaltars entstandene Lücke nur ungenügend aus.

1960 bis 1962 erfolgte eine durchgreifende Restaurierung der Ordenskapelle: In dreijähriger Arbeit wurden die Deckenfresken und Stukkaturen ergänzt und gereinigt, die beiden unter König Friedrich I. eingebrachten, raumstörenden Emporen entfernt und das Ordensgestühl samt Thron, Altar und Wappenscheiben erneuert.<sup>35</sup>

## II. Künstler

Den barocken Außenbau der Ordenskapelle entwarf der Italiener Donato Giuseppe Frisoni (1683–1735). Ursprünglich Stukkateur von Beruf, betätigte er sich ab 1714 als Architekt. Schloß und Stadt Ludwigsburg sind sein Hauptwerk; daneben errichtete er 1715 bis 1723 das Favoriteschloßchen. Seine Kunst orientierte sich am österreichisch-italienischen Barock.<sup>36</sup> Die Ausstattung des Ritterovalsaals besorgten im Ludwigsburger Schloß tätige Künstler aus Oberitalien: Die Malereien stammten von Lucca Antonio Colomba (1661–1737) und Livio Retti, die Stukkaturen von Riccardo Retti (1687–1741) und Diego Carlone (1674–1750), die Marmorierung von Jacomo Antonio Corbellini (1674–1742) und Francesco Pedetti.<sup>37</sup>

Der Umbau zur evangelischen Hofkapelle erfolgte nach Plänen von Johann Christoph David von Leger (1701–1791). Als Schüler Frisonis bereiste er 1727 bis 1730 Italien und Frankreich; 1742 bis 1760 war er württembergischer Oberbaudirektor. Er errichtete 1736 bis 1743 das Schloß in Hornberg, 1739 bis 1742 die spätere Hohe Carlsschule in Stuttgart und 1746 bis 1748 die Stadtkirche in Wildbad. Mit seinen Plänen für das Stuttgarter Neue Schloß unterlag er 1745 gegen Leopoldo Retti. Sein Stil war ein eleganter, französisch beeinflusster Rokokoklassizismus.<sup>38</sup> – Sämtliche Wand- und Deckengemälde stammen von dem Italiener Livio Retti (1692–1751), der auch als Vergolder tätig war. Als Neffe von Frisoni und Bruder von Riccardo und Leopoldo Retti arbeitete er bereits 1724 bei der Erstaussstattung des Ritterovalsaales mit; 1732 wurde er zum württembergischen Hofmaler ernannt. 1736 schuf er die Bilder im Rathaus von Schwäbisch Hall. Außer in Ludwigsburg erhielt er auch in Würzburg, Mergentheim und Augsburg Aufträge; 1743 erscheint er als kurpfälzischer Hofmaler. Rettis Stil ist von der zeitgenössischen venezianischen Malerei geprägt worden; 1725 bis 1731 hielt er sich nachweislich in Italien auf.<sup>39</sup> – Schöpfer der Rokokostukkaturen war Gio Pietro Brilli. 1745 stukkierte er noch im Schloß in Ansbach und kam dann nach Württemberg. Er blieb bis 1760 württembergischer »Prinzipalstouccador« und war vor allem an der Innenausstattung des Neuen Schlosses in Stuttgart und der Ludwigsburger Attikazimmer beteiligt. Ob er identisch ist mit dem in den sechziger Jahren in Schloß

Augustusburg bei Brühl auftretenden Stukkateur Giovanni Antonio Brilli ist fraglich.<sup>40</sup> – Die Bildhauerarbeiten an Kanzel, Fürstenstand, Orgel und Emporenbrüstungen fertigte der ebenfalls am Neuen Schloß in Stuttgart, an den Ludwigsburger Attikazimmern und am Schloß Monrepos beschäftigte Holz- und Steinbildhauer Louis Roger (1718–1771).<sup>41</sup> – Die Vergoldungen führten neben Livio Retti Johann Adam Bauer und der noch 1757 in Württemberg tätige Franzose Joseph Peter Bridel aus.<sup>42</sup> – Der hier nur als Bauunternehmer genannte Johann Friedrich Weyhing (1716–1781) war 1747 bis 1754 Entrepreneur am Neuen Schloß in Stuttgart. Seine Ausbildung erhielt er bei Gaetano Chiaveri in Dresden. 1760 bis 1766 arbeitete er als Architekt am Bau bzw. Umbau der Schlösser Solitude und Grafeneck mit; 1767 wechselte er in badische Dienste. Auf seine Pläne geht das 1770 in Karlsruhe errichtete Schwedenpalais zurück.<sup>43</sup>

Die klassizistische Umgestaltung der Hofkapelle zur Ordenskapelle 1808 führte Nikolaus Friedrich von Thouret (1767–1845) durch. Er war Hofbaumeister König Friedrich I. und der Schöpfer des klassizistischen Stuttgart.<sup>44</sup>

### III. Baubeschreibung

Der folgenden Beschreibung liegt der Zustand der Ordenskapelle vor dem Umbau 1798 zugrunde.

#### Außenbau

Das Äußere des dreigeschossigen, von Donato Giuseppe Frisoni entworfenen Zentralbaus gleicht sich in der Höhe der Stockwerke und in der Gestaltung der Fassade den umgebenden Schloßbauten an. Der massive, durch die halbrunden Konchen, die schräggestellten Wände und die komplizierte Dachform belebte Baukörper ist durch die unglückliche, versteckte Lage in einem größeren Ganzen seiner Hauptfassade beraubt. Der in die Höhe strebende Außenbau besitzt noch seine während der Erbauungszeit 1715 bis 1721 angebrachten Gliederungselemente im Stil des österreichisch-italienischen Barock, die Frisoni offenbar im Zuge der Einheitlichkeit dem Formenrepertoire von Johann Friedrich Nette am Spiel- und Jagdpavillon entnommen hat. Zwischen jeder Fensterachse stehen flache, bis ins mächtige, verkröpfte Kranzgesims durchlaufende Lisenen, die wie die gerahmten, mit schweren barocken Verdachungen versehenen Fenster des Erd- und Obergeschosses die Vertikale betonen. Das auf einen Sockel gestellte Erdgeschoß ist vom zusammengefaßten Obergeschoß durch ein einfaches Gurtgesims getrennt. Die von Leger 1747 angebaute Sakristei mit Glockenstuhl gleicht sich in ihrer Höhe der Kapelle an und übernimmt ihren Wandaufbau. Lediglich die im zweiten Obergeschoß gegen Westen und Süden gelegenen rundbogigen Schallöffnungen des anstelle eines fehlenden Turms dort eingebauten Glockenstuhls weichen von dieser Gliederung ab. Die sonst in diesem Stockwerk unterhalb des Architravs gelegenen Oculi sind zugemauert worden und nur noch an ihren Rahmungen zu erkennen, da sie nach Legers Plänen überflüssig waren.<sup>45</sup>

#### Grundriß und Raum

Der von Frisoni durch die gegenüberliegende Schloßkapelle im Grundriß vorgegebene Zentralraum entstammt dem Formenkreis des österreichisch-italienischen Barock. Als Vorbilder, die Frisoni bekannt waren, dienten unter anderem die böhmischen

Kirchen St. Laurentius in Gabel (1699 ff. von Johann Lukas von Hildebrandt nach italienischen Vorbildern von Guarino Guarini) und die Kreuzherrenkirche in Prag (1679–1688 von Jean Baptiste Mathey).<sup>46</sup>

Leger hatte sich beim Umbau zur evangelischen Hofkapelle schon aus Symmetriegründen an den vorhandenen Außenbau zu halten; er war in seiner architektonischen Gestaltungsfreiheit eingeschränkt. Trotzdem verstand er es mit ausgezeichnetem Einfühlungsvermögen, durch nur geringe Veränderungen im Grundriß einen Raum von ganz eigenen Qualitäten zu schaffen.

Die Ordenskapelle, eine Trikonchenanlage, ergibt mit der im Westen angebauten, an ihrer Stirnwand die Rundung der Westkonche wieder aufnehmenden Sakristei einen länglichen, birnenförmigen Grundriß. Der Kapellenraum selbst hingegen nähert sich – im Gegensatz zur kleeblattförmigen Schloßkapelle – durch die wesentlich kleineren, viel stärker in den Raum integrierten Konchen und die Verkürzung der Längsachse der Form eines Dreiecks. Die in der Schloßkapelle noch eigenes Gewicht besitzenden, längsseitig angeschnittenen ovalen Konchenräume verlieren ihre Bedeutung in der Ordenskapelle fast gänzlich; der Kapellenraum wird stärker zentralisiert und gewinnt an Einheitlichkeit. Das Raumzentrum ist nicht mehr identisch mit der Mitte der Hauptkuppel, sondern verlagert sich vor die Westkonche, eben an die Stelle, wo gemäß der protestantischen Kirchenbaukunst der wichtigste Teil der Kirche, der Kanzelaltar, stand. Zur Verschiebung des Raumzentrums hin zu der durch die schräg zulaufenden, leicht gebogenen Wände und den doppelten Gurtbogen im Gewölbe zusätzlich betonten Westkonche tragen auch der in den Raum vorgebauchte, die Längsachse abschwächende Fürstenstand und die beiden konvex gebrochenen Emporen bei. Fürstenstand und Emporen bildeten zusammen mit der ehemals ebenfalls konvex geschwungenen Empore der Westkonche ein geschweiftes Achteck, das den Raum rhythmisierte und in der Form des Deckenfreskos der Hauptkuppel wiederkehrt. Den Zugang zu Emporen und Fürstenstand vermittelten die beiden in den Ecken der rechtwinkelig abschließenden östlichen Achse geschickt kaschierten Wendeltreppen, zwischen denen der Haupteingang zur Kapelle und zum Fürstenstand liegt. Den korrespondierenden Gegenpol zum Fürstenstand stellte der Kanzelaltar dar. Er bildete den raumbeherrschenden Fixpunkt, der den Blick des eintretenden Betrachters so lange fesselte, bis die üppig dekorierte Gewölbezone seine Blicke auf sich ziehen konnte.

Die Raumwirkung steigerte sich früher durch die zahlreichen Fenster im Erd- und Obergeschoß, die einen hellen, lichtdurchfluteten Raum entstehen ließen. Über den gemäß französischen Prinzipien durch die Fenster aufgelösten und so ihrer Schwere beraubten Wänden erhebt sich kühn das den Raum zusammenfassende und durch das Deckenfresko nach oben öffnende Kuppelgewölbe mit den vier durch Gurtbögen abgetrennten Konchen.

Der Wandaufbau ist durch die beiden umlaufenden, den Raum umklammernden Gesimse in 3 Zonen eingeteilt, die sich von unten nach oben in ihrem plastischen Reichtum steigern.

Das Erdgeschoß besitzt eine einfach profilierte und dekorierte Felderung, in der längsrechteckige mit annähernd quadratischen Feldern abwechseln, die an der Unterseite durch die Segmentbögen der Fenster konkav eingeschwungen sind. Darüber verbindet ein ursprünglich ganz umlaufendes Gesims die Emporen und den Fürstenstand mit den Wandflächen. Die Gliederung des Obergeschosses besteht aus den die Vertikale betonenden Doppelpilastern mit vergoldeten Basen und Kompositkapitellen. Über den segmentbogigen Fenstern befinden sich querrechteckige, unten wieder konkav eingeschwungene, ausstuckierte Felder mit ovalen Bildern.

Auf das reich profilierte, verkröpfte und teilweise vergoldete Gebälk mit abschlie-

ßendem Kranzgesims folgt die mit Rokostukkaturen und Deckenfresken reich geschmückte Kuppelzone, in der die Dekoration die Gestaltung gänzlich übernimmt.

Die zahlreichen runden, geschweiften Formen in der Architektur und in der plastischen Ausgestaltung erzeugen eine starke Dynamik und versetzen den Raum in rhythmische Bewegung. Trotzdem bleibt die Ordenskapelle vom Pathos des süddeutschen Barock weit entfernt: Der den Raum bestimmende Farbakkord weiß-gold ist schon fast frühklassizistisch kühl und steigert den lichten Raumeindruck noch. Er steht bewußt in Kontrast zu dem bewegten Raum, den farbenprächtigen Deckenfresken wie den roten Textildekorationsen und verleiht der Ordenskapelle ihren festlichen Charakter.

#### Innenausstattung

Das Innere der Ordenskapelle erhält durch die vom Raumgefüge nicht zu trennende Ausstattung seinen Glanz und seine Bedeutung. Durch das Zusammenwirken von Architektur, Plastik und Malerei konnte diese herrliche Schöpfung überhaupt erst entstehen.

Die schwingvollen, vergoldeten Stukkaturen an Wand und Decke schuf 1747 und 1748 der auch am Neuen Schloß in Stuttgart beschäftigte italienische Stukkateur Gio Pietro Brilli. Nach dem am 12. Mai 1747 abgeschlossenen Akkord um 2000 fl. hatte er »alle und jede in diser Hoff-Capelle nöthige Stouccadorarbeiten, nach dem neuesten Gusto, Rißen und Angeben des Oberbaudirectoris von Legers, guth, dauerhaft und ohne Mangel, auch wo möglich in Zeit  $\frac{1}{2}$ tel Jahren zu verfertigen«. Darunter wurden besonders aufgeführt: »Die 4 Eckh-Stückh welche die 4 Evangelisten andeuten« (die später offenbar von Livio Retti gemalt wurden), »die 4 Mittel-Stückh zu orniren, die 4 Bögen ebenfals zu orniren, die 4 Neben-Deckhinen« und »die Ornamenta auf die 24 Fenster zu fertigen«, wie auch »die Verfertigung der sämtlichen Capitels und 4 Deckhinen unter denen Emporkirchen.«<sup>47</sup>

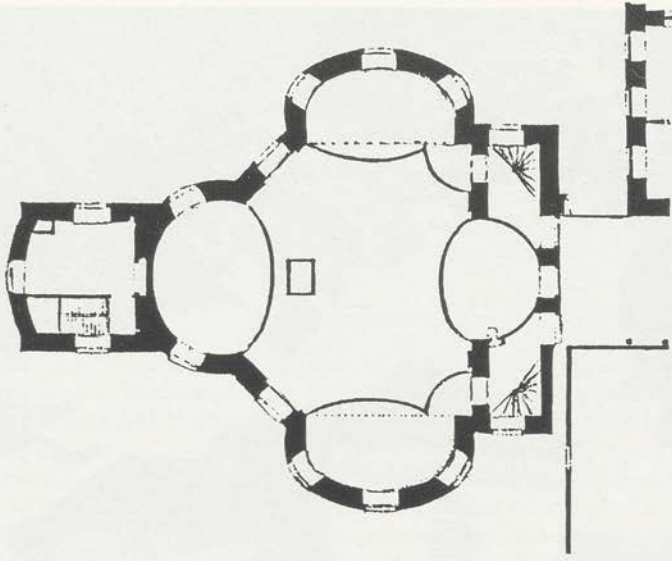
Die vergoldeten, symmetrischen Stukkaturen auf weißem Grund mit feiner blaugrauer Abtönung gehören zum Erlesensten, was auf diesem Gebiet in jener Zeit im Herzogtum Württemberg geschaffen wurde. Die zarte, dezente, zur Akzentuierung der Wandfelder dienende Stuckzier im Erd- und Obergeschoß steigert sich in der Gewölbezone zu einem bewegten, sprühenden Formenspiel. Brillante vergoldete Rokostukkaturen von höchster Qualität umgeben die farbenfrohen Deckenfresken Livio Rettis. Elegante Rocaillekartuschen wechseln mit luftigem Laub- und Gitterwerk; Putten tummeln sich zwischen zarten Blumen und Muscheln.

Nicht zu trennen von den Stukkaturen sind die reichen, an Kanzel, Orgel, Fürstenstand und Emporen angebrachten Bildschnitzereien von Louis Roger, die schon durch die Vergoldung und die vielfach ähnlichen Formen mit dem Stuck eine Einheit bilden. Auch sie zeichnen sich durch die hervorragende Ausführung in eleganten Formen aus.

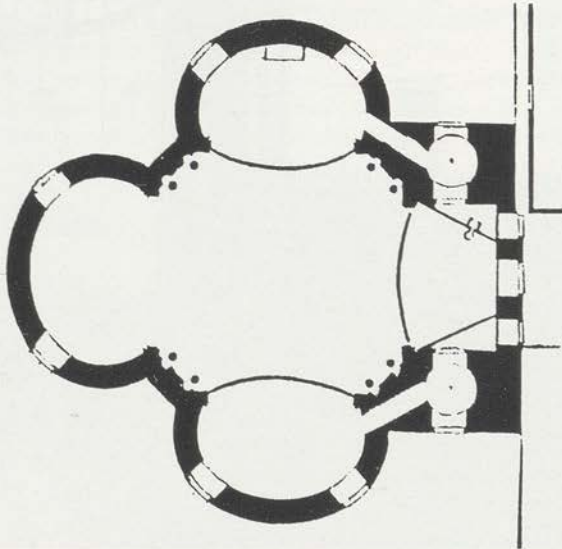
Die Deckenfresken des Kapellenraumes führte der in Ludwigsburg ansässige Livio Retti in den Jahren 1747 und 1748 aus.<sup>48</sup> Leger hatte in ihm einen ausgezeichneten Freskantem gewonnen. Nach dem am 12. Mai 1747 abgeschlossenen Akkord sollte Retti um 2600 fl. »die in der Evangelischen Hoff-Capelle zu Ludwigsburg erforderliche Mahlereyen mit Öhlfarb auff den Wurff mahlen – wohl ausarbeiten, daß an solchem weder in Arte pictoria, noch an der Dauer etwas aus zu setzen seyn wird«, und zwar: »An die Hauptdeckin die Aufferstehung der Todten, jüngstes Gericht, Himmel und Hölle; in die 4 Neben-Kupplen die Geburth, Creuzigung und Himmelfarth Christi, auch die Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingstfest« und »noch weitere 3 Stückh, welche an die Empor-Kirchen kommen sollen, und davon die Historien ihme Retti noch angegeben werden müßen.«<sup>49</sup>



*Außenansicht der Ordenskapelle*



*Grundriß der Ordenskapelle*



*Grundriß der Schloßkapelle*





*Blick in die Südkonche*



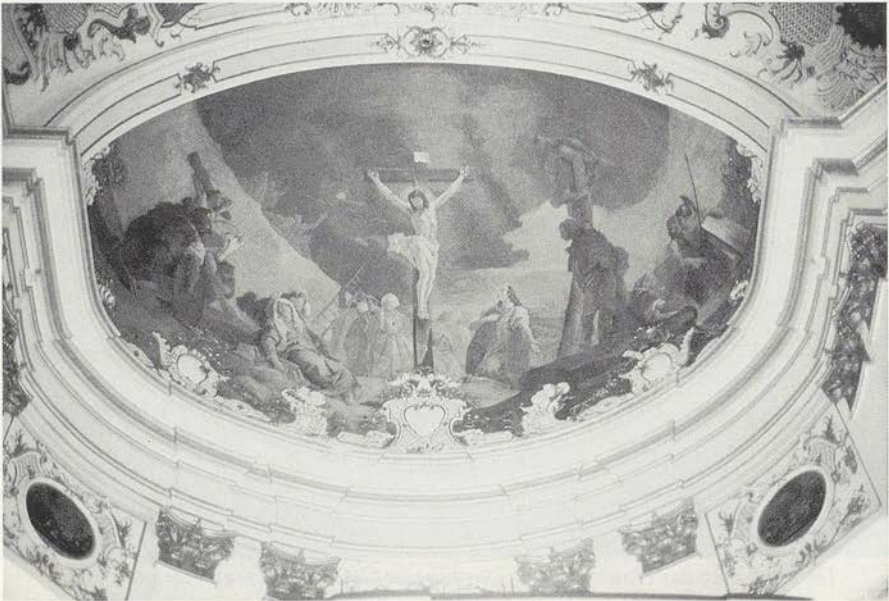
*Westkonche mit Thron*



*Deckenfresko der Hauptkuppel: Das Jüngste Gericht, 1747/48 von Livio Retti*



*Deckenfresko der Nordkonche: Christi Himmelfahrt, 1747/48 von Livio Retti*



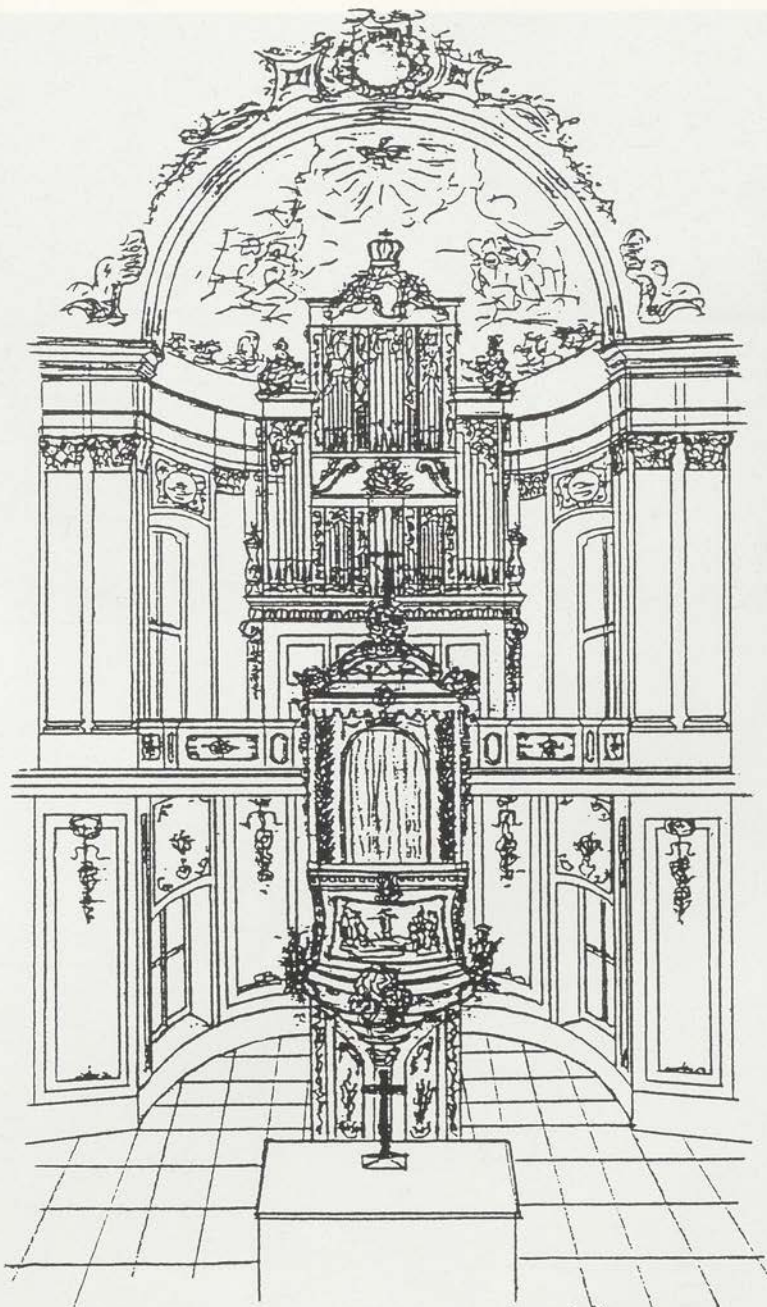
*Deckenfresko der Südkonche: Kreuzigung, 1747/48 von Livio Retti*



*Fürstenstand, Frontalansicht, Schnitzereien 1747/48 von Louis Roger*



*Fürstenstand, Inneres: Stukkaturen 1747/48 von Gio Pietro Brilli,  
Supraporte 1747/48 von Livio Retti: Caritas Romana*

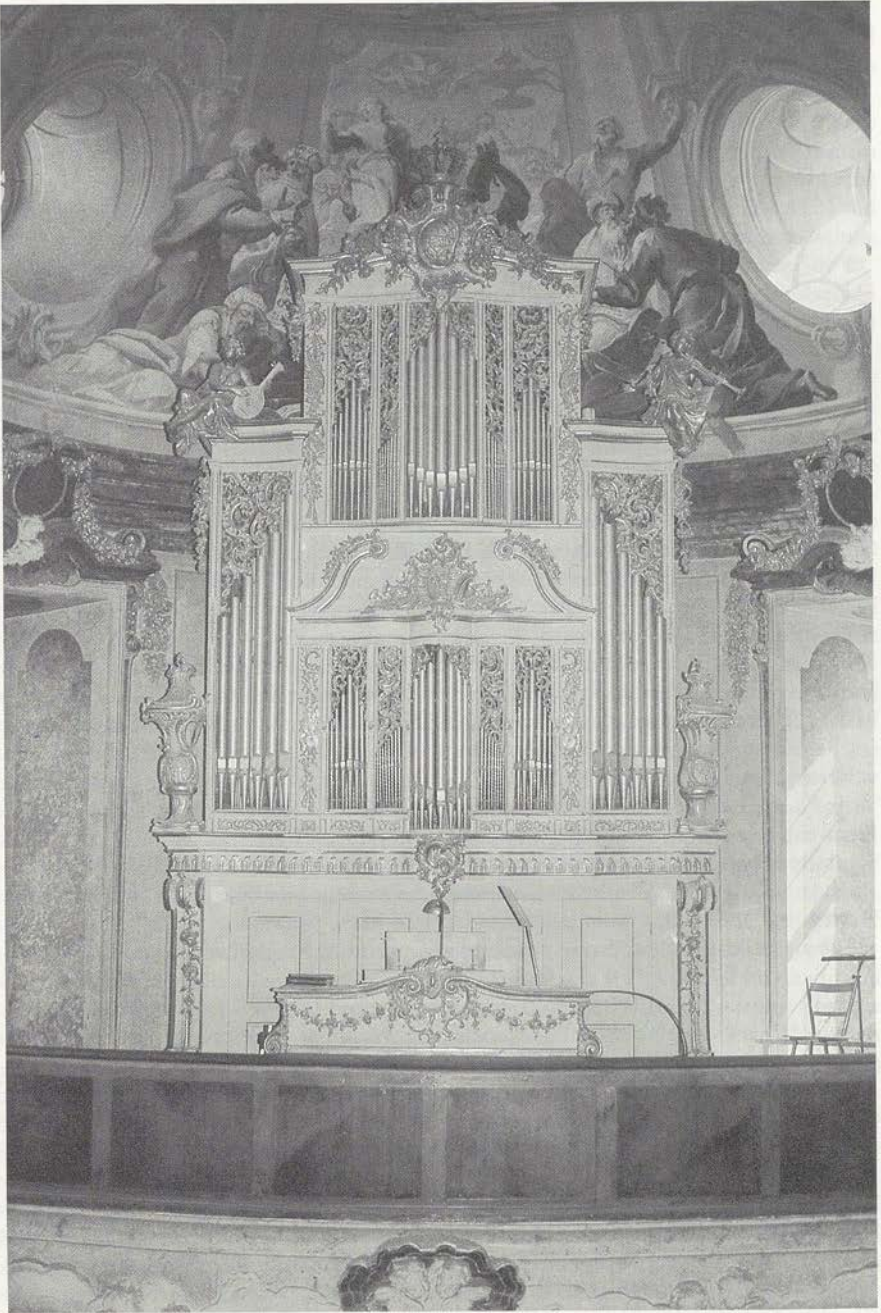


Rekonstruktionsskizze des 1798 abgebrochenen Kanzelaltars mit Orgel  
in der Westkonche der Ordenskapelle



*Kanzel der Ordenskapelle, 1747/48 von Louis Roger, heute in der Schloßkapelle*





*Orgel der Ordenskapelle, 1747/48 von Louis Roger und Georg Friedrich Schmahl,  
heute in der Schloßkapelle*

Retti hat seine Aufgabe glänzend bewältigt. Die Deckenfresken stellen mit ihrem kräftigen, reich differenzierten und subtil abgestuften Kolorit venezianischer Prägung den Höhepunkt seines Schaffens dar.

Neben der Ausgewogenheit der Komposition überrascht der lockere, bereits ganz dem Rokoko verpflichtete Aufbau und der weitgehende Verzicht auf barocken Illusionismus. Virtuoso hat der Meister seine Fresken binnen Jahresfrist an die Decke geworfen; jedem Detail widmet er die erforderliche Sorgfalt. Die farbenprächtigen Deckenbilder ergeben einen willkommenen Kontrast zu der ganz auf weiß und gold abgestimmten Kapelle und vollenden die festliche Symphonie des Innenraums.

Die symmetrische, auf den Fürstenstand ausgerichtete Zentralkomposition der Hauptkuppel, »Das Jüngste Gericht«, beschließt die Dekoration und öffnet gleichzeitig den Raum nach oben.

Im Zenit erscheint inmitten einer Schar von posaunenden Engeln der wiederkehrende Christus als Weltenrichter; das Jüngste Gericht hat begonnen! Gänzlich frei von irdischer Schwere schweben auf Wolkenbänken Engel, die zum Gericht blasen, während andere in die aufgeschlagenen Bücher des Lebens weisen. Am linken Bildrand öffnen sich Gräber und Engel tragen die Seligen empor. Welche düstere Szene dagegen am rechten Bildrand: Die Verdammten werden vom Teufel in den Höllenschlund hinabgestoßen. Das dramatische Geschehen wird durch die kräftigen Farben noch gesteigert. Christus, der Retter, tritt im gelblichen Weiß göttlichen Lichts vor dem hellblauen Hintergrund des Himmels in Erscheinung. Die hellroten und blauen Gewänder der Engel leuchten durch ihre satte Farbigekeit besonders hervor. Die Verbindung zur reichen Stuckzone stellen über dem Fürstenstand musizierende Selige und Engel her, über dem Kanzelaltar wird dies durch die Gräber- und die Höllenszene erreicht. Einen besonderen Akzent im Kuppelfresko setzen die vier über der Mitte jeder Konche von Brillen mit Stuck aufgesetzten und aufeinander bezogenen Embleme. Links und rechts erscheinen symbolisch der Heilige Geist und die Heilige Dreifaltigkeit in einem umwölkten, vergoldeten Strahlenkranz; über dem Kanzelaltar sitzt auf einer weißen Wolke das Lamm mit dem Kreuz und gegenüber ist ein Kopf und eine aufgeschlagene Bibel angebracht, in der zu lesen ist: »Das Wort des Herrn bleibet ewiglich.« Diese Symbole weisen auf ihren Mittelpunkt, auf den Mittelpunkt des Deckenfreskos, der auch der geistige und geistliche Mittelpunkt der Kapelle ist: Auf Jesus Christus, unsern Herrn.

Die vier Bilder in den Kuppelzwickeln zwischen schwingvollen, mit der rot hervorleuchtenden Herzogskrone geschmückten Rocaillekartuschen stellen die vier Evangelisten mit ihren Attributen dar: links vom Fürstenstand Johannes und gegenüber Lukas, rechts Matthäus und Markus. Die Konchen sind von der Hauptkuppel durch Gurtbögen getrennt, die eine zarte, vergoldete Rokokostukkatur aufweisen.

Das Fresko in der Halbkuppel der Westkonche zeigt »Die Ausgießung des Heiligen Geistes«. Das in der Farbigekeit wiederum reich nuancierte, heute unterbelichtete Bild stellt die vom Heiligen Geist, der als Taube erscheint, ergriffenen Jünger dar, die in 2 Gruppen zusammengefaßt sind. Entgegen den anderen Deckenfresken, wo Retti dem Rokoko gemäß auf architektonische Rahmung verzichtet, verwendet er hier – vermutlich zur Betonung des »Chores« – illusionistische Scheinarchitektur im Bildmittelfeld. Die Jünger umgibt eine polygonale Säulenarchitektur, die in der Mitte den Blick auf das in verblauter Landschaft liegende Rom mit den kapitolinischen Hügeln und der Tiberbrücke freigibt.

In die Nordkonche malte Retti dem Akkord gemäß die »Himmelfahrt Christi«. Unter den Augen der aufblickenden, wieder in zwei Gruppen aufgeteilten Jünger entschwebt der von hellgelbem, göttlichen Licht umgebene Christus in den Himmel. Die

Dreieckskomposition ist tiefenräumlich gegliedert. Das Gegenstück in der Südkonche stellt die »Kreuzigung« dar. Jesus ist vor den Toren Jerusalems zwischen zwei Verbrechern, von denen das Kreuz des einen eben aufgerichtet wird, ans Kreuz genagelt worden. Maria Magdalena stützt die ohnmächtige Maria; Johannes blickt zu Jesus, dem Zentrum der Darstellung. Eine dramatische Note erhält das Fresko durch den Kontrast zwischen den hellroten Gewändern und dem intensiven Dunkelblau des Himmels.

An der nördlichen Emporendecke befindet sich eine von der italienischen Malerei stark beeinflusste Darstellung der »Einsetzung des Heiligen Abendmahls«; Jesus sitzt mit seinen Jüngern zum letzten Mal zu Tisch. Diesem entspricht an der südlichen Emporendecke die »Taufe Christi«. Jesus wird durch Johannes den Täufer im Jordan getauft; im Hintergrund des in Gelb-, Braun- und Grüntönen gehaltenen Bildes erscheint eine Taube als Symbol des Heiligen Geistes.

Die 10 – ehemals 12 – kleinen ovalen Bilder in den Stuckfeldern zwischen den Pilastern stellen symbolisch den Weg des frommen Christen im Ausblick auf die himmlische Herrlichkeit dar. Dieser Zyklus ist für den Protestantismus charakteristisch und verleiht den Deckenfresken ihren tieferen Sinn: Eine mit Christus auf das ewige Leben ausgerichtete Frömmigkeit stellt das Leitmotiv der Ikonographie des Kapellenraumes dar. Die zehn ovalen Bilder zeigen rechts vom Fürstenstand beginnend folgende Szenen: Kain und Abel vor ihren Opferaltären, Mose am brennenden Dornbusch, Einzug der Tiere in die Arche Noah, die Gabe des Manna in der Wüste, der Einsturz der Mauern Jerichos, die enge Pforte, der Sämann, der seinen Samen sät, das neue Jerusalem, Pharisäer und Zöllner und den Hautmann Cornelius.<sup>50</sup>

Bei Beaugenscheinigung des eben fertiggestellten Werks im August 1748 mißfielen dem Kirchenrat offenbar einige zu freizügige Passagen der Deckenfresken; jedenfalls hatte Leger die Verfügung zu machen, »daß die in der Evangelischen Hoff-Capell zu Ludwigsburg befindlichen ohnanständigen Mählereyen nach denen Notaminibus von dem Mahler Livio Retti, ohne Widerspruch abgeändert werden mögten«!<sup>51</sup>

Wegen der Bildhauerarbeiten traf Leger am 13. Oktober 1747 einen Akkord mit dem zur gleichen Zeit am Bau des Stuttgarter Neuen Schlosses beschäftigten Louis Roger. Er hatte um 1980 fl. den Fürstenstand, die Kanzel, das Orgelgehäuse und die Emporenbrüstungen »nach denen – vom Major und Oberbaudirectore von Leger verfertigten – und Ihme zustellenden Rißen, und weiteren Lehren, auf die Neueste Façon sauber« herzustellen. Die im Akkord en détail beschriebenen Arbeiten sollten aus Lindenholz gemacht werden und waren auf Georgi 1748 »in gutem – und ohntadelichem Stand« zu übergeben.<sup>52</sup>

Der kastenförmige, elliptisch in den Raum vorgebauchte Fürstenstand ist zwischen die beiden kaschierten Treppenhäuser eingespannt. Die reich vergoldeten Dekorationen des Logenprospekts heben seine besondere Bestimmung für die Herzogin hervor. Über einer mit Blumen und Kartuschen geschmückten Sockelzone aus Panneaux und Pilastern streben girlandenumschlungene Palmen zwischen drei großen, verglasten, mit Rocaillekartuschen abschließenden Rundbogenfenstern in die Höhe. Eine reiche, das Kranzgesims umfassende Wappenkartusche (jetzt mit dem Monogramm König Friedrich I.) und die vergoldete Herzogskrone beschließen über dem verkröpften, faszierten Architrav die Verzierungen.

Der im Fürstenstand enthaltene ovale, zur Kapelle hin abgeflachte Innenraum überrascht durch seine subtile Gestaltung und vollendete Dekoration. Drei Rundbogenfenster stellen die Verbindung des ganz in Weiß und Gold gehaltenen Raumes zur Kapelle her. Die konkave Rückwand weist eine profilierte, rechteckige Felderung mit symbolischen Zeichen auf und zeigt eine dezente Stukkierung und Vergoldung; eine Doppeltüre führt in den Vorsaal der Ordenskapelle. Reiche Verzierungen mit Rocaille, Putten

und Pflanzenwerk umrahmen die von Livio Retti geschaffenen und in die Rückwand des Fürstenstandes eingelassenen Bilder. Die beiden größeren Gemälde links und rechts sind Allegorien auf »Glaube« und »Hoffnung«; eine Frauengestalt hält auf dem linken Bild Kreuz und Kelch, rechts einen Anker in Händen. Die Supraporte in der Mitte zeigt die »Caritas Romana«, eine symbolische Darstellung der Liebe: Die sitzende Frauengestalt hat zwei Kinder auf dem Arm, wovon sie einem die Brust reicht. Ein profiliertes Gesims trennt die Wand von der gekehlten, bläulich getönten Deckenzone, die mit zarter Rocaille, Laub-, Gitter- und Pflanzenwerk überzogen ist; Putten treiben ihr lustiges Spiel zwischen Blumen und Kartuschen. Inmitten der feinnervigen, dahingeworfenen Stukkaturen Brillis ist das vielfach kurvierte, ovale Deckenbild »Geburt Christi« von Livio Retti eingelassen. Die Hirten sind gekommen, um das Kind im Stall staunend anzubeten. Auf dem lieblichen, durch das kräftige Kolorit den Einfluß venezianischer Malerei verratenden Deckengemälde stehen Maria und das Jesuskind im Zentrum. Die Ausgewogenheit der Dreieckskomposition wird durch den über den Hirten schwebenden Engel hergestellt, der ein Spruchband mit der Aufschrift »Gloria in excelsis deo« in Händen hält.

Pendant des Fürstenstands war der durch seinen reich geschnitzten Zierat ebenfalls hervorgehobene, im Raumzentrum stehende Kanzelaltar mit der darüberliegenden Orgel. Auch hier war alles – analog zum Kapellenraum – in Weiß und Gold gehalten.

Der Kanzelaltar setzte sich aus dem vorgelagerten Altar und der mit einem Treppenaufgang versehenen Kanzel zusammen. Der querrrechteckige Altarblock bestand aus weißem Alabastermarmor. Am 11. Mai 1748 berichtete Leger, er habe »zu Verfertigung des Altars in gedachte hochfürstliche Hoff-Cappelle, in der Gegend (von) Herrenberg, weißen Alabaster-Marmor brechen lassen, welcher nunmehr auf 2 starcken, jeden mit 4 Pferdten bespannten Wagen beygeführt werden muß«.<sup>53</sup>

Hinter dem Altar ragte auf einem Aufbau die üppig vergoldete Kanzel empor. Sie befindet sich heute in der Schloßkirche. Am geschweiften, mehrfach profilierten, mit Pilastern, Blumenornamenten und Rocailles besetzten Kanzelkorb ist eine Füllung mit Darstellung der Himmelfahrt Christi angebracht. Putten spielen auf den kartuschenverzierten, hervorspringenden Konsolen. Zwei girlandengeschmückte Palmen verbinden Corpus und Schalldeckel; über der dazwischenliegenden Rundbogenöffnung erscheint an der Innenseite des Schalldeckels eine von Wolken und Strahlenkranz umgebene Taube als Symbol des Heiligen Geistes, der den Prediger erfüllen soll. Den kuppelartigen, durch ein Kranzgesims mit Engelsköpfen begrenzten, mit reichem Rocaillewerk und Lambrequins verzierten Schalldeckel bekrönt eine auf Konsolen gestellte Glorie mit Engelsköpfen und einem kleinen Kruzifix.

Der zur Kanzel führende rampenartige Treppenaufgang hatte zwei Treppengeländer, Pilaster und Wandfüllungen mit üppigem Schmuck. Unterhalb davon waren weitere Panneaux, Pilaster und Konsolen »d'une richesse infinie« angebracht, um den Treppenunterbau zu verdecken.<sup>54</sup>

Auf der ehemals in der Westkonche befindlichen Empore stand die mächtige, später in die Schloßkapelle verbrachte Orgel. Den in die Höhe strebenden geschnitzten, mit vergoldeten Vasen, Kartuschen, Pflanzenwerk, musizierenden Putten und Emblemen der Musik geschmückten Prospekt schuf Louis Roger; auch der mit Blumengirlanden und einer Kartusche verzierte Spieltisch stammt von seiner Hand.

Das Orgelwerk selbst mit seinen 18 Registern verakkordierte Leger am 13. Oktober 1747 an den Ulmer Orgelmacher Georg Friedrich Schmahl um 1500 fl.; er hatte es »nach dem Riß« auf Georgi 1748 fertigzustellen.<sup>55</sup> Das Werk besteht aus »lauter guten und schönen Registern«.<sup>56</sup>

## Würdigung

An Schloß- und Ordenskapelle läßt sich der Wandel vom pathetischen österreichisch-italienischen Barock zum eleganten, französisch orientierten Rokoko ablesen. Der heute als Torso dastehende Innenraum der Ordenskapelle enthält mit Felderung und Rocaillekartuschen typische, von Frankreich übernommene Elemente des Rokoko. Als einziger höfischer Kirchenraum der Rokokozeit im Herzogtum Württemberg nimmt die Ordenskapelle eine Sonderstellung im württembergischen Kirchenbau ein.

Während fast alle anderen Kirchen – sofern man sie überhaupt veränderte – gemäß dem Protestantismus und unter dem Einfluß des Pietismus ganz nüchtern, mit Verzicht auf Stukkaturen, Malerei und Vergoldung ausgeführt wurden, gestand man der Hofkapelle eine reichere Ausstattung zu. Leger nutzte die Möglichkeit, eine Synthese zwischen Rokoko und Protestantismus zu schaffen. Der Kapellenraum kann trotz der vor allem in der Gewölbezone prächtigen Dekoration seine Herkunft nicht verleugnen: Weit entfernt vom jubelnden Barock der Schloßkapelle, kehrt in der Ordenskapelle durch die zahlreichen weißen Flächen eine beruhigende, aus dem Protestantismus kommende, fast frühklassizistische Kühle ein, die durch die reiche Vergoldung und die farbenfrohen Deckenfresken ins Festliche gesteigert wird. Grazile, vergoldete Stukkaturen und Schnitzereien des Rokoko, die in ihrer Eleganz und Qualität vollendetes Können bezeugen, verleihen dem Raum heiteren Glanz. Die wohldurchdachte Ikonographie, die gemäß der evangelischen Theologie Jesus Christus zum Zentrum hat, der Verzicht auf einen Chor und der Kanzelaltar sind Hinweise auf ein protestantisches Gotteshaus.

Die Disposition von Altar, Kanzel und Orgel übereinander ist allerdings für das Herzogtum Württemberg eher ungewöhnlich: Dieses Element des protestantischen Kirchenbaus wurde im 18. Jahrhundert vor allem in den fränkischen Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth häufig verwendet und gilt als ein Charakteristikum des »Markgrafentils«. Da Herzogin Elisabeth Friederike Sophie aus diesen Landen stammte, lag es nahe, ihr zuliebe beim Umbau der Ordenskapelle auf die Bauform ihrer Heimat zurückzugreifen; Leger muß also mit dem fränkischen Kirchenbau vertraut gewesen sein.

Bereits im 18. Jahrhundert wurde der – damals noch vollständige – Kapellenraum von Kunstliebhabern wegen der einheitlichen Gestaltung von Raum, Kanzelaltar, Orgel und Fürstenstand in Weiß und Gold gerühmt: 1787 schrieb C. L. Junker in »Meusels Museum«: »Die evangelische Hofkapelle überrascht »wegen ihrer edlen Einfalt, wegen ihres reinen Einklangs! sie ist blos ganz weis, mit Gold. Der erste Eindruck ist bezaubernd! Der erhebt die Seele, zumal da die weisse Farbe, und der Goldglanz, noch ein hohes Licht verursachen.«<sup>57</sup>

Der Fürstenstand, nach B. Pfeiffer »ein Kabinetstück von Rokokodekoration«<sup>58</sup> gehört durch seine subtile Ausgestaltung zu den köstlichsten Interieurs, die das Rokoko in Württemberg hervorgebracht hat.

Leger hatte seine Aufgabe glänzend gemeistert, »mit einer Feinheit des Geschmacks, die allgemein überraschte« (C. Belschner).<sup>59</sup> Er bewies ein hervorragendes Einfühlungsvermögen in die vom böhmischen Barock inspirierte Hülle und verstand es trotzdem, sich selbst einzubringen. Zusammen mit den Künstlern schuf er in der Ordenskapelle einen heiteren, festlichen Kirchenraum des Rokoko mit eigenständigem Charakter.

## Anmerkungen

- 1 Zur Baugeschichte von Schloß Ludwigsburg:  
Klaus Merten: Schloß Ludwigsburg, Schloßführer, 3. Auflage, München 1984.  
Werner Fleischhauer: Schloßmuseum Ludwigsburg, Amtlicher Führer, 4. Auflage, Stuttgart 1967.  
Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958.  
Richard Schmidt: Schloß Ludwigsburg, München 1954.  
Walter Baumgärtner: Die Erbauung des Ludwigsburger Schlosses, Würzburg 1939.  
Karl Weiß: Schloß Ludwigsburg, Stuttgart 1914.
- 2 Fleischhauer, Barock, a. a. O., S. 183.
- 3 HStAS (Hauptstaatsarchiv Stuttgart) A 248 Bü 2232. – Die Einrichtung eines Rittersaales für die Ritter des 1718 von Herzog Eberhard Ludwig gegründeten Jagdordens St. Hubertus wurde bereits in den Ordensstatuten festgelegt; vergleiche auch Johannes Zahlten: Der große Saal im Ordensbau des Ludwigsburger Schlosses, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg, 22. Bd., München 1985, S. 84/85.
- 4 Donato Giuseppe Frisoni: Vues de la Residence Ducale de Louisbourg, Augsburg 1727, Tafel 7. – Abgebildet bei Schmidt, a. a. O., Abb. p und bei Fleischhauer, Barock, a. a. O., Abb. 149.
- 5 HStAS A 6 Bü 90; A 248 Bü 2223, 2224; A 282 Bü 809. – Vergleiche auch Fleischhauer, Barock, a. a. O., S. 207 und 225/226; Fleischhauer, Schlossmuseum, a. a. O., s. 38.
- 6 HStAS A 202 Bü 913.
- 7 HStAS A 282 Bü 1771.
- 8 HStAS A 282 Bü 1771.
- 9 Baumeister Georg Friedrich Majer (1701–1765) war für das Landbauwesen des Kirchenrats zuständig.
- 10 Holzinspektor Johannes Weißbrod hatte dieses Amt bis zum Abschluß der Bauarbeiten 1748 inne. Bereits 1747 bewarb er sich um die Stelle des Mesners. 1754 wurde er wegen Unterschlagungen zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt. – HStAS A 282 Bü 1772; I 12 Bü 2.
- 11 Georg Friedrich Faber (1688–1749) war 1732 bis 1749 Expeditionsrat, Geistlicher Verwalter und Bauverwalter in Ludwigsburg. Neues württembergisches Dienerbuch, Band 2, Stuttgart 1963, § 2568 und 3313. – Die Überbringung der Gelder vom Kirchenkasten zum Geistlichen Verwalter nach Ludwigsburg erfolgte oft sehr schleppend; so schrieb Leger am 28. August 1748 an den Kirchenrat: »Die Handwercksleuthe seufzen sehr um Geld!« HStAS A 282 Bü 1761.
- 12 HStAS A 282 Bü 1771.
- 13 HStAS A 282 Bü 1771.
- 14 Historisches Denkmahl der Göttlichen Fürscheidung über die ... Stadt Ludwigsburg (gedruckte Kirchenregister), Jahrgang 1747.
- 15 Fleischhauer, Barock, a. a. O., S. 207.
- 16 HStAS A 282 Bü 1771.
- 17 HStAS A 282 Bü 1771.
- 18 HStAS A 282 Bü 1771.
- 19 HStAS A 282 Bü 1771.
- 20 HStAS A 282 Bü 1771.
- 21 Bertold Pfeiffer: Baumeister und Bildhauer von Ludwigsburg und Stuttgart im 18. Jahrhundert, in: Eduard Paulus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Bd. 1, Neckarkreis, Stuttgart 1889, S. 582. – Joachim stammte aus Ellwangen und bekam 1758 ein Privileg zur Fayencefabrikation verliehen.
- 22 HStAS A 282 Bü 1771.
- 23 HStAS A 282 Bü 1771.
- 24 HStAS A 202 Bü 913; A 282 Bü 1771. – Die Landstände bestanden darauf, daß die Glocken von der katholischen auf die evangelische Hofkapelle umgehängt werden sollten, da der öffentliche katholische Gottesdienst im Herzogtum verboten war. Dagegen wollte der Geheime Rat die Glocken auf beide Kapellen verteilen und auf der Seite gegen den Schloßhof aufhängen

- lassen. Schließlich legte der Kirchenrat fest, für die evangelische Hofkapelle 3 neue Glocken gießen zu lassen, die über der Sakristei aufgehängt werden sollten.
- 25 Gottlieb Jakob Rechle (1707–1750), Glockengießer in Stuttgart. Fleischhauer, Barock, a. a. O., S. 299.
  - 26 HStAS A 282 Bü 1761. – Der Glockenstuhl befindet sich heute noch an seinem Ort, während die Glocken nicht mehr vorhanden sind.
  - 27 HStAS A 282 Bü 1761.
  - 28 Ausführliche Beschreibung der ... sowohl zu Stuttgart als Ludwigsburg erfolgten Hochfürstlichen Heimführungsfestivitäten (zwischen Herzog Carl Eugen von Württemberg und Elisabeth Friederike Sophie von Brandenburg-Bayreuth) ... in Druck herausgegeben von Wilhelm Friedrich Schönhaar, Stuttgart 1749, S. 64/65. – HStAS A 21 Bü 76.
  - 29 HStAS A 282 Bü 1771.
  - 30 HStAS A 282 Bd. 1482–1484.
  - 31 HStAS A 202 Bü 913; A 282 Bü 812 p.
  - 32 HStAS A 282 Bü 1781.
  - 33 HStAS A 282 Bü 1781.
  - 34 HStAS E 6 Bü 107, 150 und 151. – Klaus Merten datiert den Umbau zur Ordenskapelle – wohl in der Nachfolge Paul Faerbers – auf das Jahr 1810. – Klaus Merten: Nikolaus Friedrich von Thouret als württembergischer Hofbaumeister 1798–1817, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Ausstellungskatalog, Bd. 2, Stuttgart 1987, S. 419; Paul Faerber: Nikolaus Friedrich von Thouret, Stuttgart 1949, S. 162.
  - 35 Paul Krüger: Restaurierungs- und Instandsetzungsarbeiten im Schloß Ludwigsburg von der Nachkriegszeit bis heute, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter, 16. Bd., Ludwigsburg 1964, S. 194.
  - 36 Fleischhauer, Barock, a. a. O., S. 150 ff.; Ludwig Döry: Donato Giuseppe Frisoni und Leopoldo Mattia Retti, in: Arte lombarda 38, 1967, II, S. 127–138; Ottmar Freiermuth: Donato Giuseppe Frisoni und die Architektur des Barock in Böhmen, in: Das Münster, 12, 1959, S. 77–100.
  - 37 Fleischhauer, Barock, a. a. O., S. 207 ff.; Schmidt, a. a. O., S. 29 ff.; Fleischhauer, Schloßmuseum, a. a. O., S. 38.
  - 38 Bertold Pfeiffer: Die bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen, in: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, Bd. 1, Esslingen 1907, S. 615–758; Fritz Scholl: Leopoldo Retti, Ansbach 1930, S. 45 ff.; Hans Andreas Klaiber: Der Württembergische Oberbaudirektor Philippe de La Guèpière, Stuttgart 1959, S. 32.
  - 39 Fleischhauer, Barock, a. a. O., S. 220 ff.; Schmidt, a. a. O., S. 44 ff.; Wolfgang Weber: Der Deckenschmuck der Ludwigsburger Ordenskapelle, in: Hie gut Württemberg, Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung, 9. Jahrgang 1958, S. 19/20 und S. 25/26.
  - 40 Erich Bachmann: Residenz Ansbach, Amtlicher Führer, München 1978, S. 77/78; Wilfried Hansmann: Das Treppenhaus und das Große Neue Appartement des Brühler Schlosses, Düsseldorf 1972, S. 31 ff. – Giovanni Antonio Brilli starb erst 1794; 1772–1781 war er im Schloß in Münster/Westfalen tätig.
  - 41 Pfeiffer, Karl Eugen, a. a. O., S. 697; Klaiber, a. a. O., S. 43.
  - 42 Klaiber, a. a. O., S. 77.
  - 43 Klaiber, a. a. O., S. 45; Pfeiffer, Karl Eugen, a. a. O., S. 649–51; Hans Leopold Zollner: Ein Stuttgarter baut für Baden, in: Stuttgarter Zeitung vom 13. November 1980.
  - 44 Paul Faerber: Nikolaus Friedrich von Thouret, Stuttgart 1949.
  - 45 Die Oculi waren ursprünglich offen. Dies geht aus dem 1726 von Leopoldo Retti gefertigten Idealiß des Ludwigsburger Schlosses hervor. – Abgebildet bei Fleischhauer, Barock, a. a. O., Abb. 128 und bei Max Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg, Bd. 1, Stuttgart 1956, Abb. 173.
  - 46 Erich Bachmann in: Barock in Böhmen, eingeleitet und herausgegeben von Karl M. Swoboda, München 1964, S. 9–124; Oldrich J. Blazicek: Barockkunst in Böhmen, Prag 1967.
  - 47 HStAS A 282 Bü 1771.
  - 48 Die Deckenfresken der Ordenskapelle wurden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Nicolas Guibal zugeschrieben. – Vergleiche: Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart

- 1859, S. 100; Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Bd. 1, Neckarkreis, a. a. O., S. 324; Pfeiffer, Karl Eugen, a. a. O., S. 642. Bereits 1922 widerlegte Reinhold Bernhardt diese Auffassung. – Reinhold Bernhardt: Nicolas Guibal, Dissertation, Erlangen 1922, S. 66–71. – Um so erstaunlicher erscheint es deshalb, wenn Wolfgang Uhlig noch 1981 in seiner diesbezüglich mit Fehlern behafteten Dissertation in den beiden Wandbildern des Fürstenstands »Beispiele von Guibals Schaffensphase nach seiner Ausbildung in Paris und vor dem so wichtigen Aufenthalt in Rom« sehen will. – Wolfgang Uhlig: Nicolas Guibal, Dissertation, Stuttgart 1981, S. 72/73.
- 49 HStAS A 282 Bü 1771.
- 50 Ursprünglich waren es zwölf ovale Bilder, wie die beiden leeren Felder hinter der von Thouret eingebauten Apsis beweisen. Zwischen dem Einsturz der Mauern Jerichos und der engen Pforte fehlen also zwei Bilder mit unbekanntem Motiven; sie wurden wohl beim Einbau der Apsis 1808 entfernt. – Zum ikonographischen Programm der Ordenskapelle vergleiche auch: Reinhard Lieske: Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg, München 1973, S. 224–231.
- 51 HStAS A 282 Bü 1771.
- 52 HStAS A 282 Bü 1771.
- 53 HStAS A 282 Bü 1771.
- 54 HStAS A 282 Bü 1771. – Bridel beschreibt bei den Vergoldungsarbeiten den Kanzelunterbau ausführlich: »Pour l'escalier sont deux rampe dont chaque'une sont composée de deux grand panneaux, rempli d'un ornement nouveau très riche, entre lesdits panneaux sont deux pilaste enrichi d'ornemens et châte de fleurs, tout au bas de la rampe est un troisième pilaste très riche appuyer d'une grande console travaillé des deux cotes; au dessous desdites rampes sont encore de grand panneaux et pilaste et console d'une richesse infinis qui doivent se posez pour cacher le dessous de l'escalier.« Dieser Text diente neben den Grundrissen der Ordenskapelle in Schmidt, a. a. O., S. 20 und in HS + AS, E 221, Bu 122 als Grundlage der Rekonstruktions-skizze.
- 55 HStAS A 282 Bü 1771.
- 56 Gotthilf Kleemann: Beiträge zur Orgelbaugeschichte des Kreises Ludwigsburg, Folge 8: Alt-Ludwigsburger Orgeln und ihre Hersteller, in: Hie gut Württemberg, Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung, 23. Jahrgang 1972, S. 9/10.
- 57 C. L. Junker: Einige artistische Bemerkungen auf einer Reise nach Ludwigsburg und Stuttgart, in: Museum für Künstler und Kunstliebhaber, Bd. 1, hrsg. von Johann Georg Meusel, Mannheim 1787, S. 74/75. – Noch nach den klassizistischen Veränderungen fand J. D. G. Memminger die Ordenskapelle »äußerst geschmackvoll eingerichtet und mit angenehmen Deckengemälden geziert, und zugleich für ihre gegenwärtige, von dem König ihr neuerlich gegebene Bestimmung noch besonders prächtig ausgestattet«. – Johann Daniel Georg Memminger: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen, Stuttgart und Tübingen 1817, S. 421/422.
- 58 Pfeiffer, Karl Eugen, a. a. O., S. 642.
- 59 Christian Belschner: Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten, Ludwigsburg 1904, S. 95.

### Bibliographie

- Christian Belschner: Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten, Ludwigsburg 1904.
- Christian Belschner, neu bearbeitet von Walter Hudelmaier: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, 3. Auflage, Ludwigsburg 1969.
- Reinhold Bernhardt: Nicolas Guibal, Dissertation, Erlangen 1922.
- Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958.
- Werner Fleischhauer: Schloßmuseum Ludwigsburg, Amtlicher Führer, 4. Auflage, Stuttgart 1967.
- C. L. Junker: Einige artistische Bemerkungen auf einer Reise nach Ludwigsburg und Stuttgart, in: Museum für Künstler und Kunstliebhaber, Bd. 1, herausgegeben von Johann Georg Meusel, Mannheim 1787.



- Hans Andreas Klaiber: Der Württembergische Oberbaudirektor Philippe de La Guèpière, Stuttgart 1959.
- Gotthilf Kleemann: Beiträge zur Orgelbaugeschichte des Kreises Ludwigsburg, Folge 8: Alt-Ludwigsburger Orgeln und ihre Hersteller, in: Hie gut Württemberg, Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung, 23. Jahrgang 1972, Nr. 3/4.
- Paul Krüger: Restaurierungs- und Instandsetzungsarbeiten im Schloß Ludwigsburg von der Nachkriegszeit bis heute, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter, 16. Bd., Ludwigsburg 1964.
- Christian Friedrich Leins: Die Hoflager und Landsitze des Württembergischen Regentenhauses, Stuttgart 1889.
- Reinhard Lieske: Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg, München 1973.
- Johann Daniel Georg Memminger: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen, Stuttgart und Tübingen 1817.
- Klaus Merten: Schloß Ludwigsburg, Schloßführer, 3. Auflage, München 1984.
- Klaus Merten: Nikolaus Friedrich von Thouret als württembergischer Hofbaumeister 1798–1817, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Ausstellungskatalog, Bd. 2, Stuttgart 1987.
- Eduard Paulus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Bd. 1, Neckarkreis, Stuttgart 1889.
- Bertold Pfeiffer: Die bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen, in: Herzog Karl Eugen und seine Zeit, Bd. 1, Esslingen 1907.
- Richard Schmidt: Schloß Ludwigsburg, München 1954.
- Wilhelm Friedrich Schönhaar: Ausführliche Beschreibung der ... so wohl zu Stuttgart als Ludwigsburg erfolgten Hochfürstlichen Heimführungsfestivitäten (zwischen Herzog Carl Eugen von Württemberg und Elisabeth Friederike Sophie von Brandenburg-Bayreuth) ... Stuttgart 1749.
- Wolfgang Uhlig: Nicolas Guibal, Dissertation, Stuttgart 1981.
- Wolfgang Weber: Der Deckenschmuck der Ludwigsburger Ordenskapelle, in: Hie gut Württemberg, Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung, 9. Jahrgang 1958, Nr. 3 und 4.



# Vom Waiblinger Amtshaus zum Hauptwachgebäude und Schulhaus – das Gebäude Marktplatz 11 in Ludwigsburg

von Wolfgang Läßle

Die Erforschung der Häusergeschichte Alt-Ludwigsburgs ist schwierig.<sup>1</sup> Man sollte annehmen, daß sich bei einer so jungen Stadt wie Ludwigsburg, die weder nennenswerte Kriegsschäden noch größere Feuersbrünste erlebte, sämtliche Unterlagen ihrer Vergangenheit erhalten haben. Dies ist leider nicht so. Die Ursachen hierfür sind in erster Linie darin begründet, daß in früherer Zeit mit dem städtischen Schriftgut »sorgloser« umgegangen wurde, als das z. B. heutzutage der Fall ist. Konkret heißt das, daß vor allem durch die unsachgemäßen Aktenaussonderungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts wertvolles Quellenmaterial aus der Gründungszeit der Stadt vernichtet wurde. Hinzu kommt auch, daß in Ludwigsburg im 18. Jahrhundert staatliche und städtische Angelegenheiten, besonders auf dem Gebiet des Bauwesens, eng miteinander verknüpft waren, die dabei angefallenen Unterlagen zum Teil aber in staatliche Obhut kamen.

Darüber hinaus hat es nach Gründung der Stadt über ein halbes Jahrhundert gedauert, nämlich bis zum Jahr 1767, bis Ludwigsburg im ehemaligen Heidenheimer Amtshaus (Wilhelmstraße 11) ein richtiges Rathaus erhielt. Hier fanden dann fürs erste die städtischen Registraturen und Kanzleien geordnete Unterbringungsmöglichkeiten.

Es liegt auf der Hand, daß sich die allgemeine Entwicklung der Stadt im 18. Jahrhundert mit ihrem ständigen Wechsel der Verhältnisse, mit ihren ungünstigen Einschnitten, bedingt durch die Abhängigkeit vom herzoglichen Hof, ebenfalls nachteilig auf eine Bewahrung der schriftlichen Zeugnisse auswirken mußte. Wen wundert es dann, daß sich damals niemand ernsthaft die Mühe gab, die älteren Bauakten oder etwa die Risse der bürgerlichen Häuser oder gar der Amtshäuser aufzubewahren. Aus dem 18. Jahrhundert haben sich – zumindest bei der Stadt – keine Baukonzessionen und so gut wie keine Baurisse erhalten.

Schon der Bau der Häuser, ob freiwillig oder gezwungenermaßen, wie es bei den durch die Städte und Ämter des Landes errichteten Amtshäusern der Fall war, rief viel Unzuträglichkeiten und Streit hervor. Die kostenlose Überlassung von Amtshäusern durch den Herzog an Günstlinge und Beamte, die wiederum die Häuser bei passender Gelegenheit veräußerten, schuf neue Unzufriedenheit.

Mit wenigen Unterlagen ist die Rekonstruktion der Geschichte einzelner Ludwigsburger Gebäude, trotz Auswertung unterschiedlichsten Quellenmaterials, freilich nur ansatzweise möglich; sie muß notgedrungen bruchstückhaft bleiben.

Donato Giuseppe Frisoni (1683–1735) schuf 1715 auf der Grundlage von Johann Friedrich Nettes (1672–1714) Entwürfen den heutigen Stadtplan auf dem Gelände westlich vom Schloß: die sogenannte Ludwigstadt oder Altstadt (zwischen Heilbronner Tor und Wilhelmstraße), eine Stadtanlage mit einem rechtwinklig sich kreuzenden Straßennetz und einem Marktplatz als Mittelpunkt.<sup>2</sup> Die Errichtung der Häuser war strengen Baubestimmungen unterworfen, wobei überwiegend »uniforme« zweigeschossige Häuser mit der Traufseite zur Straße und gleicher Dachneigung geplant waren. Die ersten bürgerlichen Häuser waren Eckbauten, sogenannte Richthäuser.<sup>3</sup>

Bereits in seinem Aufruf von 1715 hatte Herzog Eberhard Ludwig (1676–1733) angekündigt, »... zu Ludwigsburg ... künftigt zu residieren«.<sup>4</sup> Waren die Bemühungen, Bürger in Ludwigsburg zur Ansiedlung zu bewegen, bislang ohne nennenswerten Erfolg verlaufen, so war doch durch diese Zusicherung ein weiterer Anreiz zur Niederlassung gegeben, der allmählich auch die Einwohnerzahl ansteigen ließ.

Als Ludwigsburg im Jahre 1718 schließlich auch noch die Stadtrechte erhalten hatte und neben Stuttgart und Tübingen zur Residenz und dritten Hauptstadt des Herzogtums bestimmt worden war, nahm die Anzahl der Einwohner sprunghaft zu: zählte man im Jahre 1718 erst 22 Häuser und kaum 600 Einwohner, so hatte die Stadt 1726 bereits 185 Häuser und 2442 Bewohner, von denen allerdings nur 86 Bürger und 65 Beisitzer waren.<sup>5</sup> Aber nicht nur auf Handwerker, die zur Versorgung des Hofes und zum Bau des Schlosses und der Stadt benötigt wurden, übte die Residenz ihre Anziehungskraft aus, allmählich begannen auch Adlige von auswärts sich anzusiedeln und Häuser zu bauen. Der erste Adlige, der sich in Ludwigsburg niederließ, war der General Georg Friedrich von Sternenfels (1673–1728). Ihm folgte der sächsische Edelmann Gottlob Friedemann von Pöllnitz (1681–1757), der 1718 Obervogt von Ludwigsburg wurde. Das erste Gebäude, das er in Ludwigsburg errichten ließ, war das in den Jahren 1718/19 erbaute Haus Schloßstraße 31, der sogenannte Gesandtenbau.

Pöllnitz stand von 1716 bis 1728 auch der Ludwigsburger Baudeputation vor, welche für die Genehmigung der Baugesuche zuständig war.<sup>6</sup> Diese achtete streng darauf, daß bei der Ansiedlung auch das soziale Gefüge eingehalten wurde. Für die Adligen waren die Bauplätze in der Umgebung des Schlosses »reserviert« (Schloß-, Marstall- und Wilhelmstraße, Schorndorfer Straße), dagegen konnten die Bürgerlichen in den Nebenstraßen bauen.<sup>7</sup>

Schon im Jahre 1715, damals standen gerade vier Häuser, erwog der Herzog, die Ämter zur Erstellung von Gebäuden zu verpflichten, um somit den Ausbau der Stadt schneller voranzubringen. Der Herzog schlug nämlich seinem Geheime-Rats-Kollegium zur Förderung der Bautätigkeit vor, »ob es nicht faisable, sich zu überlegen, daß (ein großes) Amt im Lande ein und etwa 2- oder 3 geringere Ämter zusammen wieder ein Haus nach Ludwigsburg bauten, um darin einen ehrlichen Bürger zu setzen«. Doch erst mit der Erklärung des Herzogs vom 11. April 1720, »ständig in Ludwigsburg zu residieren« und einem Reskript vom 11. Juni des gleichen Jahres an die Städte und Ämter nahm dieser Plan Gestalt an. Beabsichtigt war, innerhalb von zwei Jahren sämtliche Kanzleien in die neue Residenz zu verlegen. Da die vorhandenen Unterbringungsmöglichkeiten hierfür aber nicht ausreichten, sollten die Ämter nun »oben herumb in der Stadt am Marktplatz« Gebäude für die Kanzleien errichten.<sup>8</sup>

Bereits am 25. August 1718 war der Grundstein zur Stadtkirche an dem noch unbauten, lediglich abgesteckten Marktplatz gelegt worden.<sup>9</sup> Die eigentliche Bebauung des Platzes hatte schließlich ein Jahr später, 1719, mit der Errichtung des Gebäudes Marktplatz 4 eingesetzt.<sup>10</sup> Mit dem Bau der Amtshäuser wurde dann um 1720 begonnen. Pöllnitz, als Vorsitzendem der Ludwigsburger Baudeputation, fiel dabei die nicht leichte Aufgabe zu, die nach Gruppen zusammengefaßten Ämter und Städte dazu zu bringen, die Bauten in Angriff zu nehmen, wobei sich die Belastung nach dem jeweiligen Steuerfuß richten sollte. Als Obervogt war er selbst für den Bau des Ludwigsburger Amtshauses zuständig (Obere Markstraße 2).<sup>11</sup>

Ursprünglich waren zwölf Amtshäuser geplant, jedoch konnten nicht alle ausgeführt werden, da es die Städte und Ämter verstanden, sich hartnäckig zu widersetzen; zumindest gelang es ihnen teilweise, sich unter Hinweis auf zu starke sonstige Belastungen der auferlegten Bürde zu entledigen; sie mußten dann aber Ablösungssummen entrichten.

Geplant waren keine Paläste – diese waren dem Adel vorbehalten –, sondern zweck-



rund die Hälfte der Kosten zu übernehmen gezwungen waren, hatten sich ebenfalls über die Errichtung des Gebäudes, dessen Baukosten laufend stiegen, beklagt. Vergeblich versuchten sie in einer Eingabe an den Herzog vom 10. Mai 1722 ihren Unmut u. a. mit dem Argument zu begründen, »daß nicht ein ein[z]iges Statt und Amt in dem ganzen Land zu Aufrichtung dero Residenz Ludwigsburg bereits so vihles contribuiert habe, als Statt und Amt Böblingen ...«. Böblingen klagte später auch über »beede Baumeister Frisoni und Retti«, die »auff ein : und andere arth mit einrichtung des Bauwesens nach Ihrem Gutduncken Statt : und Ampt vielen verdruß« machten. Stadt und Amt Waiblingen mußten dagegen mit 1284 fl. 19 × ungefähr den vierten Teil an den Gesamtkosten des Gebäudes tragen. Freilich war das nicht alles, was Waiblingen in jenen Jahren zum Ausbau der Stadt Ludwigsburg aufbringen mußte. Dies belegt eine »Summarische Tabell waß Statt und Amt allda von Georgii 1719 biß dahin 1722 inner [halb] 3 Jahren an Fuhren ... außgeschriben worden, auch von hiesiger Kellerey an Frucht, Wein, Stroh etc. Lüfferungen ... auch Handfröhnern undt Auffwartern auff Ludwigsburg praestirt«. Nach dieser Aufstellung waren in jenen drei Jahren weitere 5972 fl. 13 × von Stadt und Amt Waiblingen bezahlt worden.

Mit dem bereits erwähnten Reskript vom 11. Juni 1720 war auch den Städten und Ämtern Beilstein, Bottwar mit Backnang sowie Steußlingen befohlen worden, in der »Residenz-Statt Ludwigsburg eine zweystöckigte Behaussung« zu errichten oder sich wenigstens am Bau zu beteiligen. Die vorhandenen Akten lassen aber den Schluß zu, daß ihren im August 1720 gemachten Eingaben um Aufschub bzw. Befreiung zunächst ein Erfolg beschieden war. Stadt und Amt Beilstein baten damals »flehenlichstens ... doch vor dieses malen, biß auff erlangende bessere Kräfften, mit dem Beytrag ...« verschont zu werden. Begründet wurde diese Bitte damit, daß das »arme Stätt- und Ämptlein in A[nn]o 1693 auff das grausamste überfallen, mehistentheyls in die Aschen gelegt und außgeplündert« worden sei; außerdem wären in den letzten Jahren insgesamt allein 7175 fl. u. a. für den »Garten- und Schloß-Baw zu Ludwigsburg ... auff Hand- und Fuhrefrohnen«, für die »BawCassen«, ferner Mittel für »Einquartierung der Miliz« und als »Beytrag zu den Ludwigsburger Cazernen und Neckarweyhinger Brucken-Baw« aufgebracht worden. Die Städte und Ämter Bottwar und Backnang baten darum, noch »die Ämter Winnenden und Murrhard samt dem Flecken Allmerspach beyzugeben«, jedoch auch sie »für noch ein paar Jahr gn[äd]i[gst] zu verschonen«. Nur »Vogt, Burgermeister und Gericht« von Steußlingen erklärten sich bereit, »zur Bezeugung Ihrer Unterthänigsten Devotion, auch das äußerste anzewenden, ... mithin die an den BawCosten betreffende portion willigst beyzuetragen«. Und dies obwohl »hiesig geringes Ämbtlen durch die a[nn]o 1703 erlitten[e] bayer[ische] und französische fouragir[ung] und außplünderung, dergestaltten enervirt und verderbt worden, daß es sich bißhero nicht erhohlen können«. <sup>13</sup>

Am 20. August 1725 konnten Stadt und Amt Waiblingen dem Herzog dann berichten, daß das Amtshaus »nunmehr insoweith zum Stand kommen, daß solchs würckl[ich] bewohnet werden kann«. Jedoch war das Gebäude wegen der Finanzierungsschwierigkeiten und den dadurch verursachten Arbeitsniederlegungen nicht völlig fertiggestellt worden. Dies führte dazu, daß »in gehaltener deliberation vor guth gehalten worden, das ... Hauß wegzugeben, weil doch die concurrierende Stätt und Ämter, davon keinen nutzen werden ziehen können ...«. Den Anfang machten Stadt und Amt Böblingen, zusammen mit Bottwar, die ihren Gebäudeanteil »verehrungsweise« dem Geheimen Konferenzminister und Komitialgesandten Freiherr Johann Heinrich von Schütz (1669–1732) überließen. Dem konnte Waiblingen freilich nicht nachstehen, hatte es doch nur einen Teil der von Böblingen aufgebrachten Summe leisten müssen. Waiblingen »mußte«, was ihm sicherlich nicht ungelegen kam, sich nach Böblingens

Böblingen  
 Pfarrbuch  
 mit  
 der Landpfleger Rechnung des Herzogs  
 v. 1727. bis v. 1728.  
 mit  
 Sachverhalt des Ludwigslagers  
 Landpfleger Herzog  
 für d. r. v. 1727  
 Rechnung des: v. d. r. v. 1727  
 mit  
 dem Landpfleger Rechnung  
 vom d. r. v. 1727. bis v. 1728.  
 in Stuttgart  
 J. 2117. p. 51. c. 260

Pfarrbuch. d. 15. April. 1724.

Landpfleger d. Böblingen  
 Joseph Ludwig Böttcher



Bild 2: Auszug aus der Böblinger  
 Amtspflegerechnung von 1727/28  
 betr. den Anteil von Stadt und  
 Amt Böblingen an den Baukosten  
 für das Waiblinger Amtshaus.  
 (Hauptstaatsarchiv Stuttgart:  
 A 249 Bü 1434; Mikrofilm im  
 Stadtarchiv Ludwigsburg)

Bild 3: Freiherr Johann Heinrich  
 von Schütz (1669–1732). Von  
 1725 bis 1727 Eigentümer des  
 Waiblinger Amtshauses.  
 (Nach einem Dia im  
 Stadtarchiv Ludwigsburg)

»Exempel bequemen« und hatte zunächst vor, seinen Anteil dem Herzog selbst zu übergeben. Doch nachdem Böblingen und Bottwar ihren Anteil bereits verschenkt hatten, überließ Waiblingen seinen ebenfalls dem Freiherrn von Schütz. Auch die übrigen Städte und Ämter machten es so. Allerdings beinhaltete diese »donation titulo oneroso ...«, daß alles noch ruckhständige vollend[s] auff deß Empfangers Costen außgebaut werden solle ...«. Durch Dekret vom 19. Oktober 1725 bestätigte schließlich der Herzog die Schenkung des Gebäudes an den Freiherrn, der es dann auf seine Kosten ganz fertigstellen ließ.<sup>14</sup> Bereits 1724 war Geheimrat Carl Christoph von Thüngen (gest. wohl um 1730) als Mieter in das halbfertige Gebäude gezogen, in dem er bis 1727 wohnte. Im gleichen Jahr veräußerte Schütz das Haus, das er wohl nie selbst bewohnt hatte, an den Bauverwalter Georg Philipp Batzendorff (gest. 1740). Dieser rühmte sich, mit diesem Haus das gesündeste in Ludwigsburg zu besitzen, »weilen es von dem Herrn Hofmeister Baron von Thüngen so fleißig mit Tabak ausgeräuchert worden, wie er dann wohl sagen dürfe, daß schon mehr als zwei Zentner Tabak dem Vulcano aufgeopfert worden«. <sup>15</sup> Das Gebäude dürfte nur kurze Zeit im Besitz Batzendorffs gewesen sein, da es allem Anschein nach schon recht früh als Hauptwache genutzt worden ist. Durch ein herzogliches Dekret vom 19. Oktober 1726 wurde nämlich die Errichtung einer Hauptwache auf dem Marktplatz zur »Verlegung einiger commandirten erbprinzlichen Reuter« angeordnet, deren Pferde in einer in der Nähe

erstellten Baracke standen. Offenbar handelte es sich aber zunächst weniger um ein Wachlokal, sondern eher um eine Mannschaftsstube.<sup>16</sup>

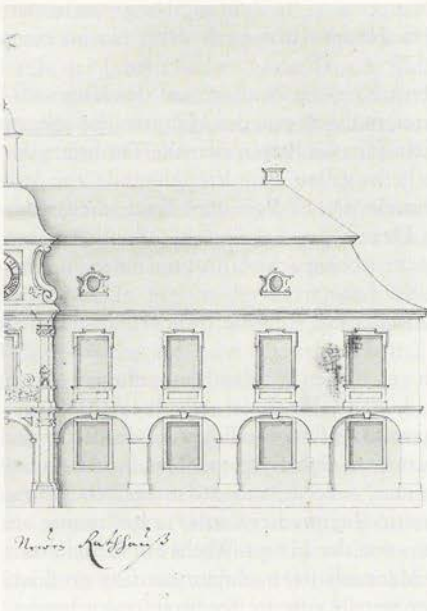
Was aus dem Gebäude in den folgenden Jahrzehnten wurde, ist leider nicht bekannt. Ein Plan aus der Zeit um das Jahr 1750 zeigt die gesamte südwestliche Ecke des Marktplatzes neben dem Hauptwachgebäude noch unbebaut. Daran hat sich auch in den folgenden Jahren nichts geändert. Ein Bericht aus dem Jahre 1756 stellt in diesem Zusammenhang fest, daß dieser »... Platz zum Despect der Stadt ... mit Graß bewachsen, öde« sei.<sup>17</sup>

Zu diesem Zeitpunkt war dieses Gelände offensichtlich nach wie vor noch für das Ludwigsburger Rathaus vorgesehen, in dessen Baukomplex auch das ehemalige Waiblinger Amtshaus bzw. die Hauptwache miteinbezogen werden sollte. Dieser Bau war schon seit längerer Zeit geplant, was aus einer von dem herzoglich-württembergischen Landbaumeister und späteren Rentkammerbaumeister Christian Friedrich Weyhing (1690–1749) verfertigten Lageplanskizze zu dem ersten Ludwigsburger Rathausentwurf um 1730 hervorgeht. Jedoch war seinerzeit das Bauprojekt von der Ludwigsburger Baudeputation abgelehnt worden. Nach dem Tod Herzog Eberhard Ludwigs im Jahre 1733, nach dem Wegzug des Hofes und der Verlegung der Kanzleien nach Stuttgart wurde die jahrelange Stagnation in der Entwicklung der Stadt in die Wege geleitet, besonders auch in baulicher Hinsicht, weshalb diese Bauplanung dann endgültig durchkreuzt worden sein dürfte. Der freie Platz wurde schließlich im Jahre 1766 mit einer neuen »Mezig« (Marktplatz 12 und 13) überbaut, zu einer Zeit, als sich der 1767 erfolgte Umzug der Stadtverwaltung vom Gebäude Obere Marktstraße 1 in das neue Rathaus (Wilhelmstraße 11) bereits abzeichnete.<sup>18</sup>

Man kann davon ausgehen, daß die Hauptwache ausschließlich zu militärischen Zwecken – Ludwigsburg war seit 1736 ununterbrochen Garnison<sup>19</sup> – genutzt worden ist. Die Stadt besaß ihr eigenes »Wachthäußlen auf dem Marckt an dem Gefängnuß Thurn stehend«, das erstmals in einer Bürgermeisterrechnung für das Jahr 1749/50 nachgewiesen werden kann.<sup>20</sup> Dieses Gebäude stand unmittelbar hinter der Hauptwache, nämlich beim Stadt- bzw. Oberamtsgefängnis (Kirchstraße 6), wurde aber bereits 1797 abgebrochen. In erster Linie diente dieses städtische Wachthaus als Stadt- und Nachtwache, außerdem als Wohnung u. a. für die Bettelvögte (Polizeidiener) und Nachtwächter.<sup>21</sup> Zum Garnisonsdienst des Militärs, der vor allem zu Schutz und Sicherung der Garnison und zur Durchführung allgemeiner Militärpolizeiaufgaben notwendig war, zählte auch der Sicherheitsdienst. Dieser wurde mittels Wachen, Wachposten und Patrouillen durchgeführt.<sup>22</sup> Im Jahr 1758 war mit dem Bau der Stadtmauer – durch diese sollte vor allem die Fahnenflucht der schlecht behandelten und besoldeten Soldaten verhindert werden –, der vier Haupt- und drei Nebentore sowie der Torhäuser begonnen worden. Die Stadtmauer wurde schließlich ringsum von 50 Schildwachen, die freilich nicht nur zur Sicherheit der Garnison, sondern auch zum Schutz der Stadt aufgestellt waren, bewacht.<sup>23</sup>

An Garnisonswachen gab es in Ludwigsburg um 1817 neben den Torwachen vor allem die Haupt-, Schloß- und Arbeitshauswache, ferner die Arsenal-, Laborierbau- und Pulvermagazinwache. Für den Betrieb des Garnisonswachdienstes war sicherlich auch damals noch die Hauptwache zuständig, unter der alle übrigen Garnisonswachen standen.<sup>24</sup> Die Stärke der Wachen, deren Dienst 24 Stunden dauerte, richtete sich nach den jeweiligen Erfordernissen. In der am Marktplatz besonders günstig gelegenen Hauptwache liefen alle Rapporte und Meldungen der restlichen Garnisonswachen zusammen, die ihrerseits wiederum Parole und Befehle von der Hauptwache erhielten. Mündliche Befehle des Garnisonskommandanten wurden durch einen Offizier der Hauptwache überbracht und von dort aus sofort an die übrigen Wachen weitergeleitet.





*Bild 4: Hauptfassade zu dem um 1730 an der südwestlichen Ecke des Marktplatzes geplanten Rathaus in Ludwigsburg. Erhalten ist nur die rechte Hälfte des Entwurfes von Christian Friedrich Weyhing (1690–1749). Das ehemalige Waiblinger Amtsbaus bzw. das Hauptwachgebäude sollte in diesen Teil des Rathauses einbezogen werden. (Städt. Museum Ludwigsburg)*



*Bild 5: Ein Offizier und ein Garde zur Zeit Herzog Carl Eugens, um 1790. (Nach einem Dia im Stadtarchiv Ludwigsburg)*

Über für den Garnisonskommandanten bestimmte Meldungen wurde auch die Hauptwache in Kenntnis gesetzt.<sup>25</sup>

Von der Hauptwache aus machten die Offiziere ihre »Ronden«, außerdem gingen von hier die zum Visitieren befohlenen Patrouillen ab. Die erste »Visitir-Patrouille« marschierte zur nächsten Wache. Dort machte sie Rapport und kehrte wieder auf die Hauptwache zurück. Die Wache aber schickte ihrerseits eine »Visitir-Patrouille« zu der ihr am nächsten gelegenen Wache. So ging es von Wache zu Wache weiter bis die Patrouille der letzten Wache zur Hauptwache kam. Der jeweilige Wachkommandant hatte den Patrouillenweg vorher zu bestimmen. Der Hauptzweck dieser Patrouillen bestand darin, die Wachen zu überprüfen und sie »munter und aufmerksam zu erhalten«. Ergriffene Personen wurden auf die Hauptwache gebracht und schließlich an die zuständige Behörde weitergeleitet. Eine weitere wesentliche Aufgabe der Hauptwache bestand auch in der Unterstützung der Ortspolizeibehörde. Generell war sie zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Sicherheit zuständig.

Wegen der starken Garnison dürfte die Hauptwache in Ludwigsburg von einem Leutnant, eventuell auch zeitweise von einem Hauptmann, dem dann ein weiterer Offizier zur Seite stand, befehligt worden sein.<sup>26</sup>

Die Tambours schlugen die Retraite (Zapfenstreich) als Zeichen, auf das Unteroffiziere und Soldaten in die Kasernen zurückkehren mußten, von der Hauptwache »gegen die Caserne zu« durch genau festgelegte Straßen. Hierfür hatten sich alle Tambours der Regimenter, die an diesem Tag den Garnisonsdienst gaben, eine Viertelstunde vor dem Retraite-Signal vor der Hauptwache zu versammeln. Die »Allgemeine Kriegsdienstordnung für die K[öniglichen] Truppen« vom 26. Dezember 1824 legte die Retraite »vom 1sten September bis letzten April auf den Glockenschlag acht Uhr, vom 1sten Mai bis letzten August auf den Glockenschlag neun Uhr« fest.

Ähnlich wie bei der Retraite wird man auch bei der Reveille (Weckruf) verfahren sein.<sup>27</sup>

Bei Feuer- und sonstigen Alarmen, die auch geschlagen werden konnten, war es von Vorteil, daß die Hauptwache mitten in der Stadt stand. Nach der Allgemeinen Kriegsdienstordnung von 1824 wurde täglich ein sogenanntes Reserve-Pikett, in der Regel der achte Teil der für den Garnisonsdienst aufgestellten Soldaten, gebildet, mit dem im Bedarfsfalle die Wachen verstärkt werden konnten; außerdem diente es bei Feueralarm als Feuerwache.<sup>28</sup> Das Reglement für die Infanterie-Regimenter von 1754 bestimmte bei einem der Hauptwache gemeldeten Feuer, daß »von der Haupt-Wacht ein Officier mit zwanzig Mann, auch mit mehr oder weniger Mannschafft, nachdem der Ort groß ist, nach dem Feuer hingeschickt werden, welcher seine Leute in der Strassen zu beeden Seiten des Feuers postiret, damit keine Leute, es wäre dann, daß sie das Feuer löschen helffen wollten, zugeloffen kommen, und keine Desordres dabey vorgehen; So bald aber die Bataillons formiret seynd, lasset der commandirende Officier durch die Bataillons die Strassen besetzen, und die Wachten gehen wieder ab«.<sup>29</sup>

Jahrzehntelang befand sich im Hauptwachgebäude, das bereits im Jahre 1761 umgebaut worden war, das Verhör- und Arrestantenzimmer der Garnison. Im Verhörzimmer wurde über Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, »Verhör und Kriegs-Recht« gehalten. Für die Besorgung der gerichtlichen Angelegenheiten war dann später der juristisch ausgebildete Auditor zuständig. Das Reglement von 1754 legte außerdem fest, daß Offiziere bis zu »Capitains, wann sie in Arrest kommen, auf die Haupt-Wacht in Arrest geschickt werden«. Dagegen erhielten Staboffiziere in ihrem Quartier Arrest. Nach der Allgemeinen Kriegsdienstordnung von 1824 wurden Unteroffiziere und Soldaten, die größere Verbrechen begangen hatten, auf die Hauptwache gebracht, »weil daselbst der Zweck sicherer Aufbewahrung am besten erreicht werden kann«. Bei mehreren Arrestanten wurden diese auf die übrigen Wachen verteilt. Das Arrestantenzimmer mußte also so beschaffen sein, daß ein Fluchtversuch unmöglich war. Außerdem war es mit einer hölzernen an der Wand befestigten Pritsche, einer »Wassergölte und einem Wasserkrüge« ausgestattet.<sup>30</sup>

Im oberen Stock des Hauptwachgebäudes lag die Wohnung für den jeweiligen Platzadjutanten (Platzhauptmann bzw. -major). Er war Adjutant des Garnisonskommandanten, gehörte zum Garnisonsstab und hatte die Bürogeschäfte der Garnisonskommandantur (Wache-, Arbeits- und Gerichtsdienst) zu regeln. Er war direkter Vorgesetzter sämtlicher Unteroffiziere und Soldaten in der Garnison, die nicht zu einer bestimmten »Truppen-Abtheilung« zählten. Er führte Aufsicht über die für den Garnisonsdienst notwendigen »Lokalitäten und Gerätschaften«, wobei der Bedarf an »Wach-Mobilen« usw. von der Hauptwache direkt an den Platzadjutanten weitergemeldet wurde. Unter seiner Kontrolle standen auch die arretierten Soldaten.<sup>31</sup> Der erste

Platzadjutant, der nachweislich in dem Gebäude wohnte, war um 1767 Platzhauptmann Burckhardt – der letzte, 1876 bis 1879, Hauptmann z[ur] D[isposition] Jäger. Im Laufe der Jahre tauchen in der langen Reihe dieser Bewohner bekannte Namen aus der Ludwigsburger und württembergischen Militärgeschichte auf, so u. a. von Gaisberg, von Röder, von Simanowiz, von Bär, von Szymborsky, von Fechtelhelm, von Strack, Mieg und Freiherr von Ellrichshausen.<sup>32</sup> Doch kehren wir nochmals zum Jahr 1767 zurück.

Als nach einem halbjährigen Aufenthalt in Venedig Herzog Carl Eugen (1728–1793) Anfang Juli 1767 auf die Solitude zurückgekehrt war, bereiteten ihm die Ludwigsburger Bürger am 11. Juli 1767, unterstützt vom Magistrat, einen überwältigenden Einzug in ihre Stadt. Neben der Errichtung einer großen Ehrenpforte wurden Straßen und Gebäude beleuchtet, wobei Platzhauptmann Burckhardt »den obern Stock, von der Haupt-Wache auf dem Markt, auch mit einer starken Anzahl Lichtern Pyramidenförmig illuminirt« hatte.<sup>33</sup>

Ein Vierteljahrhundert später, es waren die letzten Lebensjahre von Herzog Carl Eugen, wurde der kleine Justinus Kerner (1786–1862) Augenzeuge des militärischen Spektakels, das sich tagtäglich vor der Hauptwache auf dem Marktplatz zutrug. In seinem »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« hinterließ er uns ein stimmungsvolles Bild aus jenen Tagen: »Außer den venetianischen Messen gab es auf dem großen Marktplatze vor dem väterlichen Hause auch noch andere Auftritte, die sich in eine kindliche Phantasie fest einprägten. Hier marschierten oft die riesigen Grenadiere, man hieß sie Legioner des Herzogs, zur Parade, oder bezogen die nahestehende Hauptwache. Sie waren nach dem Schnitte der Leibgarde Friedrichs des Großen gebildet, in Größe und Gestalt von Pappelbäumen, in roten Fräcken mit schwarzen Aufschlägen, und hatten



*Bild 6: Der Marktplatz von Ludwigsburg. Lithographie aus dem Jahre 1826. Das Gebäude links von der Stadtkirche ist das ehemalige Waiblinger Amtshaus, damals Hauptwachgebäude. (Städt. Museum Ludwigsburg)*

auf den gepuderten Häuptern über den steinharten Zöpfen hohe spitze Grenadiermützen sitzen, die mit gelbem Bleche beschlagen waren. Oft hatte man hier auch derben Ohrenschmaus von einer Versammlung von Tambours, nach deren Trommelschlag ein gnädiger Pardon den diesem Soldatenjammer entlaufenen Landeskindern verkündigt wurde. Nicht selten fand auch auf diesem Platze die leidige Exekution eines Spießrutenlaufens statt oder konnte man aufgerichtete Galgen bewundern, an denen die Namen Desertierter angeschlagen waren.«<sup>34</sup>

In den kriegerischen Auseinandersetzungen, die Napoleon I. über Europa brachte, bekam auch Ludwigsburg die Last der Einquartierungen und der Durchmärsche fremder Truppen zu spüren. In diesen unruhigen Zeiten achtete man in der Stadt streng darauf, Ordnung und Sicherheit aufrechtzuerhalten. So durfte z. B. nach 10 Uhr abends niemand mehr ohne Laterne auf der Straße angetroffen werden; wer dagegen verstieß, lief Gefahr, von einer Militärpatrouille festgenommen und auf die Hauptwache gebracht zu werden.<sup>35</sup> Seit 1805 nahm Württemberg notgedrungen an den Kriegen seines »Verbündeten« Frankreich teil. Die schwersten Verluste, die die Württemberger damals erlitten, waren die im Rußlandfeldzug von 1812. Im Frühjahr 1813 mußte aber wieder eine frisch aufgestellte württembergische Armee auf Napoleons Seite ins Feld rücken. Erneut hatten die Württemberger große Verluste. Noch war Württemberg an das Bündnis mit Frankreich gebunden, doch begeisterten sich, wie überall in Deutschland, auch die Württemberger für den Freiheitskampf gegen Napoleon.

Während der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 trat der württembergische General Graf Carl Friedrich Lebrecht von Normann-Ehrenfels (1784–1822) mit seiner Reiterbrigade zu den Gegnern über, wodurch er und seine Soldaten sich die Ungnade König Friedrichs I. (1754–1816) zuzogen.<sup>36</sup> Kurz vor der Rückkehr der Brigade nach Ludwigsburg konnten die Bewohner des Marktplatzes die Verhängung einer besonderen militärischen Strafe miterleben. In Gegenwart des Stadtkommandanten wurde der Name eines desertierten Offiziers der erwähnten Brigade an den bei der Hauptwache errichteten Galgen angeschlagen. Später machte man die Entdeckung, daß am Galgen der Name einer unschuldigen Person angebracht worden war. Zur Ermittlung des Täters setzte das Militärgouvernement dann 10 Dukaten als Belohnung aus.<sup>37</sup>

Die Verpflichtung der Stadt zum baulichen Unterhalt des Hauptwachgebäudes samt Wohnung für den Platzadjutanten (einschließlich des Arrestanten- und Verhörzimmers) dürfte auf den zwischen Herzog Carl Eugen und der Stadt am 4. Januar 1768 abgeschlossenen Vertrag, der sogenannten Kasernenbaukonvention, zurückzuführen sein.<sup>38</sup> Wahrscheinlich bezog die Stadt zur Versorgung der Haupt- und Torwachen damals schon unentgeltlich Tannenholz aus dem »herrschaftl[ichen] Holzgarten«.<sup>39</sup>

Nach dem Regierungsantritt König Wilhelms I. (1781–1864) im Jahre 1816 wurden schließlich die Ludwigsburger Torwachen aufgegeben. Trotzdem waren immer noch zahlreiche Soldaten für den Garnisonswachdienst notwendig. Die Hauptwache mußte zu jener Zeit u. a. je einen Posten vor dem Prinzenpalais (Wilhelmstraße 13) und vor dem Postgebäude (Arsenalplatz 1) stellen.<sup>40</sup> 1821 teilte das Militärgouvernement der Stadt mit, ihr von der Hauptwache ein Zimmer für die Nachtwächter zu überlassen, solange es nicht militärisch benötigt werde.

Die im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen führten dann im Jahre 1824 zu einer neuen Festlegung der von der Stadt zu erbringenden Leistungen. Zustande gekommen ist schließlich ein Vergleich zwischen der Königlichen Finanzverwaltung und der Stadt Ludwigsburg, nach dem diese von der Holzverwaltung in Bissingen 75 Meß Tannen-Brennholz oder »etatsmäßige Geldvergütung« erhielt. Nach jenem Vergleich und nach dem Garnisonsreglement war die Stadt ihrerseits verpflichtet, weiterhin das nötige Holz zur Beheizung der Hauptwache, der Wohnung des Platzadjutanten, des

Arrestantenzimmers, sofern es benutzt war, und des Verhörzimmers aufzubringen. Außerdem mußte sie eine entsprechende Anzahl »Lichter« abgeben.

Die Archivalien der Stadt schweigen darüber, wann genau das Hauptwachgebäude in das Eigentum der Stadt übergegangen ist. Nachweislich war das Gebäude bereits 1827 städtisches Eigentum. Im April dieses Jahres beschloß nämlich der Bürgerschaft der Stadt die »Einrichtung eines Gefängnisses in dem untern Stok des der Stadt gehörigen Hauptwachgebäudes«. Die Kosten für diese Baumaßnahmen in Höhe von 370 fl. 21 × wurden von der Stadtkasse getragen.<sup>41</sup>

Vermutlich wechselte es um 1825 den Eigentümer. Dies liegt deshalb nahe, weil es auf Plänen um 1820, mittels entsprechender Farbgebung hervorgehoben, noch als »königliches« Gebäude gekennzeichnet ist.<sup>42</sup>

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1828 mußte sich der Stadtrat mit einer vom damaligen Platzadjutanten, Obristlieutenant Caspar von Szymborsky (geb. 1781), erstatteten Anzeige befassen: durch Mutwillen waren die Fenster am unteren Teil des Hauptwachgebäudes vollständig zerstört worden. Da die Hauptwache in der Neujahrsnacht vom Militär besetzt werden sollte, bat der Platzadjutant um schnelle Reparatur. Um künftig ähnlichem Unfug vorzubeugen, wurden die Fensterläden dann nicht mehr mit Beschlägen, sondern nur noch mit Haken zum Einhängen versehen.<sup>43</sup> Zwei Monate später, am Vormittag des 26. Februar 1829, als an dem Schandpfahl gegenüber der Hauptwache ein seines Amtes enthobener Amtspfleger mit angeheftetem Zettel »Rechnungsfälscher und Kassendieb« zur Schau gestellt war, hatte das Gebäude ein aus einem Offizier und einem Kavallerie-Pikett zusammengesetzte Wache bezogen.<sup>44</sup> Es liegt auf der Hand, daß bei besonderen Vorkommnissen wie bei der von dem Oberleutnant Ernst Ludwig Koseritz (1805–1838?) vom 6. Infanterie-Regiment angezettelten und schließlich vereitelten sogenannten Ludwigsburger Militärverschwörung zu Beginn der 1830er Jahre die Wachen der Garnison verstärkt, außerdem die Haupt- und einige Torwachen wieder bezogen wurden.<sup>45</sup>

Seit April 1835 war die Hauptwache und das Arrestantenzimmer vom Militär nicht mehr besetzt und der Stadt zur Benutzung zurückgegeben, »solange sie nicht zu Militärzwecken nöthig wären«. Von 1824 bis 1837 brauchte das Militär auch das Verhörzimmer nur noch selten, seit 1838 überhaupt nicht mehr. Das Arrestantenzimmer wurde daraufhin in die Schloßwache verlegt.

Im Jahre 1844 forderte das Königliche Kriegsministerium von der Stadt, den Holz- und Lichtenbedarf statt für die Hauptwache, für die Schloßwache abzugeben, solange erstere nicht militärisch besetzt sei, was jedoch von der Stadt abgelehnt wurde. Das Kriegsministerium zog daraufhin ernsthaft in Erwägung, die Hauptwache wieder militärisch besetzen zu lassen. Jedoch ließ es der damalige verhältnismäßig geringe Präsenzstand der Garnison nicht zu, neben der Schloßwache und den anderen Wachen, welche nicht aufgegeben werden konnten, auch noch die Hauptwache zu besetzen. Zu jener Zeit entzog die Stadt dem Platzadjutanten das ihm und seinen Vorgängern »seit 50 Jahren« eingeräumt gewesene Nutzungsrecht eines Gartens am Osterholztor. Das Wohnungsrecht des Platzadjutanten, das er »seit jeher« im Hauptwachgebäude besessen hatte, blieb weiterhin bestehen.

Bezüglich der Durchführung von notwendigen Reparaturen am Gebäude scheint die Stadt äußerst zurückhaltend verfahren zu sein. Nach den vorliegenden Akten hatten die jeweiligen Bewohner ihre Mühe und Not, sie dazu zu bringen, wenigstens die allerdringendsten Reparaturen machen zu lassen. Des öfteren waren die jeweiligen Platzadjutanten gezwungen, Schäden auf eigene Kosten zu beheben.

Freilich, als im Juni 1845 in der Wohnung des damaligen Platzadjutanten, Major Ernst von Fechtelm (geb. 1791), der übrigens mit seiner Familie in dem Gebäude

wohnte, eines Nachts der Plafond herabstürzte, war dies für die Stadt Grund genug, die Decke wieder herstellen zu lassen.

Weniger »gewichtig« schienen die Argumente von Platzadjutant Major Wilhelm von Strack (1797–1867) zehn Jahre später gewesen zu sein, der 1855 für sein Wohnzimmer einen neuen Fußboden beantragte, da der seitherige »gänzlich unbrauchbar und gewiß schon so alt als das Gebäude selbst ist«. Die Stadt lehnte das Gesuch Stracks, an dessen Person, nebenbei bemerkt, sich manche Anekdote knüpfte, ab.

Das Gebäude wird übrigens im »Amts-Grundbuch der Stadt-Pflege« aus dem Jahre 1853 mit folgendem Eintrag als »Gemeinde-Eigenthum« geführt: »Lit. B Nr. 72 ... Ein zweistöckiges Wohnhaus, die Hauptwache; mit gedriemtem Keller, steinernem Stock und Arkaden, neben der frühern Töchterschule, jetzt Volksschule für Mädchen und der Kirchgasse – Brandvers. Anschlag steuerfrei: 4000 fl. ... Der obere Stock wird zu einer Wohnung für den jeweiligen PlatzAdjutanten und zu einem Verhör- und Arrestanten-Zimmer benutzt. Die untere Wohnung ist nach stadträthlichem Beschluß vom 25. August 1846 dem Polizeiwachtmeister als EinkommensTheil zur freien Bewohnung überlassen worden ...«<sup>46</sup>

Am 18. März 1866 richtete Platzadjutant Major Karl Miege (1812–1869) eine Eingabe an den Gemeinderat wegen »Herstellung seiner Wohnung wenigstens in der Nähe des Schlafzimmers seiner Frau und Tochter«, da »heute Vormittag ... Wanzen verfolgt und getödet werden mußten, welche nunmehr aus ihrem erquicklichen Winterschlaf zu erwachen, aber die betr. Bewohner in denkbar unerquicklicher Weise zu bedrohen und mehr noch zu belästigen scheinen ...«. Die Stadt schaffte zwar Abhilfe, betonte aber gleichzeitig, nur solche »Verbindlichkeiten«, die sie als Eigentümer der Wohnung habe, anzuerkennen. Im Jahre 1868 suchte Miege um Zuweisung eines besseren Kellers nach, da »die Aufbewahrung von Getränken in Fässern eine reine Unmöglichkeit« sei. Seinen Wein war er nämlich gezwungen, im Keller von Hofapotheker und Stadtrat Heinrich Bischoff (1801–1884), Marktplatz 7, und seinen Most in dem des Rektors am Lyzeum Gottfried Dorn (geb. 1828), Obere Marktstraße 1, zu lagern. Unter Berufung auf die in den letzten Jahren von der Stadt durchgeführten Reparaturen lehnte der Gemeinderat mit der Begründung ab, daß offensichtlich diese »Liberalität« die »der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung« hervorgerufen habe. Doch bereits ein Jahr später, im Frühjahr 1869, unternahm Miege einen neuen Vorstoß, zur Lagerung von »2 Fäfschen« einen der von der Stadt im Nachbargebäude verpachteten Keller zu erhalten, »um nicht genöthigt zu sein, wegen jedem Glas Wein selbst über die Straße zu müssen, indem man in fremde Keller nicht wohl Dienstboten oder Kinder schicken kann«. Trotz Unterstützung von seiten der militärischen Behörden und des Oberamtes war dieser erneute Versuch ergebnislos. Ob Miege kurze Zeit später wegen des ihm verweigerten Kellers, der ihm so sehr am Herzen lag, an gebrochenem Herzen verstarb, mag dahingestellt sein. Fest steht, daß er im Juni 1869 das Zeitliche segnete. Im Kirchenregister wird »Herzerweiterung« als Todesursache angegeben.<sup>47</sup>

Als 1876 Hauptmann z[ur] D[isposition] Edmund Jäger (1834–1904) seinen Dienst als Platzmajor antrat, war die Wohnung in einem »äußerst verwahrlosten Zustand«. Seit Jahren war schon nichts mehr getan worden. Die notwendigen Ausbesserungsarbeiten bezahlte Jäger aus eigener Tasche, wenn er »anders nicht geradezu schlechter wohnen wollte, als der geringste Bürger oder als ein Unteroffizier in der Kaserne«. In einem im Juni 1877 an das »Königl. Garnisonskommando Ludwigsburg« gerichteten Schreiben faßte Jäger seine Wünsche bezüglich seiner Dienstwohnung zusammen, wobei er detailliert auf die Mißstände im Hauptwachgebäude einging, die vom »ekelhaften Zustand« des Weißputzes unter den Arkaden bis hin zur Kloake reichten, deren »Construction« wegen er eine sanitäts- und baupolizeiliche Untersuchung beantragen wollte,

falls keine Abhilfe erfolgen sollte. Die Stadt erklärte sich bereit, die Mißstände abzustellen, betonte aber gleichzeitig, daß die Unterhaltung städtischer öffentlicher Gebäude in derselben Weise, wie das bei Staatsgebäuden auch der Fall sei, erfolge. In einem anderen Schreiben an die Stadt beschwerte sich Jäger über die von dem Polizeibedienteten, dem im »Mannschaftslocal« der Hauptwache eine Wohnung eingeräumt war, auf der Westseite errichtete Dunggrube. Diese sowie »sonstige oeconomische



*Bild 7: Hauptmann z[ur] D[isposition] Edmund  
Jäger (1834–1904).  
Der letzte Platzmajor, der im ehemaligen Haupt-  
wachgebäude wohnte (1876–1879), um 1878.  
(Stadtarchiv Ludwigsburg)*

Anstalten« würden ihn durch Gestank sehr belästigen und das ohnehin häßliche Aussehen des Gebäudes noch in hohem Maße vermehren. Dadurch sei das Gebäude in einer Weise verunstaltet »wie man einen solchen Anblick in einer Stadt wohl kaum erwarten dürfte«. Als dann im Dezember 1879 die Wohnung von Hauptmann Jäger wegen seiner

Versetzung freigeworden war, wandte sich die Stadt mit der Bitte an das Kriegsministerium, die Wohnung in Zukunft für keinen Platzmajor mehr zu verwenden, da das Hauptwachgebäude zu öffentlichen Zwecken dringend benötigt werde und überdies »eine Verpflichtung zu Reichung einer solchen Wohnung nicht anerkannt werden könne«. Das Kriegsministerium war zur Neuregelung der Angelegenheit bereit, die städtischen Archivalien geben jedoch keinen Aufschluß darüber, zu welchem Ergebnis man »in beiderseitigem Interesse« letztlich gelangte. Wie dem auch sei, das Gebäude stand spätestens im Jahr 1881 nur noch städtischen Zwecken zur Verfügung.<sup>48</sup>

Im Oktober 1881 teilte das »K[önigliche] LycealRectorat« mit, daß die Klassen I und II des Lyzeums je in zwei gesonderte Abteilungen getrennt worden seien. Gleichzeitig bat das Rektorat, für diese Klassen wenigstens vorübergehend Räume in der früheren Wohnung des Platzmajors zu überlassen, was schließlich von der Stadt bewilligt wurde. Zur »Herstellung der vormaligen Hauptwache« wurden im Rechnungsjahr 1881/82 insgesamt 15 500 Mark bereitgestellt. Mit diesem Geld sollten »3 Schullokalen im I. Stock«, »eine 2te Wohnung für einen Bediensteten« sowie »im I. Stock eine 4te Klasse« eingerichtet, die »Treppe in der Mitte« verlegt und außerdem ein »II. Stock im Rohbau«, d. h. ein weiteres Stockwerk, erstellt werden. Mitte Oktober 1882 war dann dieser grundlegende Eingriff in die Bausubstanz des Gebäudes, »... eine der vielen Bausünden des späten 19. Jahrhunderts«,<sup>49</sup> im wesentlichen abgeschlossen. Danach wurde dann das nunmehr dreigeschossige Gebäude der Elementarschule zugewiesen, die dort bis 1892 untergebracht war. Diese 1852 ins Leben gerufene und bis nach dem Ende des Ersten Weltkrieges bestandene Schule war Unterbau der beiden höheren Ludwigsburger Knabenschulen und hatte die Aufgabe, die Schulanfänger für die höheren Schulen vorzubereiten.<sup>50</sup>

Einige Jahre später, 1885, wurde auch das Rathaus um ein Geschoß aufgestockt. Dieser Umstand führte dazu, daß für die Dauer der Umbaumaßnahmen einige städtische Dienststellen, so die Justiz- und Verwaltungsratsschreiberei, die Stadtökonomie-, Gas- und Brunnenwerksverwaltung, die Armenverwaltung, der Sitzungssaal der bürgerlichen Kollegien sowie das Standesamt in das frühere Hauptwachgebäude verlegt werden mußten.<sup>51</sup>

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die Bewohner der westlich gelegenen Nachbargebäude die Erlaubnis, das Gäßchen hinter der Hauptwache als Zufahrtsweg mitzubenutzen. Die Fahrgerechtigkeit wurde 1886/87 neu geregelt, nachdem es deswegen zwischen der Stadt und dem Eigentümer des Gebäudes Stadtkirchenplatz 4 zum Rechtsstreit vor dem Amtsgericht Ludwigsburg und – in der Berufung – vor dem Landgericht Stuttgart gekommen war.<sup>52</sup>

1892 übersiedelte schließlich das Lyzeum (seit 1897 Gymnasium; heute: Friedrich-Schiller-Gymnasium) von dem bisherigen Schulhaus Obere Marktstraße 1, in dem zunächst noch vier Klassen und das »physikalische Kabinett« verblieben, in das Gebäude Marktplatz 11, wo es dann knapp zwei Jahrzehnte seine Unterkunft hatte; 1911 konnte das auf dem Gelände des trockengelegten Feuersees errichtete neue Schulgebäude eingeweiht werden (Solitudestraße 19).<sup>53</sup>

In den folgenden Jahren wurde das Haus Marktplatz 11 wieder von der Stadt genutzt.<sup>54</sup> Um 1915 beherbergte es vorübergehend auch ein Lesezimmer für das Militär.<sup>55</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg befand sich in dem Gebäude eine Lebens- und Futtermittelhandlung, überwiegend diente es aber wieder schulischen Zwecken, nämlich als Schulhaus für die städtische Frauenarbeits- und für die Allgemeine Fortbildungsschule. Die Frauenarbeitsschule war 1877 zur Ausbildung der weiblichen Jugend gegründet worden und bot u. a. Wäsche-, Kleidernäh- und Kochkurse an. Sie bestand bis 1974. Die Allgemeine Fortbildungsschule, 1895 errichtet, wurde von allen aus der Volks-





*Bild 8: Das Gebäude Marktplatz 11 als Schulhaus nach der im Jahre 1882 erfolgten Aufstockung, um 1895. (Stadtarchiv Ludwigsburg)*

schule entlassenen Jungen obligatorisch für zwei Jahre zum Unterricht in Religion, Aufsatz, Rechnen und den Realien besucht, soweit sie nicht durch den Besuch einer höheren Schule oder der gewerblichen Fortbildungsschule davon befreit waren.<sup>56</sup>

Während des Zweiten Weltkrieges bildete das Gebäude eine Ausweichstelle für die Ludwigsburger Volksschulen.

Kurz nach Kriegsende wurde es, zusammen mit den Gebäuden Marktplatz 12 und 13, der Bausparkasse »Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot, gemeinnütz. GmbH« für Büros zugewiesen, da deren eigenes Verwaltungsgebäude von der amerikanischen Besatzungsmacht beschlagnahmt worden war. Außerdem hatte das Gebäude noch eine Abteilung der Württembergischen landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft aufzunehmen. Nach dem Auszug der Bausparkasse im Jahr 1949 konnten die frei gewordenen Räume wieder einer Schule zur Verfügung gestellt werden, was bei der damals herrschenden großen Schulraumnot wenigstens eine kleine Linderung bedeutete: im Dezember 1949 wurde in dem Gebäude die Justinus-Kerner-Schule als achtklassige Knabenvolksschule errichtet. Als Schulhof diente das davor liegende Viertel des Marktplatzes. Nachdem im September 1951 die Oststadtschule (Berliner Platz 2) in Betrieb genommen worden war, zog der Hauptteil der Justinus-Kerner-Schule vorübergehend in diese Schule ein.

In das Gebäude Marktplatz 11 kam danach die Silcherschule, eine Sonderschule, von der einige Klassen dort noch bis Mitte der 1970er Jahre untergebracht waren.<sup>57</sup>

Im Jahre 1976 verkaufte die Stadtverwaltung schließlich das Gebäude, das während seines gerade 250jährigen Bestehens überwiegend öffentlichen Zwecken gedient hatte, an Geschäftsleute.<sup>58</sup> Heute befinden sich in dem denkmalgeschützten und von Grund auf renovierten Gebäude neben Wohnungen u. a. eine Konditorei und Bäckerei sowie verschiedene Praxen.<sup>59</sup>

Das Gebäude Marktplatz 11 ist beinahe so alt wie die Stadt Ludwigsburg selbst. Sein

Werdegang ist eng verwoben mit der reichen und wechselvollen Geschichte der Stadt und ihrem Marktplatz, an dem es steht. Dieser könnte manches erzählen, von Zeiten, da die herzogliche Equipage über das Kopfsteinpflaster fuhr, oder der Gleichschritt der Soldaten in den Straßen wiederhalte. Dies wäre an sich nichts Außergewöhnliches. Der Marktplatz in Ludwigsburg besitzt aber eine einzigartige Sphäre, die ihresgleichen suchen kann und von Theodor Heuss, den enge Beziehungen mit Ludwigsburg verbanden, auf diese Weise empfunden wurde: »Wenn man auf dem großen rechteckigen Marktplatz steht, mit seinen beiden Kirchen, mit seinen Lauben, dann mag man, wenn man es nicht weiß, spüren, daß diese Architektur mit Motiven der Fremde, des Südens gebaut ist, und doch ist dieser Raum in gewissem Sinne das Glanzstück des schwäbischen Landes; zwei Tafeln zeigen an, hier wurde Fr[iedrich] Th[eodor] Vischer geboren, dort Justinus Kerner. Und um die Ecke Eduard Mörike. Und ein paar Straßen davon entfernt David Friedrich Strauß. Solche Fülle von Begabungen, deren Geburtstage gedrängt zwischen 1786 und 1808 liegen, macht kein anderer Ort ... nach.« Auch das Gebäude Marktplatz 11 trug zu dieser einzigartigen Sphäre bei.<sup>60</sup>

### Anmerkungen

- 1 Für das Folgende: StadtALB (= Stadtarchiv Ludwigsburg): S 3/I Bü 9, V 3/VII Bü 2. Vgl. auch: Hess, Gerhard: Amtshäuser als Beitrag des Landes zur neuen Stadt. Die Kanzleikaserne in Ludwigsburg. In: H. g. W. (= Hie gut Württemberg. Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung) 5 (1954). S. 79; Belschner, Christian: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten. Von Walter Hudelmaier neu bearbeitet und bis zur Gegenwart erweitert. 3. Aufl. Ludwigsburg 1969. S. 375; Stroebel, Hermann: Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs. Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700. Ludwigsburg 1918. S. 34 f. Bis 1818 war der herrschaftliche Vogt (seit 1759 Oberamtmann) auch Stadtvorstand von Ludwigsburg. »Stadt und Amt« waren gleichzeitig Verwaltungseinheit und Selbstverwaltungsbezirk. Die zentrale Kanzlei für die dabei anfallenden Amtsgeschäfte war die erst 1777 getrennte Stadt- und Amtsschreiberei, der auch die Registraturen unterstanden.
- 2 Schmierer, Wolfgang: Ludwigsburg (= Grundrisse neuzeitlicher Städte II). Beiwort zur Karte IV, 11. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. 6. Lfg. 1977. S. 2.
- 3 Gaese, Heinrich: Schloß und Stadt Ludwigsburg. In: Schwäb. Heimat 24 (1973). S. 68; Hess, Gerhard: Häuser und Menschen in Alt-Ludwigsburg. In: LGBL (= Ludwigsburger Geschichtsblätter) 14 (1960). S. 8.
- 4 Gaese, Heinrich: Zur Gründung der Stadt Ludwigsburg. In: LGBL. 20 (1968). S. 9.
- 5 Schmierer: a. a. O. S. 2 f.; Gaese: Schloß und ... a. a. O. S. 68. Die ersten Bürger und Beisitzer von Ludwigsburg wurden ohne besondere Formalitäten aufgenommen. Ab 1719/20 erfolgte die Aufnahme, die dann an bestimmte Voraussetzungen gebunden war, durch Beschluß des Stadtgerichts. Bürger konnte nur werden, wer ein bestimmtes Mindestvermögen und einen guten Leumund nachweisen konnte. Von den Bürgern unterschieden sich die Beisitzer. Diese waren weniger vermögende Personen, die in einer bestimmten Form der Abhängigkeit, z. B. als Handlanger, Tagelöhner usw., standen. Der Besitz von Bürger- und Beisitzerrecht brachte unterschiedliche Rechte und Pflichten mit sich.
- 6 Hess, Gerhard: Ludwigsburger Amtshäuser: Die vier Bauten des Herrn von Pöllnitz. In: H. g. W. 6 (1955). S. 1; ders.: Häuser und Menschen ... a. a. O. S. 11; Gaese: Zur Gründung ... a. a. O. S. 16. Die Baudeputation war neben dem Herzog die oberste Instanz für das fürstliche Bauwesen in Ludwigsburg. 1725 wurde sie in eine Schloß- und eine Stadtbaudeputation geteilt.
- 7 Stroebel: a. a. O. S. 39; Stemmler, Eugen: Die Geburt einer Stadt. Zur Gründungsgeschichte von Ludwigsburg. In: Schwäb. Heimat 10 (1959). S. 52.

- 8 Zit. nach: Stroebel: a. a. O. S. 42; Hess: Amtshäuser als Beitrag ... a. a. O. S. 79.
- 9 Belschner: a. a. O. S. 92.
- 10 Gaese: Zur Gründung ... a. a. O. S. 20.
- 11 Hess: Ludwigsburger Amtshäuser ... a. a. O. S. 1; Stroebel: a. a. O. S. 22; Schmierer: a. a. O. S. 2.
- 12 Hess: Amtshäuser als Beitrag ... a. a. O. S. 79; Belschner: a. a. O. S. 86; Stroebel: a. a. O. S. 22, 42. Folgende Amtshäuser (ohne Waiblinger Amtshaus) wurden erbaut: das Balingen Amtshaus (Obere Marktstraße 3), mit Hilfe von Balingen, Marbach, Sindelfingen und anderen Städten in den Jahren 1722–1725 erstellt. 1725–1728 war das Gebäude im Besitz der »Landhofmeisterin« Gräfin von Würben, geb. von Grävenitz (1686–1744); das Calwer Amtshaus (Marktplatz 8), von Calw und weiteren Schwarzwaldstädtchen 1721–1724 errichtet – es handelt sich um das spätere Oberamtsgebäude, das Geburtshaus des Dichters Justinus Kerner; das Göppinger Amtshaus an der Ecke Stuttgarter Straße und Wilhelmstraße (Wilhelmstraße 1), gemeinsam von Göppingen, Backnang, Kirchheim (Teck) und Wendlingen 1722 begonnen, fertiggestellt wurde das Gebäude 1723–1727 von General Johann August von Phull (1669–1746) – es ist die spätere Kanzleikasernerne; das 1724/25 erbaute und von Oberhofmeister Carl Christoph von Thüngen vollendete Heidenheimer Amtshaus (Wilhelmstraße 11) – 1767 ging das Gebäude in den Besitz der Stadt Ludwigsburg über und dient seither als Rathaus; das 1724–1726 entstandene Herrenberger Amtshaus, das spätere Kameralamt (Wilhelmstraße 7), an dem u. a. Herrenberg, Schorndorf, Lauffen beteiligt waren; das Ludwigsburger Amtshaus (Obere Marktstraße 2), u. a. von den Ämtern Ludwigsburg, (Mark-)Gröningen, Nürtingen erbaut – begonnen 1722, ließ es im Jahre 1724 Obervogt Gottlob Friedemann von Pöllnitz vollenden – später war es im Besitz von Oberamtsarzt Dr. Carl Friedrich Mörke (1763–1817) – hier wuchs sein Sohn, der Dichter Eduard Mörke (1804–1875), auf; das Stuttgarter Amtshaus (Obere Marktstraße 4), von den Ämtern Stuttgart, Hornberg, Heubach, Weinsberg, Freudenstadt und Dornstetten erbaut und um 1724 vollendet – in dem Gebäude befand sich in späteren Jahren der bekannte Gasthof »Zur Kanne«; das Tübinger Amtshaus (Obere Marktstraße 1), 1723–1725 u. a. von Tübingen, Vaihingen, Bietigheim, Besigheim, Mundelsheim errichtet – es ist die sogenannte »Alte Canzley«, in der 1746–1767 das Rathaus, danach die von Friedrich Schiller (1759–1805) in den Jahren 1767–1773 besuchte Lateinschule untergebracht war; das Uracher Amtshaus (Schloßstraße 37) fällt gewissermaßen aus dem Rahmen – dieses Gebäude wurde nämlich bereits 1716 von dem aus Italien stammenden Kaufmann Jacob Jacinto Guaida errichtet und erst später an die Ämter Urach, Pfullingen, Neuffen und Münsingen verkauft.
- 13 Gemeint sind der Pfälzische Erbfolgekrieg (1688–1697) und der Spanische Erbfolgekrieg (1701–1714).
- 14 Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 249 Bü 1434 f. (Mikrofilme im StadtALB: V 1/II/2); Stadtarchiv Waiblingen: Chronik der Stadt Waiblingen 1700–1775 (»Stadtschreiberchronik«). Bl. 103r–106v; Belschner: a. a. O. S. 89; Stroebel: a. a. O. S. 41 ff.; Schmierer: a. a. O. S. 7; vgl. hierzu: Hess, Gerhard: Palais Schütz, Jägerhof, Porzellanfabrik. Schicksale eines adeligen Landhauses in Ludwigsburg. In: H. g. W. 6 (1955). S. 49 f. Wilhelmine von Grävenitz, die Mätresse Herzog Eberhard Ludwigs, mußte auf Anordnung des Kaisers 1710 Württemberg verlassen. Freiherr Johann Heinrich von Schütz, seit 1710 Geheimer Legationsrat, gelang es in Wien, wo er seit 1711 Gesandter war, eine Scheinheirat der Grävenitz mit dem böhmischen Grafen von Würben (Wrbn, gest. 1720) zu vermitteln. Hierdurch war es ihr möglich, an den württembergischen Hof zurückzukehren. 1712 wurde Schütz Geheimer Rat, 1716 Geheimer Konferenzrat, 1724 Geheimer Konferenzminister und Komitialgesandter, 1725 Obervogt in Blaubeuren und Münsingen, 1728/30 Kaiserlicher Rat. Schütz ließ 1728–1730 in Ludwigsburg ein prächtiges Palais, die spätere Porzellanmanufaktur, erbauen (Schorndorfer Straße 42). – Die Beteiligung des Stabsamtes Steußlingen (Alb-Donau-Kreis) am Bau des Waiblinger Amtshauses wird in der einschlägigen Literatur nicht erwähnt.
- 15 Zit. nach: Hess: Häuser und Menschen ... a. a. O. S. 13; ders.: Palais Schütz ... a. a. O. S. 50.
- 16 Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg. Hrsg. von dem Königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1859. S. 113; Wetzel, Adolf: Ludwigsburg als Garnisonstadt (Handschrift [um 1900] im StadtALB: V 3/XXIII Nr. 1. S. 3); für das Folgende, sofern nichts anderes

- angegeben: Weber, Walter: Aus der Ludwigsburger Rathausgeschichte. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Stadt Eberhard Ludwigs. In: H. g. W. 5 (1954). S. 89 ff.
- 17 StadtALB: L 1 Bü 122.
  - 18 Ebd.: L 100 I Bd. 7. Bl. 106 r; vgl. hierzu: L 165 Bd. 9 a. S. 81. Herzog Eberhard Ludwig wollte ein Rathaus am Marktplatz, wo ursprünglich alle öffentlichen Gebäude errichtet werden sollten. – Die Rentkammer hatte die Oberaufsicht über das gesamte fürstliche Bauwesen.
  - 19 Wetzel: a. a. O. S. 9. Im Jahre 1736 wurde das zwischen 1710 und 1713 erstellte Jägergebäude im Tal zu einer Kaserne, der »Talkaserne«, später auch »Lochkaserne« genannt, ausgebaut. Mit dieser ältesten Ludwigsburger Kaserne, in die 1737 als erster Truppenteil eine ein Jahr zuvor gegründete herzogliche Artilleriekompanie einzog, begann die Entwicklung Ludwigsburgs als Garnisonstadt.
  - 20 StadtALB: L 100 I Bd. 3. Bl. 22 r.
  - 21 Ebd.: Bd. 8. Bl. 115 r; Schmierer: a. a. O. S. 7. Die Bettelvögte hatten die Aufgabe, »wenigstens dreimal täglich die Gassen zu visitieren, die antreffenden Bettler und verdächtigen Reisenden als gleich zu ergreifen und vors Amt zu führen«.
  - 22 Allgemeine Kriegsdienstordnung für die K[öniglichen] Truppen vom 26. Dezember 1824. Stuttgart 1825. §§ 27, 30.
  - 23 Belschner: a. a. O. S. 223. Damals entstanden folgende Stadttore mit Torhäusern: Aldinger, Asperger (bzw. Bietigheimer), Leonberger (bzw. Pflugfelder), Osterholz- (bzw. Asperger), Schorndorfer, Solitude- und Stuttgarter Tor. Um 1782 gab es auch noch das Planietor (Marbacher Straße). Das Heilbronner (bzw. Marbacher) Tor wurde erst um 1805 errichtet, wofür aber das Asperger Tor (Bietigheimer Straße) zugemauert wurde. Unter König Wilhelm I. öffnete man das Tor wieder; von da an hieß es Bietigheimer, zeitweise auch Eglosheimer Tor. Das Solitudetor wurde im Zuge des Bahnbaus abgebrochen. Ursprünglich mit militärischen Wachen besetzt, die Torhäuser unter König Wilhelm I. an die mit Erhebung des sogenannten Pflastergeldes betrauten Personen vermietet. Mit zunehmendem Autoverkehr wurde das Pflastergeld dann erst 1912 aufgehoben.
  - 24 Kriegsdienstordnung: a. a. O. § 231; Wetzel: a. a. O. S. 109. Im Jahre 1721 ist zum ersten Male von einer Offizierswache im Schloß die Rede. Das Wachlokal war zunächst nur provisorisch und nicht mit dem späteren Schloßwachgebäude, das erst 1730 an dessen Stelle errichtet wurde, identisch. Nach dem Tod von Königin Mathilde, 1828, wurde das Personal der Schloßwache, die bis 1871 stets auch von einem Offizier bezogen war, verringert. Die Arbeitshauswache war damals sehr stark, da Sträflinge in großen Abteilungen auf auswärtige Arbeitsplätze geführt werden mußten und Militärpatrouillen zur Bewachung kommandiert waren. Die Arsenalwache bestand bis zur Auflösung des Arsenals im Jahre 1871 im westlichen Flügel des Arsenalgebäudes. 1817 wurde an der Nordseite des jetzigen Schillerplatzes, also in der Nähe des Arsenals, ein Laboriergebäude zur Herstellung von Munition errichtet (später in die Solitudeallee verlegt). Die Munition wurde im sogenannten alten Pulvermagazin innerhalb der Stadt, ungefähr da, wo das alte städtische Schießhaus (Talstraße) stand, aufbewahrt. Zur Lagerung der Pulvervorräte entstanden dann später im Westen der Stadt die Pulvermagazine Nr. I und II an der Gänsfußallee, deren Wache an der Osterholzallee lag. – Nach der Allgemeinen Kriegsdienstordnung von 1824 befehligte und beaufsichtigte der »Offizier von der Garnisons-Aufsicht«, in Ludwigsburg ein Stabsoffizier, wiederum sämtliche Wachen, Posten usw.
  - 25 Kriegsdienstordnung: a. a. O. §§ 103 f., 184, 191, 231, 344; vgl. hierzu: Poten, B[ernhard]: Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften. Bd. 4. Bielefeld und Leipzig 1878. S. 291.
  - 26 Kriegsdienstordnung: a. a. O. §§ 231, 312, 318 ff.
  - 27 Ebd.: §§ 347 ff. Die entsprechenden Signale konnten auch von Pfeifern, Hornisten oder Trompetern gegeben werden.
  - 28 Ebd.: §§ 110 ff.
  - 29 Zit. nach: Reyscher, August Ludwig: Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. Bd. 19. Kriegsgesetze. Teil 1. Tübingen 1849. S. 645.
  - 30 Ebd.: S. 650 f.; ebd.: Teil 2. Tübingen 1850. S. 1096, 1101 ff.; Kriegsdienstordnung: a. a. O.: §§ 240 ff.; Wetzel: a. a. O. S. 17; StadtALB: L 2 Bü 462; L 1 Bü 120: »ProNota Zerschientlicherley Nachrichten von Erbauung der Stadt Ludwigsburg.« Diese den Zeitraum von 1704

- bis 1775 umfassende Handschrift enthält folgende Angabe: »1761 ... d[en] 2. May ... auch an diesem tag wurde das MarktWachthaus zu bauen angefangen.« Da die Hauptwache zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits bestanden hat, kann es sich wohl nur um einen Umbau gehandelt haben. – Nach Unterlagen im StadtALB hatte das Gebäude noch in den 1930er Jahren an der »Decke« Reste von Stuckverzierungen: Justitia mit Waage und Schwert. Dies läßt auf eine – zumindest zeitweise – Nutzung des Gebäudes für Gerichtsverhandlungen schließen. Eventuell sind diese Stuckverzierungen auch mit dem Verhörzimmer der Garnison in Verbindung zu bringen. – Eine »Gölte« ist ein Gefäß.
- 31 Kriegsdienstordnung: a. a. O.: §§ 8, 86ff., 345; StadtALB: L 2 Bü 462; hierzu auch: Meyers Konversations-Lexikon. Bd. 12. 3. Aufl. Leipzig 1877. S. 1014. In Württemberg wurde vor 1871 der Platzmajor bzw. -hauptmann zeitweise auch Platzadjutant genannt.
  - 32 StadtALB: L 2 Bü 462; Wetzel: a. a. O. S. 20ff. Offiziere z[ur] D[isposition] waren aus dem aktiven Dienst ausgeschieden, konnten aber in bestimmte militärische Dienststellungen berufen werden. Sie unterstanden wie die aktiven Offiziere der Militärgerichtsbarkeit.
  - 33 Beschreibung des feyerlichen ... Einzugs ... Herzog Carls ... nach Höchst Dero ... Zurückkunft aus Italien in ... Ludwigsburg den 11ten Julii 1767. Ludwigsburg 1767. S. 43; vgl. hierzu: Klaiber, Hans Andreas: Der feierliche Einzug Herzog Carl Eugens und die Illumination von Ludwigsburg am 11. Juli 1767. In: H. g. W. 10 (1959). S. 9f.
  - 34 Kerner, Justinus: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Vorwort von Erwin Ackerknecht. Stuttgart 1957. S. 13f.
  - 35 Wetzel: a. a. O. S. 60, 70; Memminger, J[ohann] D[avid] G[eorg]: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen. Stuttgart und Tübingen 1817. S. 514. 1808 wurde »das schon längst bestehende Gebot«, wonach sich nach 10 Uhr abends niemand mehr ohne Laterne auf den Straßen aufhalten durfte, erneuert und »zur genauen Nachachtung eingeschärft«. Diese Verordnung trat schließlich 1815 außer Kraft.
  - 36 Belschner: a. a. O. S. 272 ff. Graf Normann-Ehrenfels wurde später Generalstabschef im Heer der griechischen Freiheitskämpfer, starb aber bereits 1822 zu Mesolongion (Griechenland) an Nervenfieber.
  - 37 Wetzel: a. a. O. S. 81. Das Anschlagen des Namens eines Deserteurs an einen Galgen war eine besondere Militärstrafe, die nur durch Kriegsrecht verhängt werden konnte.
  - 38 StadtALB: L 150 Bd. 102. Bl. 292 r. Nach der sogenannten Kasernenbaukonvention von 1768 mußte die Stadt 12000fl. zum Bau von Kasernen aufbringen und zudem um rund 18000fl. Gebäude und Plätze von der Rentkammer erwerben. Dafür war die Stadt von sonstigen Servisleistungen befreit, hatte aber bei Bedarf Bauplätze für militärische Zwecke kostenlos zur Verfügung zu stellen.
  - 39 Ebd.: Bd. 19. Bl. 58 v; vgl. hierzu: Reyscher: a. a. O. Teil 2. S. 835.
  - 40 Wetzel: a. a. O. S. 109; für das Folgende, sofern nichts anderes angegeben: StadtALB: L 2 Bü 462.
  - 41 StadtALB: L 150 Bd. 36. Bl. 4 r. 1 Meß (Holzmaß)  $\triangleq$  1 Klafterholz  $\triangleq$  ca. 3,4 m<sup>3</sup>.
  - 42 StadtALB: S 12 (Karten, Pläne und Risse).
  - 43 Ebd.: L 150 Bd. 39. Bl. 231 v.
  - 44 Wetzel: a. a. O. S. 109.
  - 45 Belschner: a. a. O. S. 372 ff.; hierzu auch: Wetzel: a. a. O. S. 116 ff. Angeregt durch die französische Julirevolution von 1830 versuchten auch in Deutschland bestimmte politische Kreise aus den Bundesstaaten eine Republik zu bilden. In diesem Zusammenhang muß die Ludwigsburger Militärverschwörung gesehen werden, mit welcher der Impuls zu einem Volksaufstand gegeben werden sollte. Nachdem das Scheitern des Aufruhrs (Hauptwachensturm) in Frankfurt bekannt geworden war, flog auch die Verschwörung in Ludwigsburg auf. Zunächst zum Tode verurteilt, wurde Koseritz begnadigt, mußte aber nach Amerika auswandern, wo er im Kampf gegen Indianer gefallen sein soll.
  - 46 StadtALB: L 100 I Bd. 466. Bl. 173 r und v; Wetzel: a. a. O. S. 180. Bedingt durch das besondere Beurlaubungssystem in Württemberg hatte die Garnison Ludwigsburg um 1845 »nur« ungefähr 2500 Mann gegenüber durchschnittlich 3500 Soldaten unter König Friedrich I. Die Präsenzstärke erhöhte sich erst wieder nach 1871 (1875: ca. 4000 Mann). – Die Numerierung der Gebäude nach Vierteln (Lit. A, B, C, D) mit je besonderer Nummernfolge von 1 an

- aufwärts wurde in Ludwigsburg im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts im Rahmen der Landesvermessung eingeführt und 1877 aufgegeben. Seither werden die Gebäude nach Straßen durchnummeriert. Folgende Hausnummern des Gebäudes Marktplatz 11 sind bekannt: Nro. 119 (1788), Nro. 124 (1825), Lit. B Nr. 72 (1831).
- 47 Ebd.: L 34 Bd. 8. Platzadjutant Miege, ebenfalls ein Original, hatte den Scherznamen »Pudelmiege«. In Wort und Schrift setzte er sich für die Einführung der Stiefel bei der Infanterie anstelle der Gamaschen ein; außerdem war er als großer Gegner der Käppis als militärische Kopfbedeckung bekannt.
- 48 Für das Folgende, sofern nichts anderes angegeben: Ebd.: L 2 Bü 296; L 63 I Bü 731; L 150 Bd. 103. S. 248 f.
- 49 Hess: Häuser und Menschen a. a. O. S. 13. Gemeint ist hier wohl in erster Linie der dreigeschossige Bau mit seiner »klassizistischen Überarbeitung«.
- 50 Stollsteimer, Albert: 250 Jahre Friedrich-Schiller-Gymnasium Ludwigsburg. In: H. g. W. 22 (1971). S. 29.
- 51 Belschner: a. a. O. S. 402; Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Stadt Ludwigsburg ... Ludwigsburg 1885. S. 93. (Im folgenden zit.: Adreßbuch ...)
- 52 StadtALB: L 2 Bü 372; vgl. hierzu Bild 1 (= Stadtplan um 1820).
- 53 Jahres-Bericht des Königlichen Gymnasiums und der Elementarschule zu Ludwigsburg für 1897/98. Ludwigsburg 1898. S. 4; hierzu auch: Stollsteimer: a. a. O. S. 27.
- 54 Adreßbuch 1912 f.
- 55 Ebd.: 1915. Nach einem im Jahre 1913 in den Ludwigsburger Geschichtsblättern veröffentlichten Aufsatz von Christian Belschner (1854–1948) soll die Zimmereinrichtung des Ästhetikers und Dichters Friedrich Theodor Vischer (1807–1887), die 1912 von dessen Sohn dem Historischen Verein in Ludwigsburg geschenkt worden war, im »verlassenen Bau des alten Gymnasiums« ausgestellt gewesen sein. Nach den Adreßbüchern (1915 ff.) befand sich das Vischer-Zimmer jedoch im Nachbargebäude (1. Stock), Marktplatz 12.
- 56 Adreßbuch 1920 ff.; Von der Sonntagsschule zu den beruflichen Schulen. Die geschichtliche Entwicklung des beruflichen Schulwesens im Landkreis Ludwigsburg. Hrsg. vom Landratsamt Ludwigsburg. 1981. S. 16 f.; Ludwigsburger Kreiszeitung. 21. 12. 1962. S. 7; Regierungsblatt für das Königreich Württemberg 1895. S. 77 ff.
- 57 StadtALB: S. 31. SP. 2 (Schulen); Adreßbuch 1949. Frdl. Mitteilung von Herrn Keller, Schul- und Sportamt der Stadt Ludwigsburg.
- 58 Frdl. Mitteilung von Herrn Schnell, Liegenschaftsamt der Stadt Ludwigsburg.
- 59 Adreßbuch 1986/87. Die vorläufige »Liste der Kulturdenkmale« enthält folgende Objektbeschreibung des Gebäudes: »Ehem. Hauptwache, Winkelhakenbau, ca. 1730, 3-geschossig, klassizistische Fensterverdachungen«: [Vorläufige] Liste der Kulturdenkmale. Stadt Ludwigsburg (Liste A: Baudenkmale). Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. 1978, S. 37. Diese Liste bezeichnet das Gebäude als »Winkelhakenbau«. Es handelt sich jedoch um ein Haus mit rechteckigem Grundriß und mehreren im Laufe der Zeit hinzugekommenen, teilweise wieder entfernten untergeordneten Anbauten an der rückwärtigen Seite. Ich danke an dieser Stelle Frau Reiff, Bauverwaltungs- und Bauordnungsamt der Stadt Ludwigsburg, und Herrn Hornig, Stadtplanungsamt Ludwigsburg, für freundliche Auskünfte.
- 60 Heuss, Theodor: Potsdam und Ludwigsburg. In: Frankfurter Zeitung. Berichte und Bilder. 31. 12. 1939. S. 3; vgl. hierzu: Ludwigsburger Kreiszeitung. 22. 3. 1978. S. 4. Theodor Heuss gehörte zu den Gründern des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg (1948). Seine Schwägerin Hedwig Heuss (1883–1980), die seit den 1930er Jahren in Ludwigsburg wohnte, leitete nach dem Tod von Elly Heuss-Knapp (1881–1952), der Gattin von Theodor Heuss, mehrere Jahre das Haus des Bundespräsidenten und nahm auch Repräsentationspflichten wahr.

# Ein denkwürdiges Konzert im Ludwigsburg des vorigen Jahrhunderts

Franz Liszt spielte am 17. November 1843 im Ludwigsburger ›Waldhorn‹

Von Hans Joachim Krämer

Die musikalische Welt hat 1986 in verschiedenen Formen – unter anderem mit einem Gedenkkonzert im Bayreuther Festspielhaus – des 100. Todestages und zugleich des 175. Geburtstages von Franz Liszt gedacht. Wohl nicht ohne Zusammenhang damit ist der amerikanische Musikwissenschaftler und Liszt-Experte Professor Dr. Michael Saffle während eines Forschungsaufenthalts in der Bundesrepublik (1984–86) in mühevoller Kleinarbeit an Hand von damaligen Presseberichten den Konzertreisen Liszts in Deutschland nachgegangen. Zu seinen Resultaten, die demnächst in einem 2000 Dokumente verarbeitenden Buch mit dem Titel ›Liszt in Germany 1840–45‹ vorliegen werden<sup>1</sup>, gehört auch die genauere Durchleuchtung des zweieinhalbwöchigen Aufenthalts von Liszt in Württemberg Ende 1843, in dessen Verlauf der Künstler außer in Stuttgart (am 7., 12., 14., 16. und 21. 11.) auch in Tübingen (9. 11.), Heilbronn (15. 11.), Ludwigsburg (17. 11.) und Hechingen (18. 11.) in öffentlichen Konzerten – abgesehen von verschiedenen Konzerten in Privatzirkeln – aufgetreten ist. Insbesondere ist es Saffle gelungen, einige Originaldokumente des Ludwigsburger Konzerts wiederzuentdecken, dessen Kunde so gut wie ganz verschollen war. Zwar hat sich bisher kein Programmexemplar mehr gefunden, wohl aber die Ankündigung und die nachfolgende Besprechung des Konzerts in den Ausgaben des damaligen ›Ludwigsburger Wochenblattes‹ – des Vorläufers der ›Ludwigsburger Zeitung‹ – vom 14., 16. und 21. November 1843 (Nr. 136, Nr. 137 und Nr. 139). Die letzte Ankündigung vom 16. 11. lautet: »Herr Dr. Franz Liszt wird morgen Freitag Abend unfehlbar im Saale des Waldhorns ein Concert geben«; ihre Formulierung läßt erkennen, daß man sich in Ludwigsburg über das Außerordentliche eines Auftretens von Liszt im klaren war. Die spätere Besprechung unter dem Titel ›Liszt in Ludwigsburg‹ bestätigt dies, denn sie beginnt mit den Worten: »Wer hätte diese Ueberschrift vor einigen Wochen für möglich gehalten? Wußte man doch, daß der berühmte Künstler nur die größten Metropolen auf seinem Siegeslauf berühre und kleineren Mittelpunkten von geringerer Zahl und zweifelhafterem Werth der Kenner nur ungern eine Seiten-Tour schenke. Wie groß war daher die Ueberraschung, Freude und Dankbarkeit, als man in Nro 137. dieser Blätter las:« (Es folgt die Wiederholung der Ankündigung.)

In der Tat hatte der damals 32jährige Liszt den Zenith seiner kurzen (1838–1847), aber epochemachenden Laufbahn als reisender Klaviervirtuose bereits erreicht. Im Vorjahr 1842 war ihm Berlin nach einer Serie von 21 Konzerten in fast hysterischer »Lisztomanie« (Heinrich Heine) zu Füßen gelegen, hatte ihm die Universität Königsberg den singulären Titel eines Doktors der Musik ehrenhalber verliehen, war er auf Antrag Alexander v. Humboldts in die Berliner Akademie der Künste aufgenommen und in Weimar vom Großherzog zum außerordentlichen Hofkapellmeister ernannt worden; seine Ernennung zum hohenzollerischen Hofrat stand unmittelbar bevor (an dem auf das Ludwigsburger Konzert folgenden Tag in Hechingen).

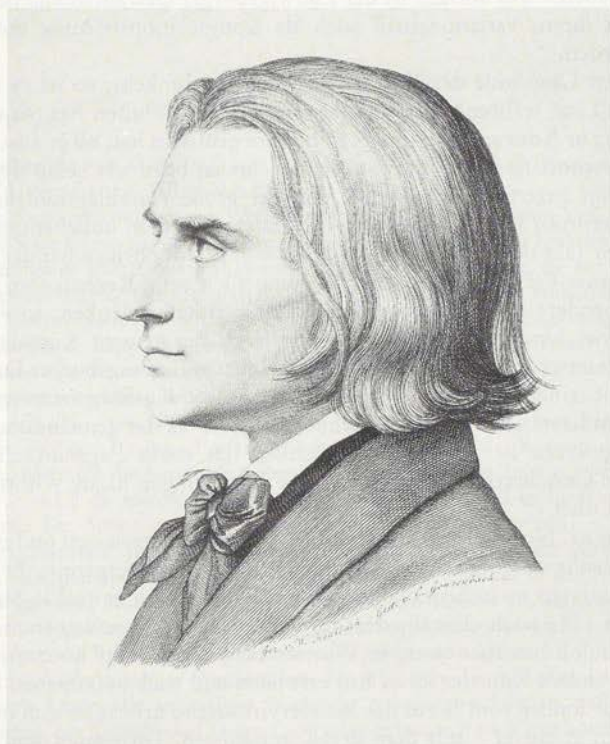
Liszt war am 5. November in Stuttgart eingetroffen und hatte im Hotel Marquardt seinen Sitz genommen, wo 1831 sein späterer Freund, der 21jährige Pole Frédéric Chopin, auf der Durchreise nach Paris die berühmte Revolutions-Etude komponiert hat, als ihn die Nachricht von der Einnahme Warschaus durch die Russen ereilte. Vom Hotel Marquardt aus unternahm Liszt jeweils in seiner Privatkutsche – die Eisenbahn stand erst von 1846 an zur Verfügung – mit mehreren Begleitern seine Tagesreisen zu den Konzerten in den Nachbarstädten. Schon 20 Jahre früher – am 22. 11. 1823 – war der zwölfjährige Liszt auf dem Weg nach Paris als pianistisches Wunderkind und »neuer Mozart« mit großem Erfolg im Stuttgarter Hoftheater aufgetreten.<sup>2</sup> Jetzt war Liszt, nach einigen entscheidenden künstlerischen und spieltechnischen Durchbrüchen, als weltberühmter Virtuose und Roi-Soleil des Klaviers nach Stuttgart und Württemberg zurückgekehrt.

Das Konzert in Ludwigsburg gab Liszt – wie die Konzerte in Heilbronn, Tübingen und Hechingen – auf besondere Einladung »einiger Kunstfreunde« hin<sup>3</sup>, ohne daß die einladenden Personen oder Institutionen (Museumsgesellschaft? Liederkranz?) heute noch namentlich ermittelt werden könnten. Deutlich ist dagegen, daß Liszt direkt von Stuttgart gekommen war, wo er am 16. 11. ein weiteres Konzert gegeben hatte, und sich nicht etwa auf der Rückreise von Heilbronn befand. In Ermangelung größerer Säle außerhalb des Schlosses fand das abendliche Konzert im Saal des »Waldhorns« statt, also in demselben dem Schloß gegenüberliegenden Gasthof, in dem 80 Jahre zuvor (1763) der junge Mozart mit Vater und Schwester abgestiegen war, um dem Herzog Karl Eugen vorzuspielen (bekanntlich geschah dies dann vor dem Hofkapellmeister Niccolò Jommelli). Liszt trat dort – so der Bericht – vor »einer zwar nicht überzahlreichen, aber um so gewählteren Gesellschaft« auf, »welche die Minuten bis zur Ankunft des Gefeierten zählte«. »Unter lautloser Stille begann der Meister« mit seiner 1841 komponierten Klavierphantasie über Themen aus Mozarts »Don Giovanni« (Originaltitel: »Réminiscences de Don Juan«<sup>4</sup>, mit der Melodie von »Reich mir die Hand mein Leben« und der Champagnerarie), die man noch heute zu den besten Opernparaphrasen Liszts rechnet.<sup>5</sup> Daneben erwähnt der Bericht ausdrücklich nur noch Webers »Aufforderung zum Tanz«. Beide Werke hat Liszt häufig in seine Konzertprogramme aufgenommen, so nachweislich in Berlin und Stuttgart (die Phantasie auch in Heilbronn). Die übrigen von Liszt in Ludwigsburg vorgetragenen Werke lassen sich dem Bericht leider nicht im einzelnen entnehmen. Nach Liszts üblicher Konzertpraxis zu schließen, dürfte es sich um weitere Opernparaphrasen (etwa der Zeitgenossen Rossini, Donizetti oder Meyerbeer) sowie um Liedtranskriptionen (vorzugsweise Schuberts) gehandelt haben und nicht etwa um Werke Beethovens, der zeitgenössischen Romantiker Schumann, Chopin, Mendelssohn oder Liszts eigene Originalkompositionen (beispielsweise die damals in erster Fassung vorliegenden Etuden oder die beiden ersten Bände des »Album d'un voyageur«, der späteren »Années de pèlerinage«, mit der genialen Dante-Phantasie). Werke der letzteren Art pflegte Liszt meist nur in geschlossenen Zirkeln vor ausgewiesenen musikalischen Kennern darzubieten, während er in den öffentlichen Konzerten überwiegend dem Interesse und Kenntnisstand des großen Publikums Rechnung trug<sup>6</sup> und sich daher vor allem an die allgemein bekannte Themenwelt der Oper – der Maskenkunst des neuen bürgerlichen Zeitalters – anlehnte, freilich in der Absicht, sie kondensierend und kommentierend zu verarbeiten und zu überhöhen. Dabei sollte das Klavier durch die von Liszt neu erschlossenen technischen Mittel als Universalinstrument das Orchester, die Singstimmen und selbst Naturgeräusche zusammenfassend reproduzieren und repräsentieren.

Der Ludwigsburger Berichterstatter – wie es scheint, kein musikalischer Fachmann, sondern ein mehr literarisch gebildeter Liebhaber – zeigt sich voller Anerkennung



gegenüber der »höchsten technischen Virtuosität« Liszts und stellt fest, daß ein »ohrenzerreißendes Beifallsgeschrei den Künstler zum Saale hinausgeleitet« hat. Andererseits vermißte er persönlich – und meint auch beim Publikum einen ähnlichen Eindruck unterstellen zu sollen – die tiefere Wärme und zu Herzen gehende Innigkeit, zu der sich der als »Orpheus« Angekündigte diesmal nur gelegentlich habe verstehen wollen. Inwieweit dieses Urteil als repräsentativ für die Ludwigsburger Hörer gelten kann, steht dahin – der Heilbronner Rezensent hatte dem Spiel Liszts immerhin »dämonische



*Franz Liszt im Oktober 1843,  
wenige Wochen vor seinem Auftreten in Ludwigsburg*

(Stahlstich von C. Gonzenbach nach einer Zeichnung  
von Wilhelm von Kaulbach)

Gewalt« bescheinigt und die »Don Juan«-Phantasie in Stuttgart »eine an Wahnsinn grenzende Begeisterung« hervorgerufen und den König bewogen, Liszt spontan die Hand zu drücken.<sup>7</sup> Vielleicht hat der Ludwigsburger Gewährsmann mit der Vermutung recht, daß sich der Meister nicht in seiner ganzen Größe gezeigt habe. Doch bietet sich eine andere, weitergehende Deutung als wahrscheinlicher dar, die sich aus dem Unterschied und Zusammenstoß zwischen französischer und deutscher Romantik (Biedermeier!) ergibt: Eben die »schöne Gemütlichkeit«, die selbst ein Bewunderer wie Robert Schumann der »Pracht« des großen Stils und monumentalen Gestus bei Liszt

gegenüberstellte, macht auch der Ludwigsburger Rezensent geltend, wenn er »Gemüth«, »Seele«, »innere Erwärmung und Rührung« als Desiderate einklagt. Gleichwohl heißt es: »Liszt hat gezeigt, daß ihm auch dieses Gebiet nicht fremd sey, aber offenbar wollte er nicht auf demselben bleiben.« Und wenn sich der Rezensent weiter darüber wundert, daß »das begonnene Gewebe allemal wieder aufgelöst« erschienen sei, dann stimmt das mit der selbstzerstörenden romantischen Ironie Liszts überein, die auch sonst bezeugt ist und die ein anderer Kritiker so beschreibt: »In keckem Mutwillen zerstört er oft die schimmernden Tongebilde wieder, die seine kunstvollen Finger eben erbaut haben.«<sup>8</sup> Im übrigen ist der Ludwigsburger Gewährsmann der »Don Juan-Phantasie mit ihrem Variationenstil auch als Kompositionsleistung ersichtlich nicht gerecht geworden.

Die weiteren Umstände des Konzerts bleiben im dunkeln; so ist es beispielsweise offen, ob sich Liszt während der Pausen nach seiner gewohnten Art (so wie etwa auch in Heilbronn) zur Konversation unters Publikum gemischt hat, ob er anschließend (wie zu vermuten) sofort nach Stuttgart zurückgekehrt ist oder wer seine Begleiter waren. Als sicher kann angenommen werden, daß der große Anschlagkünstler den Flügel nicht vorher erprobt hat, sondern sich wie anderwärts dem unbekanntem Instrument mit dem ersten Takt des Konzerts anzupassen mußte. Im übrigen hat der sprichwörtliche Zauber seiner Persönlichkeit seine Wirkung auch beim Rezensenten nicht verfehlt (»eine gewinnendere und liebenswürdigere läßt sich kaum denken: so viel jugendlich Frisches, so viel kindlich Naives haben wir noch bei keinem Künstler dieses Rufs gefunden«). Präziser äußert sich darüber der gebürtige Ludwigsburger stammenden Justinus Strauß, der mit seinem Freund, dem gleichfalls aus Ludwigsburg stammenden Justinus Kerner, und anderen nach dem Heilbronner Konzert bei der gemeinsamen Abendtafel Liszts Gast gewesen ist: »Seine Persönlichkeit hat etwas Paganini'sches...<sup>9</sup>: hager, bleich, scharfe Gesichtszüge, langes Haar, die Bewegungen hastig – übrigens im Umgang gar nicht übel.«<sup>10</sup>

Liszt hat am 22. November Stuttgart und Württemberg verlassen und ist zu Konzerten nach Karlsruhe und Mannheim, später nach Weimar weitergereist. Er ist 1845 nach mehreren Konzerten im hohenzollerischen Hechingen noch einmal in Stuttgart aufgetreten (danach 1864 noch einmal privat im Lebertschen Konservatorium, der späteren Musikhochschule), hat aber sonst in Württemberg nicht mehr konzertiert. In einem Alter, in dem andere Künstler ihren Ruf erst nach und nach aufzubauen beginnen, hat er sich 1847 für immer vom Beruf des Wandervirtuosen zurückgezogen und ihn – nach höheren Zielen strebend – mit dem des Komponisten, Dirigenten und Lehrers vertauscht. In den über eintausend Konzerten – davon über zweihundert in Deutschland –, die er in der Dekade seiner Wanderjahre zwischen Lissabon und Petersburg, Manchester und Konstantinopel gegeben hatte, hat er die Konzertpraxis bis zum heutigen Tag fundamental verändert: als Wegbereiter des modernen Soloabends (wofür gerade auch das Ludwigsburger Konzert ein Beispiel bietet), des (im Zeichen von Inspiration und Improvisation stehenden) Auswendigspiels, der Konzerte in Großsälen mit 3000 Menschen und darüber, der modernen Technik des Klavierspiels (»Orchestrierung« des Klaviers<sup>11</sup>) und der – um 1850 im wesentlichen abgeschlossenen – Entwicklung des modernen Konzertflügels, den nicht zuletzt der entfesselte Furor seines Spiels notwendig gemacht hatte (Stahlrahmen, Repetitionsmechanik, Oktavenerweiterung u. dgl.).

Daß Liszt in der Mitte seiner meteorhaften Bahn auch Ludwigsburg berührt hat, bedeutet zunächst, daß die Musikfreunde Ludwigsburgs mit den von ihm repräsentierten neuen Ideen und Tendenzen frühzeitig unmittelbar und buchstäblich aus erster Hand konfrontiert worden sind. Es besagt darüber hinaus, daß Ludwigsburg nach den

vielen glanzvollen Künstlernamen, die die Residenzstadt im 18. Jahrhundert aufzuweisen hatte, auch in der stilleren Epoche nach dem Weggang des Hofes kein kulturelles, nur zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Carl Maria von Weber, Konradin Kreutzer und Friedrich Silcher vorübergehend belebtes Vakuum beherbergt hat. Liszts Klavierabend ist in der Tat vor allem deshalb denkwürdig, weil er zwischen dem höfischen Glanz Ludwigsburgs im 18. und den Festspielen des 20. Jahrhunderts eine Brücke schlägt, indem er zeigt, daß Ludwigsburg auch in der bürgerlichen Ära des 19. Jahrhunderts wenigstens zeitweilig an den großen Ereignissen der internationalen musikalischen Szene Anteil gehabt hat.<sup>12</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. den Vorbericht von M. Saffle, Liszt in Germany. Problems and Discoveries, in: Mitteilungen der Alexander von Humboldt-Stiftung, Heft 48, 1986, 15–22. – Dem großzügigen persönlichen Entgegenkommen von Professor Saffle (Music Department, Virginia Polytechnic Institute and State University, Blacksburg/Virginia USA) verdanke ich Einblick in viele der für Liszts Aufenthalt in Württemberg 1843 aufschlußreichen Dokumente, die der folgenden Darstellung zugrundeliegen. (Für die zusätzliche Überlassung der ersten Ankündigung im »Ludwigsburger Wochenblatt« Nr. 136 vom 14. 11. 1843 – vgl. unten Anmerkung 3 – danke ich Herrn Stadtarchivar Läßle/Ludwigsburg.) – Herangezogen wurde ferner die umfassende Dokumentation von Ernst Burger, Franz Liszt. Eine Lebenschronik in Bildern und Dokumenten, Vorwort von Alfred Brendel, München 1986.
- 2 Leider läßt sich das – um 1825 entstandene – Jugendgedicht »Auf einen Klavierspieler« des großen Ludwigsburger Lyrikers Eduard Mörike doch nicht auf das Konzert des Wunderknaben Liszt beziehen (so die Vermutung von M. Klinckerfuß, Aufklänge aus versunkener Zeit, Urach 1947, 156f.), da spätere Äußerungen Mörikes zeigen, daß er Liszt nie begegnet ist (Auskunft von Dr. Simon vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach). – Der in diesem Gedicht vorkommende Vergleich zwischen Klavier und Pferd scheint übrigens ein Topos gewesen zu sein, den auch Liszt schon 1837 verwandt hat und der in der Besprechung von Liszts Ludwigsburger Konzert wiederkehrt: »Daß es ein Meister ist, sagen gleich die ersten Akkorde: *wie ein geübter Reiter* tummelt er das widerstrebende und doch ... fügsame Instrument« ... wobei »die Rechte allein das *bäumende Pferd zu bändigen* weiß.«
- 3 Die Notiz im »Ludwigsburger Wochenblatt« Nr. 136 vom 14. 11. 1843 lautet: »Wir sind erfreut, unsern Lesern die angenehme Nachricht ertheilen zu können, daß, auf vielseitige Aufforderungen, ein Kunstfreund Herr *Liszt* gebeten hat, sich auch hier hören zu lassen, und nach den diesfalls getroffenen Einleitungen sich hoffen läßt, daß, und vielleicht schon in den ersten Tagen, dieser große Genuß uns zu Theil werde. – Bei dem bekannten Kunstsinn unseres Publikums wird ihm hier gewiß ein eben so freundlicher Empfang und verhältnismäßige zahlreiche Theilnahme werden, als dieser ausgezeichnete Künstler sie in allen den größten Städten Europa's zu erhalten gewohnt ist.

Einige Kunstfreunde.«

Vgl. den zusammenfassenden Rückblick im Schwäbischen Merkur, Abteilung II: Schwäbische Chronik, Jahrgang 1843, Spalte 1262 vom 18. 11. 1843; und speziell für Heilbronn das »Heilbronner Tagblatt« vom 21. 11. 1843 (Einleitung der Rezension).

- 4 Nr. 418 im Liszt-Werkkatalog von Humphrey Searle, The Music of Liszt, London 1954, New York 1966<sup>2</sup>.
- 5 Vgl. z. B. K. Wolters, Handbuch der Klavierliteratur zu zwei Händen, Zürich 1985<sup>3</sup>, 378, sowie die bei M. Saffle, Liszt Research since 1936: A bibliographic survey, Acta Musicologica Vol. LVIII, 1986, Heft 2, 273 mitgeteilten Stimmen.
- 6 Zur Zweigleisigkeit von Liszts Repertoire zusammenfassend etwa H. Schonberg, Die großen Pianisten, deutsche Ausgabe Bern/München/Wien 1965, 169f., vgl. 162; auch M. Saffle, in:

- Mitteilungen der Humboldt-Stiftung a. a. O. (oben Anm. 1) 20 f. Ein auf Liszt selbst zurückgehendes Verzeichnis der von ihm zwischen 1838 und 1848 in öffentlichen Konzerten gespielten Werke ist abgedruckt in der grundlegenden Monographie von Peter Raabe, Franz Liszt, Erstes Buch: Liszts Leben, Stuttgart und Berlin 1931, 271–273.
- 7 Heilbronner Tagblatt vom 21. 11. 1843; Revue et Gazette Musicale, Paris 1843, 405: Chronique étrangère (über das Stuttgarter Konzert vom 7. 11. 1843: die »Don Juan-Phantasie« »a électrisé les auditeurs et excité un enthousiasme que tenait du délire«). Zur besonderen Beliebtheit der »Don Juan-Phantasie« beim deutschen Publikum M. Saffle in: Mitteilungen a. a. O. 21.
  - 8 Ähnlich heißt es einmal bei R. Schumann, daß Liszt das Publikum sich zu unterjochen, es zu heben, tragen und *fallen zu lassen* vermochte wie er eben wollte.
  - 9 Dieser Vergleich war allerdings damals üblich und ist oft wiederholt – und modifiziert – worden.
  - 10 Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß, herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller, 1895, S. 154 f. Nr. 146 an Rapp aus Sontheim bei Heilbronn vom 16. November 1843. (Zum vorletzten Zug ist vergleichbar eine Äußerung von Clara Schumann über Liszt im Brief vom 30. 3. 1840: »Dieses Unstete, diese Unruhe, diese große Lebhaftigkeit.«)
  - 11 Darüber handelt besonders instruktiv Oscar Bie, Das Klavier, Berlin 1921<sup>1</sup>, 266 ff.
  - 12 Vielleicht ist sogar die Annahme berechtigt, daß Liszts Auftreten einen der ersten großen Schritte zu einer nichthöfischen, vom Bürgertum getragenen und gleichwohl international hochrangigen Musikkultur in Ludwigsburg markiert, die später mit den Schloßfestspielen auch die höfische Tradition wiederaufzunehmen und zu integrieren suchte (Liszt mußte freilich noch *vor* dem Schloß konzertieren). In diesem Zusammenhang erscheint es bedeutungsvoll, daß gerade die Liszt-Pflege bei den Festspielen von Anfang an eine besondere Stätte gehabt hat (reine oder gemischte Liszt-Abende von Liszt-Enkelschülern wie J. Pembaur, C. Arrau, van Cliburn; fortgesetzt zuletzt 1986/87 mit den Klavierabenden von G. Oppitz, C. Arrau und C. Katsaris).

# Der Kirchenkampf in Marbach\*

Ein Beitrag zu der Geschichte Marbachs während des 3. Reiches

von Hermann Schick

Der Kirchenkampf, d. h. die Auseinandersetzung zwischen dem Nationalsozialismus und den christlichen Kirchen, fand statt zu einem Zeitpunkt, als für die evangelischen Kirchen die Folgen der Veränderungen von 1918 noch lange nicht überwunden waren. (Angesichts der Tatsache, daß 1933 von den Marbachern 92,6% evangelisch waren, können andere Konfessionen außer Betracht bleiben.) Zwar hatte man in Württemberg den Übergang zur Republik ohne größere Schwierigkeiten bewältigt, zwar konnte die neue Kirchenverfassung 1924 in Kraft treten, aber damit war nur ein Gerüst geschaffen, das mit der politischen Gesinnung der führenden Kirchenmänner nichts zu tun hatte. Diese hatten große Mühe, die jahrhundertelange Gleichsetzung von Kirche und Staat aufzugeben, waren sie doch alle von der Monarchie noch geprägt und meist noch vom König in ihre Ämter eingesetzt worden. Die SPD mit ihrer marxistischen Grundlage war ihnen ein Greuel, und diejenigen, denen die humanitäre Zielsetzung der Arbeiterbewegung wichtiger war als deren philosophische Grundlage und die sich zu der Vereinigung der religiösen Sozialisten zusammengeschlossen hatten, waren ein verschwindend kleines Häuflein. Die Kirche als Ganzes hatte überdies nach dem Kriegsausbruch 1914 die deutsche Sache völlig mit dem Willen Gottes gleichgesetzt, und nach Kriegsende hatte man die größte Mühe, die Niederlage auch geistig zu verkraften. So ist es nicht verwunderlich, daß man in den Kirchen überwiegend national gesinnt war, und dem Staat wurde seine Neutralität in weltanschaulichen Fragen übelgenommen. Zum Schutze der Kirche und zu ihrer propagandistischen Unterstützung wurde 1919 der evangelische Volksbund gegründet, der seit 1922 auch in Marbach eine Ortsgruppe hatte. Obwohl der Volksbund aus mancherlei Gründen von der Amtskirche unabhängig sein wollte, war er in Marbach aber doch auch der verlängerte Arm der Ortsgemeinde.

Um nun aber die Frage beantworten zu können, weshalb es überhaupt zum Kirchenkampf kam, müssen wir uns etwas genauer mit der NSDAP beschäftigen. Im Parteiprogramm vom 24. Februar 1920 lautete Punkt 24: »Wir fordern die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen. Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden. Sie bekämpft den jüdisch-materialistischen Geist in und außer uns und ist überzeugt, daß eine dauernde Genesung unseres Volkes nur erfolgen kann von innen heraus auf der Grundlage: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.« Die Formel »positives Christentum« erwies sich für die Nazis als Glücksgriff. Sie zerstreute die Bedenken vieler Durchschnittschristen und verhinderte ein genaueres Studium eben dieses Punktes. Daher nahm man unbesehen jüdisch und materialistisch als zusammengehörig (wenn nicht gar gleichbedeutend) und sah beides negativ. Nach der Krankheit, von der das deutsche Volk genesen sollte, fragte man auch nicht, Genesung bedeutet ja immer eine Verbesserung gegenüber dem vorherrschenden Zustand, und wer hätte da schon etwas dagegen.

\* Vortrag vor dem Marbacher Schillerverein am 23. September 1986

Für das Verständnis des Nationalsozialismus ist es noch nötig, dessen ideologische Wurzeln in der völkischen Bewegung zu betrachten, die bis in die Zeit der Romantik zurückreicht. Klaus Scholder hat es so beschrieben: »Das Weltbild der völkischen Bewegung wurde von einem ausgeprägten Dualismus bestimmt. Gut und Böse, Licht und Finsternis, Idealismus und Materialismus, Tapferkeit und Feigheit, Reinheit und Verdorbenheit kämpfen darin um die Herrschaft. Das deutsche Volk aber – und dies war der eigentliche Glaube der Völkischen – war dazu berufen und fähig, diesen Kampf für die Welt im Sinne des guten Prinzips zu entscheiden ... Man wird die Macht, die der Nationalsozialismus gewann, nicht verstehen, wenn man sich nicht klar macht, daß dahinter auch der Anspruch und die Überzeugung standen, auf der Seite des Guten gegen das Böse zu kämpfen ...«

Im Laufe des 19. Jh. war zu dieser dualistischen Sehweise noch die Vorstellung gekommen, daß die Prinzipien des Guten und des Bösen an bestimmte Rassen gebunden seien, das Gute an die arische Rasse, das Böse an die jüdisch-semitische. Hier liegt die Wurzel für den mörderischen Antisemitismus, der den deutschen Namen für immer befleckt hat.

Wesentlich ist nun aber, daß die völkische Weltanschauung zwar die ideologische Grundlage für die Nazi-Partei abgab, daß Hitler sie aber nicht für alle Mitglieder als verbindlich erklärt hat. Ja, zu Ende der 1920er Jahre zog er sich sogar von den radikalen Völkischen zurück, wodurch es möglich wurde, daß auch kirchlich gesonnene Wähler ihm in Massen ihre Stimmen gaben. Und genau um dies zu erreichen, um einen Einbruch beim bewußt evangelischen Wählervolk zu erzielen, wurde 1932 die Glaubensbewegung Deutsche Christen als Zusammenschluß evangelischer Nationalsozialisten ins Leben gerufen. Die Gründungsgeschichte ist ziemlich verwickelt, für uns genügt, daß an ihrer Spitze Pfarrer Joachim Hossenfelder stand, der auch eine Art von Programm entwarf, das einerseits die Forderung nach einer einheitlichen deutschen Reichskirche enthielt, andererseits in seiner Stellungnahme gegen die Juden schon die berüchtigten Nürnberger Gesetze von 1935 vorwegnahm (ohne daß übrigens die preußische Kirche etwas daran zu beanstanden fand). Schon 1926 war Hitler mit dem Königsberger Wehrkreispfarrer Ludwig Müller zusammengetroffen, der dann später zum Reichsbischof gewählt wurde. In Württemberg wurde die Glaubensbewegung Deutsche Christen seit Oktober 1932 aufgebaut; seit 1933 hatte man eine eigene Zeitung, DEUTSCHER SONNTAG, die auch als Quelle für die Ereignisse hier am Ort wichtig geworden ist. Neben oder eigentlich schon vor dieser Glaubensbewegung hatten zwei junge Pfarrer im südlichen Thüringen eine von der Jugendbewegung geprägte Gemeinschaft von Pfarrern und Lehrern gegründet, deren völkische Werbe- und Erziehungsarbeit sie auch zur NSDAP führte. Ihr letztes Ziel war eine deutsche Nationalkirche jenseits der bisher bestehenden Konfessionen. Bei ihnen hieß es: »Unsere Parole lautet nicht Adolf Hitler gleich Jesus Christus, sondern durch Adolf Hitler zu Jesus Christus.« 1933 ging diese Gruppe kurz mit der Glaubensbewegung zusammen, aber dann trennte man sich doch wieder. Beide Richtungen wurden aber für Marbach bedeutsam und mußten deshalb hier vorgestellt werden.

Für Marbach ergaben sich aus dem Übergang zur Republik kirchlich zunächst gar keine Veränderungen: man gehörte nach wie vor zum Sprengel des Heilbronner Prälaten, und der vom König 1911 ernannte Dekan Vollmer blieb im Amt bis 1924, als er von Dekan Mildener abgelöst wurde. Nur das Wahlrecht zum Kirchengemeinderat war jetzt auch auf Frauen (über 25) ausgedehnt, was aber zunächst auf die Zusammensetzung dieses Gremiums keinen Einfluß hatte, obwohl es sowohl 1919 als auch 1925 Bemühungen um weibliche Kandidaturen gab. Bei der Wahl zum Landeskirchentag setzte das Kirchenvolk des Bezirks 1925 dem Kandidaten der Pfarrerschaft, einem eher

liberalen Prälaten, den konservativen Backnanger Dekan Klinger entgegen, der 1903–11 in Marbach Stadtpfarrer gewesen war. Er wurde mit großer Mehrheit gewählt, auch hier am Ort, und seitdem galt Marbach als sicherer Wahlkreis der Konservativen.

Seit März 1931 gab es in Marbach eine Ortsgruppe der NSDAP, an deren Spitze der gelernte Kaufmann Otto Thumm stand, der gleichzeitig auch als Kreisleiter an der Spitze der Parteiorganisation des Kreises wirkte. Nach der Gemeinderatswahl von 1931 saß er als einziger Vertreter der Nazis im Gemeinderat. Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, war Dekan Mildenerger eben auf die Dekansstelle in Leonberg versetzt worden. Die zweite Pfarrstelle versah seit ungefähr einem Jahr Stadtpfarrer Gohl, der vorher Repetent am Tübinger Stift gewesen war. Die Frage der Besetzung der Dekansstelle führte zum ersten Konflikt zwischen Nationalsozialisten und Kirche in Marbach.

Die Neubesetzung der Stelle war schwierig von Anfang an. Ein erster Kandidat zog seine Bewerbung wieder zurück. Darauf benannte der Oberkirchenrat den früheren Geschäftsführer des Evangelischen Volksbundes, Pfarrer Heinrich Pfisterer. Dagegen erhob Ortsgruppenleiter Thumm Einspruch. Er ließ am 6. Juni 1933 nach einem Telefongespräch vom gleichen Tag einen Brief an Kirchenpräsident Wurm folgen. Darin heißt es unter anderem: »Es ist mir und anderen Parteigenossen zu Ohren gekommen, daß Herr Pfarrer Pfisterer für Marbach als Dekan ausersehen ist. Als Gemeindeglied, das am kirchlichen Leben nicht uninteressiert ist, kann ich das nicht gutheißen, es ist mir bekannt, daß obengenannter Geistlicher lange Zeit im politischen Leben eine sehr unglückliche Rolle gespielt hat. Das ist sowohl in Stuttgart als auch im Land draußen wohlbekannt. Er hat als Führer im Evangelischen Volksbund auf die mitkämpfenden Pfarrer der NSDAP einen starken Druck ausgeübt. Ferner weiß ich, daß er seiner ganzen Einstellung nach der nationalen Revolution gegenüber ablehnend ist. Das ist einfach nicht abzustreiten. Wir haben gegen ihn als Pfarrer in einer Landgemeinde nichts einzuwenden, aber daß er als Führer eines Kirchenbezirks nach allem bisherigen verwendet werden soll. Sie müssen mir zugeben, daß wir keine Lust haben, in der Zukunft in Marbach allerlei unglückliche Experimente zu erleben. Betrachten Sie, Herr Kirchenpräsident, meine Beschwerde als endgültig ...« Und dann kündigt er an, er werde den Kirchenpräsidenten zwei Tage später aufsuchen, und er hoffe bestimmt, daß der ihm einen befriedigenden Bescheid geben könne. Pfisterer hatte sich den Zorn der Nationalsozialisten zugezogen, weil er als Initiator einer Bitte des Evangelischen Volksbundes galt, der Oberkirchenrat möge bei der Reichstagswahl im Herbst 1932 die Pfarrer zur Zurückhaltung auffordern. Ein entsprechender Erlaß, vom Oberkirchenrat herausgegeben, hatte bei den Rechtsparteien Empörung ausgelöst. Den Urheber eines solchen Erlasses wollte Thumm nicht in Marbach haben. Über den Verlauf seiner Unterredung mit Wurm ist nichts bekannt. Der Kirchenpräsident hat jedoch einen Brief an Thumm entworfen, der unabgeschickt erhalten geblieben ist, und den wir als Hinweis auf Wurms Argumentation nehmen können. Da wird zunächst darauf verwiesen, daß die Ernennung schon ausgesprochen und unterschrieben sei, daher nur beim Auftauchen ganz schwerwiegender Bedenken zurückgenommen werden könne. Er fährt dann fort: »Ich kenne Herrn Pfarrer Pfisterer schon lange als einen kenntnisreichen, auch mit den Fragen des öffentlichen Lebens wohlvertrauten vaterländisch gesinnten Mann, der immer rechts gewählt hat. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß er irgendwie gegen die Grundgedanken der nationalen Bewegung, gegen die Zusammenfassung aller Kräfte zur Überwindung der sozialen Notstände und zur Wiedererlangung deutscher Freiheit und Größe etwas unternimmt oder etwa mit den Linksgerechtigten liebäugelt.« Wurm konnte das so überzeugt schreiben, weil es seiner eigenen Einstellung entsprach, war er doch 1919–20 selbst Landtagsabgeordneter der Bürger-

partei, der württembergischen Spielart der Deutschnationalen, gewesen. Pfisterer sei im Zusammenhang mit der Umstellung des Volksbundes auf die »nächste für ihn nach seiner Leistungsfähigkeit in Betracht kommende Stelle« ernannt worden. Was die geforderte Verwendung als Landpfarrer anlangt, so heißt es: »Auf einer Landstelle wäre er nach seiner bedeutenden Arbeitskraft und seinen weitreichenden Erfahrungen nicht so zweckentsprechend verwendet wie in einem größeren Wirkungskreis.« Damit war der Kreisleiter vorerst abgeblitzt, aber so schnell gab er sich nicht geschlagen.

In der Frühphase des Dritten Reiches fand die Glaubensbewegung Deutsche Christen unter der Pfarrerschaft auch in Württemberg zunächst regen Zulauf. Die Gründe dafür dürften nunmehr klar sein. In Marbach war von ihnen erstmals die Rede auf einer Parteiversammlung, bei der Pfarrer Breining aus Kleinaspach über die Kirche im neuen Staat sprach. Er machte seine Zuhörer mit den Gedanken der Deutschen Christen vertraut. Es handle sich nicht um eine Sonderkirche, sondern um einen großen Kreis Gleichgesinnter, die als Kämpfer der Kirche in vorderster Linie seien. Die Glaubensbewegung habe den Willen, in Anlehnung an die NSDAP, aber innerlich ganz frei, zu dienen und zu helfen. Landesführer in Württemberg sei Pfarrer Dr. Schairer (Hedelfingen), für die Bezirke Marbach und Ludwigsburg sei er, Breining, selbst zuständig. Am Schluß erhoben die Anwesenden den rechten Arm zu Breinings Worten: »Wir recken die Arme zum Himmel im Glauben, im Gehorsam, bereit zum Kampf als Kämpfer der Kirche im dritten großen Reich, das Gott uns gab ...« Darauf sang die Versammlung »Ein feste Burg ist unser Gott«. Im Anschluß daran sandte Breining Telegramme an den schon erwähnten Wehrkreispfarrer Müller und an Kirchenpräsident Wurm. Letzteres lautete: »Versammlung evangelischer Glaubensgenossen grüßt den Führer der württembergischen Kirche in großer Zeit voll Vertrauen. Gott gebe Ihnen Kraft und Weisheit zum herrlichen Werke. Sieg Heil! Pfarrer Breining Kleinaspach.« Auf Grund dieses Telegramms schrieb Wurm an Thumm und Breining nahezu gleichlautende Briefe. Er habe von Stadtpfarrer Gohl gehört, daß noch immer eine Bewegung gegen den neuernannten Dekan im Gange sei. Dabei billigten sowohl Wurm als auch Pfisterer die Forderungen, die Thumm hinsichtlich der politischen Einstellung des Dekans erhebe. Man möge Pfisterer doch nicht immer wieder jenen Erlaß des Oberkirchenrates vorwerfen. Wurm schließt den Brief an Thumm: »Wie ich Ihnen mündlich auseinandergesetzt habe, ist es ganz unmöglich, diese Ernennung zurückzunehmen. Würde sich hier wirklich ein Streitfall zwischen NSDAP und Kirche entwickeln, so könnten die Folgen sehr schwer werden. Bei der heute überaus ernsten Lage sollte aber alles vermieden werden, was den inneren Frieden stört.« Anfang Juli ist Pfisterer dann in Marbach aufgezogen und wurde am 9. Juli durch Prälat Gauß investiert. Er predigte über 1. Korinther 4, 1-2, über die guten Haushalter, von denen nicht mehr verlangt werde, als daß sie treu seien. Pfisterer legte ein eindrucksvolles Bekenntnis für das neue Regime ab, so daß Thumm eigentlich hätte zufrieden sein müssen. Aber Pfisterer war nicht nur national, er war auch rechtschaffen, und das waren die Nazis nicht, wie sich bald zeigen sollte. Während man in Marbach nämlich mit der Besetzung der Dekansstelle befaßt war, wurde in Berlin nach heftigen Auseinandersetzungen die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche fertiggestellt, verabschiedet und am 14. Juli als Reichsgesetz rechtsgültig. Die Reichsregierung setzte für den 23. Juli Neuwahlen sämtlicher evangelisch-kirchlicher Gremien an. Sie hatte dazu im Grunde zwar kein Recht, aber auch die württembergische Kirche konnte sich nicht widersetzen.

Für den Landeskirchentag sah das Wahlgesetz der Landeskirche vor, daß auf eine Wahl verzichtet werden konnte, wenn sich in einem Wahlkreis die konkurrierenden Gruppen auf einen einzigen Kandidaten einigten. Seit 1925 unterschied man im Landeskirchentag zwei Gruppen, die konservativ-pietistische, gewöhnlich als I bezeichnet,



und die liberale Gruppe II. Jetzt also mußten sich beide Gruppen mit den Deutschen Christen einigen, und zwar ganz im Sinne nazistischer Gleichschaltung, so daß die Deutschen Christen eine Mehrheit erhielten. Bei dieser Sitzverteilung wurde der Bezirk Marbach den Deutschen Christen zugeteilt, die Kreisleiter Thumm nominierten, der somit ohne eigentliche Wahlhandlung gewählt war. Es fiel den Pfarrern und Delegierten schwer, dieses Verfahren zu akzeptieren, und der Dekan wurde beauftragt, einmal dem bisherigen Abgeordneten zu danken, sodann aber dem Oberkirchenrat mitzuteilen, die kirchliche Wählerschaft wolle bei künftigen Wahlen ihr freies und bodenständiges Wahlrecht im Sinne des kirchlichen Wahlgesetzes zum Wohle der Kirche ohne Einschränkung gewahrt sehen. Das war deutlich. Für die örtlichen Kirchengemeinderäte war eine stellvertretende Stimmabgabe möglich. Gegen möglichen (und wohl auch üblichen) Mißbrauch wandte sich Dekan Pfisterer in einer Presse-Erklärung, worin es heißt, es hätten »an manchen Orten bestimmte Persönlichkeiten angefangen, sich von anderen Wahlberechtigten planmäßig Vollmachten zur stellvertretenden Stimmabgabe geben zu lassen. Sie wollen auf diese Weise erreichen, daß die anderen alle abstimmen, und wollen zugleich kontrollieren, wie dieselben abstimmen.« Das widerspreche dem Reichsgesetz und berge die Gefahr möglicher Wahlanfechtung in sich. Deshalb müßten solche Vollmachten amtlich beglaubigt werden. Kein Zweifel, Pfisterer wollte auf diese Weise dem Stimmenfang der Deutschen Christen begegnen. Als die Wahl dann stattfand, wurden die sechs wieder antretenden Kirchengemeinderäte gewählt; von den Neugewählten waren Kreisleiter Thumm, Oberlehrer Luckscheiter und Studienrat Sättele als Parteimitglieder schon hervorgetreten. Sie bezeichneten sich als Deutsche Christen, wobei der Gründungstermin einer eigenen Ortsgemeinde nicht bekannt ist.

Für den Rest des Jahres ruhten die Auseinandersetzungen, zumal Dekan Pfisterer seine nationale Gesinnung immer wieder dokumentierte, etwa in seinem Wahlaufruf zu der Reichstagswahl am 12. November, in seinem Vortrag zur Lutherfeier am 19. November und in seiner Ansprache zum Totengedenktag am 26. November. Im Land und im Reich gingen aber Dinge vor sich, die sich bald auch auf Marbach auswirken sollten. Zunächst einmal muß der Vollständigkeit halber erwähnt werden, daß Kirchenpräsident Wurm anfangs Juli den Titel Landesbischof angenommen hatte, was die Deutschen Christen als Ausdruck autoritären Führungswillens begrüßten. Beim Zusammentritt des Landeskirchentags im September setzten die Deutschen Christen ihre Mehrheit so brutal ein, daß es bald zum Streit innerhalb der Glaubensbewegung kam, zu Austritten und Ausschlüssen. Im selben Monat wurde Ludwig Müller zum Reichsbischof der Deutschen Evangelischen Kirche gewählt, während gleichzeitig der Dahlemer Pfarrer Martin Niemöller den Pfarrernotbund gründete, der sich gegen die Entlassung nichtarischer Pfarrer aus der preußischen Kirche zur Wehr setzte. Im November schließlich hielt bei einer Veranstaltung der Deutschen Christen im Berliner Sportpalast der Gauobmann Dr. Krause eine Rede, in der er den Arierparagraphen auch für die Kirche forderte und heftige Angriffe gegen das Alte Testament richtete. Unter anderem verlangte er »die Verkündigung der von orientalischer Entstellung gereinigten Frohbotschaft und einer heldischen Jesusgestalt als Grundlage eines artgemäßen Christentums«. Darauf erhob sich ein Sturm der Entrüstung, und die Mehrzahl der Pfarrer, besonders auch der württembergischen, traten aus der Glaubensbewegung wieder aus. Bischof Wurm schätzte, daß von den knapp 1200 Pfarrern der Landeskirche noch 50 bei den Deutschen Christen blieben. Im Dezember überführte Müller die gesamte evangelische Jugend in die Hitler-Jugend, ein Schurkenstreich, wie Wurm es nannte. Für Marbach bedeutete dies, daß der CVJM-Garten, an der Stelle der heutigen Kleintierzuchtanlage an der Poppenweiler Straße, von der SA übernommen wurde.

Zu Beginn des Jahres 1934 war die DEK (Deutsche Evangelische Kirche) zwar kon-

stituiert, aber sie hatte nicht die uneingeschränkte Macht über die Gliedkirchen, wie dies den Nazis vorgeschwebt hatte. 1934 ist darum das Jahr geworden, in dem versucht wurde, auch die württembergische Kirche gleichzuschalten. Der Streit brach aus, als Landesbischof Wurm versuchte, den landeskirchlichen Haushalt nicht, wie bisher üblich, im Ausschuß mit seiner deutsch-christlichen Mehrheit beraten zu lassen, sondern im Plenum des Landeskirchentags. Dort hatten sich nämlich wegen der vielen Austritte bei den Deutschen Christen die Mehrheitsverhältnisse zugunsten der rechtmäßigen Kirchenleitung geändert. Reichsstatthalter Murr rief den Reichsbischof samt dessen Rechtsberater Jäger nach Stuttgart, wo die beiden jedoch nichts erreichten. Sie reisten wieder ab, nachdem Müller den Deutschen Christen noch die Annahme des Haushalts empfohlen hatte. Über diese Vorgänge durfte in der Presse nicht berichtet werden, Pfarrerversammlungen und Kirchengemeinderatssitzungen zu diesem Thema waren verboten.

Während im allgemeinen also die Deutschen Christen im Rückgang waren, fingen sie in Marbach erst an. Am Sonntag, 24. Juni 1934, fand hier die erste Gautagung der Deutschen Christen statt. Kreisleiter und Bürgermeister begrüßten die Teilnehmer, die mit einem Sonderzug gekommen waren und unter den Klängen der Stadtkapelle zur Schillerhöhe zogen, vor das Museum. Nach dessen Besichtigung ging der Zug zum Gottesdienst in die Alexanderkirche. Pfarrer Rehm predigte über 1. Korinther 15, 58: »Meine lieben Brüder, nehmet immer zu an den Werken des Herrn und wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist.« Nachmittags fand im SA-Heim, wie man nun die gestohlene Spielplatzhalle nannte, eine öffentliche Kundgebung statt, bei der Oberlehrer Luckscheiter, Kreisführer der Deutschen Christen, die Gäste begrüßte und bei der auch der Reichsleiter Dr. Kinder sprach. Über die Beteiligung der Einwohner ist in den schriftlichen Quellen nichts vermerkt, außer daß die Stadtkapelle den ganzen Tag zur Verfügung stand, über die Mittagszeit auf verschiedenen Plätzen konzertierte und die Gäste abends wieder zum Sonderzug begleitete. Ein Vertreter des Oberkirchenrates hatte schon vorher beim stellvertretenden Gauleiter vergeblich dagegen protestiert, daß die Partei sich mit den Deutschen Christen identifizierte. Er war auf taube Ohren gestoßen.

Im Herbst kam es zu neuen Zusammenstößen. Nachdem es dem Reichsbischof nicht gelungen war, die württembergische Kirche zur Aufgabe ihrer Selbständigkeit zu bewegen, wurde Landesbischof Wurm Anfang September unter der Beschuldigung, er habe gegen Devisenbestimmungen verstoßen und Gelder veruntreut, von seinem Amte suspendiert. Schon vorher hatte Dekan Pfisterer auf Sonntag, 16., und Montag, 17. September den Kirchenbezirkstag einberufen, zu dem auch Prälat Gauß aus Heilbronn erwartet wurde. Wie üblich sollte am Sonntagnachmittag ein festlicher Gottesdienst stattfinden, worauf am Montag im Rathaussaal die eigentlichen Beratungen folgen sollten. Da Wurm zunächst nur der Verwaltungsleitung der Kirche enthoben war, sandte er an alle Pfarrer am Freitag, 14. 9., ein Rundschreiben, in dem er sich entschieden gegen die Unterstellungen des Rechtswalters Jäger wehrte (der dem Landesbischof Straffreiheit zugesichert hatte, wenn er der Eingliederung Württembergs in die Reichskirche zustimme). Dieses Rundschreiben verlas Pfisterer nach dem nachmittäglichen Festgottesdienst in der Alexanderkirche, den der Prälat gehalten hatte. In der Nacht erhielt Bürgermeister Kopf ein Telegramm mit den Worten: »Die Abhaltung des Kirchenbezirkstages in Marbach ist Dekan Pfisterer untersagt. Evangelischer Oberkirchenrat.« Als Oberkirchenrat war in jenen Tagen (zumindest nach Auffassung der weltlichen Behörden) der vom Reichsbischof eingesetzte Stadtpfarrer Krauß anzusehen. Die Mitglieder des Kirchenbezirkstages konnten am anderen Morgen nur im Gemeindehaus zu einer nichtamtlichen Vorbesprechung zusammenkommen, wobei

Dekan Pfisterer gegen die Eingriffe des geistlichen Kommissars Krauß protestierte, von dem er keine Weisungen entgegennehme. Auf die eigentliche Sitzung verzichtete er mit Rücksicht auf den Frieden im Kirchenbezirk. Darauf wurde Pfisterer am folgenden Tag von seinem Amt als Dekan suspendiert und der Beilsteiner Stadtpfarrer Stauß mit der Führung der Dekanatsgeschäfte beauftragt. Gleichzeitig wurde vom Innenministerium jede Erörterung des Kirchenstreits in der Presse, auf Flugblättern oder in Versammlungen verboten. Nur was vom Reichsbischof oder vom rechtmäßigen württembergischen Oberkirchenrat komme, dürfe veröffentlicht werden. So erklärt es sich, daß die Marbacher Zeitung von den Vorgängen um den Bezirkskirchentag mit keinem Wort berichtete und auch die Maßregelung des Dekans erst anderthalb Wochen später brachte.

In jene Tage fällt ein Ereignis, das für Marbach von großer Bedeutung werden sollte. Schon im Vorjahr war Stadtpfarrer Gohl mit der Vorbereitung des Deutschen Kirchengesangstags beauftragt gewesen und hatte zu seiner Entlastung einen Vikar erhalten. Im Januar 1934 wurde Gohl mit der Beratung von Pfarrern und Kirchenmusikern in Fragen der zeitgenössischen Musik beauftragt und erhielt erneut einen Vikar als Hilfskraft für seine Tätigkeit in Marbach. Auf diese Stelle wurde am 14. 9. der 24jährige Pfarramtsbewerber Willy Grüninger berufen, ein Mann, dem schon acht Wochen später das Amt des Kreispropagandaleiters der NSDAP übertragen wurde. Sein Einfluß in Marbach wirkte sich in den nächsten Jahren verhängnisvoll aus.

Zunächst ging der Kampf weiter mit Protesten des Kirchengemeinderates, mit dem Verlesen von unerlaubten Kanzelabkündigungen, der Überwachung selbst von Bibelstunden und schließlich einer Versammlung des kommissarischen Landesbischofs Krauß in Marbach am 21. Oktober in der Spielplatzhalle. Der Besuch dieser Versammlung wurde den Parteigenossen zur Pflicht gemacht. Das Lokalblatt berichtete von einem vollbesetzten SA-Heim und behielt sich ausführliche Berichterstattung vor. Doch dazu kam es nicht mehr. Hitler änderte seine Kirchenpolitik, der Rechtswalter Jäger mußte gehen, Bischof Wurm wurde aus dem Hausarrest in die Reichskanzlei nach Berlin bestellt und konnte seine Dienstgeschäfte am 20. November wieder aufnehmen. Damit wurden dann auch die inzwischen ausgesprochenen Beurlaubungen aufgehoben, auch Dekan Pfisterer übernahm wieder die Leitung des Kirchenbezirks. Schließlich fiel sogar auch noch das Verbot der öffentlichen Erörterung des Kirchenstreits.

Die Deutschen Christen hatten große Mühe, die völlig veränderte Lage zu interpretieren. Man konnte sich nur an der stilisierten Geschichte der Nazi-Partei orientieren und verglich die Lage mit der, die nach dem gescheiterten Hitler-Putsch vom November 1923 bestanden hatte. Ein DC-Pfarrer schrieb: »Wir sind überzeugt, daß wir wieder gerufen werden, wenn die Kirche, die so wenig Interesse am Wohl des Staates hat, versagt und im Dritten Reich nichts mehr zu sagen hat.« Eine Folge für Marbach war übrigens, daß bei der Einweihung des Gefallenendenkmals am Torturm am 4. November die Kirche nicht vertreten war. Als Geistlicher sprach Studienrat Pfarrer Maurer aus Stuttgart.

Die ersten Monate des Jahres 1935 waren erfüllt von dem Propagandafeldzug wegen der Saarabstimmung und der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Im März trat Vermessungsrat Lutz als Kirchengemeinderat zurück, ohne daß sich die Gründe bis jetzt haben feststellen lassen. Für ihn rückte der Drogist Gottlob Mayer in das Gremium nach, der örtliche Leiter der Deutschen Christen.

Im April wurde bekannt, daß die Deutschen Christen ihre jährliche Gautagung wieder in Marbach abhalten wollten, »auch wegen der treuen Kampfverbundenheit mit den Marbacher Kampfgenossen, insbesondere mit unserem Freunde Thumm«. An dem Treffen wollte auch der Reichsbischof teilnehmen, was der Oberkirchenrat mit dem Hinweis auf die Unruhen des Vorjahres zu verhindern suchte. Von einer geplanten

Versetzung Grüningers wurde auf eine Eingabe aus Marbach hin Abstand genommen, bis die Besetzung der zweiten Stadtpfarrstelle geklärt sei. Der Kirchengemeinderat war auch bereit, den Deutschen Christen wieder die Alexanderkirche zu überlassen, doch dieser Beschluß wurde vom Oberkirchenrat aufgehoben, weil nach Abschluß der Kirchenkämpfe im November des Vorjahres die Landesleitung der Deutschen Christen in keiner Weise zum Ausdruck gebracht habe, daß sie die bedauerlichen Methoden des gewaltsamen Vorgehens und der haltlosen Verdächtigung in der Kirche mißbillige. Noch ehe die Tagung stattfand, kam Landesbischof Wurm am letzten Aprilsonntag zu einem Gottesdienst nach Marbach. Schon eine Stunde vor Beginn war die Alexanderkirche voll besetzt, die Zeitung schätzte 1500 Zuhörer. Die Predigt wurde auch in die gleichfalls volle Stadtkirche übertragen, in die der Landesbischof nach dem Gottesdienst auch noch kam. Als die Glocken läuteten, so wird berichtet, holten die anwesenden Pfarrer des Bezirks den Landesbischof vor der Kirche ab und geleiteten ihn in die Sakristei. Sowohl die Schriftlesung des Dekans als auch der Predigttext Wurms waren auf den Anlaß zugeschnitten und sollten der Gemeinde in ihrer schwierigen Situation Mut machen. Nach dieser Stärkung der Bekenntnisfront kam es zum Streit, als nach dem Gottesdienst am 1. Mai Vikar Grüninger eigenmächtig eine Kundgebung für den Reichsbischof in der Alexanderkirche verlas. Darauf wurde er sofort nach Hermaringen an der Brenz versetzt und, als er sich weigerte, der Versetzung nachzukommen, seiner Stelle enthoben. Schon am 16. 5. wurde ein Nachfolger für ihn bestimmt.

Die Gautagung der Deutschen Christen fand am 12. Mai statt. Die Ortskirchengemeinde und die Methodisten hatten ihre Gottesdienste auf 7.30 Uhr am Morgen gelegt, so daß es nicht zu einem Konflikt kam. Aus Stuttgart kamen zwei Sonderzüge, einer kam aus Backnang und ein weiterer aus dem Bottwartal. Durch die Güntterstraße zogen etwa 7000 Teilnehmer vor das Schiller-Nationalmuseum, wo ein sogenannter Feldgottesdienst stattfand. Der Reichsbischof, der zuvor mit einem Gedicht begrüßt worden war, predigte über Johannes 13: »Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe.« Nachmittags fand am gleichen Platz eine Kundgebung statt, bei der die Lokalzeitung 12000 Teilnehmer schätzte, wogegen ein Gewährsmann der Bekenntnisbewegung auf allenfalls 5000 kam.

Die Folgen dieser Tagung waren für Marbach völlig überraschend. Die Deutschen Christen erlebten einen ungeheuren Zulauf. Hatten sie nach eigener Darstellung vor der Tagung etwa 30 Mitglieder gehabt, so sollen es einen Monat später sechsmal soviel gewesen sein, und im Oktober ist gar von weit über 300 die Rede. Die Versammlungen der Deutschen Christen folgten einander zunächst in fast wöchentlichem Abstand, bis zum Jahresende waren es 17. Der bisherige Vikar Grüninger blieb weiterhin in Marbach, wird aber nun als Studienassessor bezeichnet. Am 26. Mai fand erstmals ein eigener Gottesdienst statt, »da viele unserer Mitglieder erklärt haben, sie können hier keine Kirche mehr betreten«. Dieser Gottesdienst wurde auf der Schillerhöhe gehalten der Zeichensaal der Volksschule war Ausweichlokal. Es verdroß die Deutschen Christen, daß sie in die Schule ausweichen mußten, und als dem mitgliederarmen Gemeindehausverein durch Werbung geholfen werden sollte, da präsentierte DC-Ortsgruppenleiter Mayer eine ganze Reihe von Aufnahmeanträgen (er selber behauptete, es seien 100 gewesen). Die Absicht war klar, man wollte über die Mitgliederversammlung Einfluß auf die Belegung der Räume im Gemeindehaus gewinnen. Doch die Absicht wurde durchschaut. Im Protokollbuch heißt es diskret: »Die folgende Besprechung entgleiste etwas und trieb zur temperamentvollen Aussprache, wobei deutlich die Spitze gegen Herrn Dekan Pfisterer [ging], der sich würdig und wacker verteidigte.« Der Antrag wurde abgelehnt bei drei Gegenstimmen, die man aus der Anwesenheitsliste leicht als die von Kreisleiter Thumm, Stadtpfleger Magenu und eben Gottlob

Mayer identifizieren kann. Mit Empörung reagierte darauf eine Versammlung der Deutschen Christen am 5. Juli im Bärensaal, die sich als der überwiegende Teil der aktiven Marbacher Kirchengemeinde sah.

Während des ganzen Jahres fanden ab Juni wöchentlich Gottesdienste statt, daneben auch Frauenabende und regelmäßige Kindergottesdienste, bei denen von 80 bis 100 Kindern die Rede ist. Ort war bis in den September die Schillerhöhe, dann immer der Zeichensaal der Volksschule. Neben Grüninger, der wohl die Hauptlast trug, predigten eine ganze Reihe anderer Pfarrer, so daß man sagen könnte, die gesamte deutsch-christliche Prominenz des Landes sei der Reihe nach hierher gekommen. Die Auseinandersetzungen am Ort waren recht hart. Zu den sachlichen Gegensätzen kamen zweifellos auch persönliche. Grüninger war jung, liebenswürdig und gewinnend, Pfisterer war eine Generation älter, ein Mann von festen Grundsätzen, der aber vor allem im Umgang mit jungen Menschen seine Schwierigkeiten hatte. Über die soziale Zusammensetzung der Ortsgruppe der Deutschen Christen läßt sich nur schwer etwas sagen. Sicher ist, daß die führenden Nazis am Ort sich zu ihnen rechneten. Allgemein fand man sie wohl hauptsächlich in der Beamtenschaft und unter den Gewerbetreibenden. Auch Methodisten und Katholiken gehörten dazu. Auch die Motive für den Eintritt waren sicher sehr unterschiedlich. Es gab überzeugte Nationalsozialisten, irreführte Idealisten, bloße Opportunisten, selbst verwandtschaftliche Bindungen mögen eine Rolle gespielt haben.

Ob die Ortskirchengemeinde über diese Sondergottesdienste und die Erbauungsabende tatsächlich so erbittert war, wie die Deutschen Christen behaupteten, ließ sich bis jetzt nicht feststellen. Auch sie hat natürlich durch Veranstaltungen wie Missionskonferenzen, Vorträge, Männerfreizeiten und dergleichen in die Öffentlichkeit gewirkt und nicht nur im Hintergrund existiert. Ganz wichtig war wohl, daß der Kirchenchor immer zu der Bekenntnisse gehörte. Daß die Deutschen Christen hier nichts erreichten, war sicher weitgehend der Standhaftigkeit von Eugenie Leypold zu verdanken, der Leiterin des Kirchenchores seit 1924.

Während des Sommers entschied sich auch die Frage der zweiten Pfarrstelle. Stadtpfarrer Gohl wurde als Landeskirchenmusikwart auf die 4. Stelle an der Stuttgarter Stiftskirche ernannt und hielt am 29. Juli seine Abschiedspredigt. Bis zu der Neubesetzung war nun Dekan Pfisterer mit einem Pfarrverweser allein. Zwar ereigneten sich zunächst keine so spektakulären Ereignisse mehr, aber verdeckt ging der Kampf doch weiter. Kreisleiter Thumm bezichtigte den Dekan öffentlich der Lüge, der Prälat wurde in die Angelegenheit einbezogen, und Thumm wurde als Kirchengemeinderat im Oktober 1935 bis auf weiteres beurlaubt.

Im Jahr 1936 gingen zunächst die Gottesdienste der Deutschen Christen weiter, auch ihre Versammlungen fanden einmal im Monat statt. Auf landeskirchlicher Seite war man in den ersten Monaten des Jahres zu sehr mit der Frage der Zukunft der Konfessionsschulen befaßt (die dann doch keine hatten), als daß man etwa zu aktiver Bekämpfung der Deutschen Christen hätte schreiten können. Im Juli fand in Marbach deren dritte Gautagung statt. Wieder kamen aus Stuttgart zwei Sonderzüge, Hauptredner war diesmal Landesbischof Peter aus Magdeburg. Außerdem kamen der zum Reichsleiter aufgestiegene frühere Landesleiter Rehm und sein Nachfolger im Land, Petri. Jetzt wirkten aber wieder einmal die Ereignisse im Reich in besonderer Weise auf Marbach zurück. Im Sommer 1935 hatte Hitler einen Reichskirchenminister ernannt, der Reichsbischof war zur bedeutungslosen Randfigur geworden, die man allenfalls noch holte, wenn es etwa galt, die Tochter des Generalfeldmarschalls Göring zu taufen. Gleichzeitig verlor die Reichsbewegung Deutsche Christen immer mehr an Einfluß, während die Thüringer, die radikaler waren, weniger bekenntnisgebunden, im ganzen

Reich Zulauf bekamen. Das wirkte sich bei der Marbacher Gautagung aus, wo der den Thüringern zuneigende Stuttgarter Stadtpfarrer Schneider sehr viel mehr Beifall bekam als der aus Berlin angereiste Reichsleiter Rehm. Wenig später kam es zur Spaltung. Anfang August wurde in Stuttgart die Volkskirchenbewegung Deutsche Christen ins Leben gerufen. Für Marbach war die Folge, daß die sonntäglichen Feierstunden zunächst ganz aufhörten und Bürgermeister Kopf die Genehmigung zur Benützung des Zeichensaales widerrief bis zur Klärung der Lage. In den Monaten September und Oktober hielten beide Richtungen in Marbach Versammlungen ab. Am 8. November meldete der DEUTSCHE SONNTAG: »Marbach marschiert mit uns. Seit der Trennung von der Reichsbewegung hatten wir in Marbach keine größere Versammlung mehr ... Jetzt haben wir uns in der Stoßkraft unserer Bewegung nicht getäuscht. Während die Reichsbewegung trotz aller Anstrengung nur kleine Versammlungen zusammenbringt, hatten wir einen gefüllten Kronensaal. Stadtpfarrer Schneider zeichnete ein klares Bild unserer Haltung und zeigte, wie das Werk Martin Luthers durch eine verblendete Theologie verraten wurde. Er zeigte unsere positive Haltung zu Rasse, Blut und Boden. Eingehend nahm er auch zu den gegen unsere Bewegung erhobenen Vorwürfen Stellung und zerlegte die unwahren Behauptungen in seiner feinen, vornehmen Art ... Nach einem warmen Appell an die Marbacher Kampfgenossen schieden zu den bereits in großer Zahl übergetretenen Kampfgenossen eine weitere große Anzahl Mitkämpfer bei der Reichsbewegung aus und kamen zu unserer Volkskirchenbewegung, so daß wir auch in Marbach wieder eine stattliche Anzahl Getreuer haben, die für die kommende Kirche kämpfen werden.« Grünigers Haupttätigkeit verlagerte sich in jener Zeit auf den Aufbau der neuen Landesorganisation.

Während also die Deutschen Christen mit sich selbst beschäftigt waren, ging man im Oberkirchenrat mit großer Behutsamkeit an die Besetzung der 2. Stadtpfarrstelle. Am 10. September berichtete die MARBACHER ZEITUNG: »Gestern ist hier Pfarrer Gruber aus Tailfingen bei Herrenberg eingetroffen, um entsprechend einem Auftrag des Oberkirchenrats die 2. Stadtpfarrstelle in Marbach stellvertretend zu versehen. Der Oberkirchenrat will auf diese Weise der Kirchengemeinde angesichts der besonderen in Marbach vorliegenden Verhältnisse Gelegenheit geben, sich über die Persönlichkeit und Tätigkeit des für die 2. Stadtpfarrstelle ins Auge gefaßten Geistlichen ein Urteil zu bilden.« Das war ein völlig ungewöhnliches Vorgehen, das aber gerechtfertigt war durch die starke Stellung der Deutschen Christen am Ort. Sechs Wochen später wurde Gruber endgültig ernannt und gleich mit einer schwierigen Aufgabe betraut. Zehn Tage später wurde nämlich Dekan Pfisterer für zunächst zwei Monate nach Berlin geschickt als Vertreter der württembergischen Landeskirche im Lutherischen Rat, dem Zusammenschluß der zur Bekennenden Kirche gehörenden Landeskirchen. Die Motive der Kirchenleitung für diese Entscheidung sind unklar: Es könnte sein, daß Pfisterer für diesen Grundsatztreue erfordernden Posten einfach der beste Mann war, es könnte aber auch sein, daß man ihn einfach für einige Zeit in Marbach aus der Schußlinie ziehen wollte. Die ursprünglich nur auf zwei Monate befristete Abordnung dauerte schließlich bis zum Sommer des folgenden Jahres. Stadtpfarrer Gruber mußte inzwischen die 1. Pfarrstelle versehen und erhielt zu seiner Unterstützung den Stadtpfarrverweser Weinland. Die Dekanatsgeschäfte führte Pfarrer Dr. Aldinger aus Kleinbottwar, der schon an der Pensionsgrenze stand.

Mit dem Zerfall der Reichsbewegung Deutsche Christen hören in Marbach die Feierstunden fast ganz auf; in der zweiten Jahreshälfte 1936 waren es noch vier, im gesamten Jahr 1937 nur sieben. So scheint sich die Lage hier zunächst etwas beruhigt zu haben. Überhaupt darf man sich die Kirchenpolitik der Nazis nicht als stetig oder konsequent vorstellen. Das war sie allenfalls im letzten Ziel, nämlich der Unterwerfung der Kirchen

unter den Nationalsozialismus. Sonst aber war sie unbeständig und wechselhaft. So wie Hitler 1934 Landesbischof Wurm aus dem Hausarrest in die Reichskanzlei gerufen hatte, so ordnete er im Februar 1937 Wahlen zu einer deutschen Generalsynode an und widerrief diese Anordnung im Mai, als sich zeigte, daß er das gewünschte Ziel nicht erreichen konnte. Diese Episode ist nur insofern von Belang, als es daraufhin in Marbach noch einmal zu einer Versammlungsserie kam, bei der Reichsbewegung und Volkskirchenbewegung um Anhänger kämpften.

Nachdem die Versuche der Nazis gescheitert waren, sich der kirchlichen Organisation zu bemächtigen, verlagerte sich der Kampf auf Gebiete, von denen aus sie ihr Ziel eher zu erreichen hoffen konnten. Während Dekan Pfisterer noch in Berlin war, erinnerte ein Erlaß des württembergischen Kultministers Mergenthaler daran, daß »Stoffe, die dem Sittlichkeitsempfinden der germanischen Rasse widersprechen, im Unterricht nicht zu behandeln sind. Gewisse Teile des Alten Testaments können daher für den Unterricht nicht in Frage kommen, andere werden stark in den Hintergrund treten müssen.« Ob das im Sommer 1937 von den an öffentlichen Schulen Religionsunterricht erteilenden Pfarrern verlangte Gelöbnis auf den Führer von den Marbacher Geistlichen abgelegt wurde, konnte noch nicht festgestellt werden.

Wie aber mit Nadelstichen gegen altüberkommene Gebräuche der Kirchen vorgegangen wurde, zeigt ein anderes Beispiel. Es gab damals sehr stark einschränkende Bestimmungen über öffentliche Geldsammlungen. Im Jahr 1938 wurden plötzlich Opfer-sammlungen bei Beerdigungen auch als unter das Verbot fallend betrachtet. Der Oberkirchenrat bemühte sich zwar, eine pauschale Genehmigung zu erlangen, aber das Gesuch wurde abgelehnt. In Marbach reagierte der Kirchengemeinderat darauf mit einem Beschluß, die kirchliche Feier bei Beerdigungen in die Alexanderkirche zu verlegen und am Grabe nur noch die Einsegnung vorzunehmen und die etwaigen Nachrufe zu halten. So konnten die Opferbüchsen in der Kirche aufgestellt werden, und dort waren sie nicht genehmigungspflichtig. Ins gleiche Jahr fällt auch das Verbot von konfessionellen Anzeigen aller Art in der Tagespresse.

Die Deutschen Christen Marbachs scheinen sich erst in der 2. Jahreshälfte 1938 wieder etwas gefangen zu haben. Bei einer Beerdigung im Januar wurde noch ein Kranz der Reichsbewegung niedergelegt, als die Anhänger der Volkskirchenbewegung schon die Mehrheit hatten. Erst ab Juli fanden die Gottesdienste wieder regelmäßig ein- bis zweimal monatlich statt, übrigens jetzt alle wieder gehalten von Studienassessor Grüninger. Das blieb so auch 1939 bis zum Beginn des Krieges, allerdings dann auch wieder mit anderen Geistlichen.

Eine neue Entwicklung setzte in Marbach ein, als im Herbst 1938 nach dem Tod von Otto Thumm der aus Hessen stammende Volkswirt Karl Brügel neuer Ortsgruppenleiter der NSDAP wurde. Er wollte, wie er bei seiner Einführung sagte, die Ortsgruppe Marbach zu einer der ersten im Kreis machen. Dazu gehörte unter anderem, daß die Nazi-Partei auf allen Gebieten präsent war, zum Beispiel auch auf dem der Kindergärten. Erstes Ziel war es, den seit 1874 bestehenden evangelischen Kindergarten zu einem sogenannten NSV-Kindergarten zu machen, mindestens aber ihm einen solchen gegenüberzustellen. Der Bereich der Kindergärten war als möglicher Kampfplatz zwischen Kirche und Nazis schon lange abgesteckt. Schon im Jahre 1936 hatte ein Erlaß des Oberkirchenrates darauf hingewiesen, daß allen Bestrebungen, die evangelischen Kindergärten in solche der NSV umzuwandeln, zu widerstehen sei. Die Kirche müsse ihre Kindergärten erhalten und aus finanziellen Gründen dürfe kein kirchlicher Kindergarten aus der Hand gegeben werden. Ein Vierteljahr später hatten Innen- und Kultministerium gemeinsam darauf verwiesen, daß Staat und Partei ein Interesse daran hätten, daß die Jugend ohne Rücksicht auf Konfessionszugehörigkeit in solche Kindergärten

zusammengefaßt werde, wo sie im Geist des 3. Reiches betreut und erzogen werde. Neue Kindergärten dürften weder kirchlich noch privat sein, sie müßten von den Gemeinden oder der NSV getragen werden. Ende November 1938 wurde Brügel Ortsgruppenleiter, und schon am 9. Januar 1939 fand seine erste Besprechung mit dem Vorstand des Gemeindehaus- und Kleinkinderpflegevereins statt mit dem Ziel der Übernahme. Der Vorstand, dessen langjähriger Vorsitzender Kaufmann Robert Lauer war, stimmte jedoch nicht zu, und am 17. Februar schrieb Brügel dem Bürgermeister einen Brief, jetzt sei die Gründung eines NSV-Kindergartens nötig gemäß dem Anspruch der Partei auf die Menschenführung. Er erwarte den Beginn des Betriebs am 1. April. Allerdings könne die NSV finanziell nichts beisteuern, die Stadt möge die Zuschüsse zum kirchlichen Kindergarten kündigen. Die Stadtverwaltung mußte sich fügen und die monatlichen 240 RM für Leiterin und Helferin bezahlen, den Raum der Theaterbühne in der Spielplatzhalle, in dem bislang die achte Volksschulklasse unterrichtet worden war, für 1340 RM umbauen und neu möblieren, und im Schulgebäude am König-Wilhelm-Platz neuen Raum schaffen für eben diese achte Klasse. Die Blockleiter der NSDAP hatten die Werbung zu übernehmen, und Mitte März hieß es, etwa 100 Anmeldungen lägen vor. Daraufhin wurde am 8. Mai 1939 der NSV-Kindergarten eingeweiht. Der Kleinkinderpflegeverein hatte sich rechtzeitig auf den Ausfall der städtischen Zahlungen eingestellt; ein starkes Drittel der auf 1813 RM veranschlagten Jahresausgaben sollte künftig durch Opfer aufgebracht werden. Diese »Opfer für den christlichen Kindergarten« erscheinen ab Neujahr 1939 in den Gottesdienstanzeigen regelmäßig bis zum Ende des Krieges. Leider ließ sich nicht feststellen, wie in der Folgezeit das zahlenmäßige Verhältnis der beiden Kindergärten aussah.

Im Sommer 1939 wurde in Marbach noch einmal ein Treffen der Deutschen Christen geplant, das aber durch den Kriegsausbruch vereitelt wurde. Stadtpfarrer Gruber wurde schon sehr früh eingezogen, die ganze Arbeit lastete auf Dekan Pfisterer, der nur ab und zu einen Ruhestandspfarver zu seiner Entlastung beiziehen konnte. Als die Zahl der Trauergottesdienste sich häufte, hatte der Dekan schwer an seinem Amt zu tragen. Die Veranstaltungen der Deutschen Christen nahmen rasch ab, die letzte scheint am 26. Oktober 1941 im Hotel Post stattgefunden zu haben. Gleich zu Kriegsbeginn wurde der NSV-Kindergarten in die Oberschule in der Unteren Holdergasse verlegt, scheint aber zum Jahresende wieder in der Spielplatzhalle gewesen zu sein. Unklar ist, ob er die ganze Zeit dort verblieb, auch als die Halle zur Unterbringung von Kriegsgefangenen diente. Die letzte Nachricht über den NSV-Kindergarten fand sich in einem Zeitungshinweis vom Dezember 1943; dort hieß es, der Kindergarten habe die Verwundeten im Lazarett, d. h. im Kreiskrankenhaus, besucht. Die Not der Kriegszeit ließ den Streit um die Kirche in den Hintergrund treten und als das 3. Reich 1945 geschlagen zerbrach, da war auch der Kirchenkampf zu Ende. Die meisten der Irreführten fanden später den Weg zurück zu ihrer angestammten Kirche, nur wenige blieben in kleinen Zirkeln abseits.

Der Marbacher Kirchenkampf ist nur ein Teil der örtlichen Kirchengeschichte der Jahre 1933–1945. Eine umfassende Darstellung müßte auch auf die Entstehung einer eigenen katholischen Kirchengemeinde eingehen und dürfte die Geschichte der evangelisch-methodistischen Gemeinde, die es ja seit den späten 1860er Jahren in Marbach auch gab, nicht außer acht lassen. Aus dem Abstand von einem halben Jahrhundert ist es aber doch der Kirchenkampf, der das kirchliche Geschehen beherrschte. Und wie andernorts, wurde auch in Marbach das Geschehen der Nazizeit verdrängt, so vollkommen verdrängt, daß es heute kaum noch Erinnerungen gibt. Aber wie sagte doch Bundespräsident von Weizsäcker: Wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.



## Quellen und Literatur

### *Ungedruckt*

Bestände des Stadtarchivs Marbach

Bestände Oberamt Marbach im Staatsarchiv Ludwigsburg

Mündliche Auskünfte aus dem Landeskirchlichen Archiv Stuttgart

Interviews mit Herrn Erich Mayer, Marbach, und Herrn Dr. Hermann Mammel, Stuttgart

### *Gedruckt*

Marbacher Zeitung 1933–41 (Jan. 1936–Febr. 1937 = NS-Kreiszeitung)

Ludwigsburger Zeitung Okt. 1941–1945

Deutscher Sonntag 1933–1938

Hermelink, Heinrich, Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, 1949

Meier, Kurt, Die Deutschen Christen, 1964

Sauer, Paul, Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, 1975

Schäfer, Gerhard, Die evangelische Landeskirche in Württemberg und der Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zum Kirchenkampf, Bd. 1–5, 1971 ff.

Scholder, Klaus, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1–2, 1977 ff.

Röhm, Eberhard, und Thierfelder, Jörg, Evangelische Kirche zwischen Kreuz und Hakenkreuz, 1983<sup>3</sup>

Wurm, Theophil, Erinnerungen aus meinem Leben, 1953



# Berichte und Notizen

## Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1986/87

### 1. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1986/87 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg.

1. **Donnerstag, 9. Oktober 1986:** *Prof. Erwin Roth*, Marbach, sprach über »Tobias Mayer, Mathematiker und Astronom aus Marbach (1723–1762)«. Zwei Ereignisse haben es geschafft, einen völlig zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Wissenschaftler von höchstem Rang erneut bekannt zu machen. Der schottische Prof. Dr. Dr. Eric Gray Forbes entdeckte 1960 bei Forschungsarbeiten in Göttingen den dortigen Nachlaß Mayers, den er durcharbeitete und durch zahlreiche Veröffentlichungen wieder international bekannt machte. Dazu kam, daß die Stadt Marbach das unterhalb des oberen Tores bei der Stadtmauer gelegene Geburtshaus Mayers an Prof. Roth verkaufen konnte, der alsbald eine Restaurierung betrieb. In Zusammenarbeit mit dem leider inzwischen verstorbenen Schotten wurde nun in dem Haus ein Museum eingerichtet und zu dessen Förderung der »Tobias-Mayer-Museumsverein« gegründet. Ausstellungen in Marbach, Stuttgart und Esslingen warben außerdem für das Museum und die Idee, einen zu seiner Zeit berühmten Schwaben in seiner Heimat wieder bekannt zu machen.

Tobias Mayer wurde am 17. Februar 1723 in dem nach dem Stadtbrand von 1693 neu erbauten Haus geboren. Schon 2 Jahre danach zog die Familie nach Esslingen, wohin der Vater wegen seiner technischen Fähigkeiten, besonders im Bau von Wasserleitungen, gerufen worden war. Der kleine Tobias, der vom Vater schon früh gefördert wurde und die Mutter »mehr um Papier und Tinte als um Brot bat«, konnte schon mit 5 Jahren lesen, schreiben und zeichnen, letzteres eine Begabung, die er wohl vom Vater geerbt hatte. Zunächst besuchte er in Esslingen die »obere deutsche Schule«. Nach dem frühen Tod des Vaters bat die mittellose Mutter 1731 die Stadt um Unterstützung, und Tobias wurde kostenlose Unterkunft, Verpflegung und Kleidung im »Fund- und Waisenhaus« zuteil. Dort las der Junge, der 1737 auch die Mutter verlor, in seinem Zimmerchen bis tief in die Nacht mathematische Bücher, die ihm wohlmeinende Freunde ausliehen. Mit 14 Jahren fertigte er als Geschenk für den Spitalvogt vier erstaunlich »gekonnte« farbig angelegte Außenansichten des Spitals. Nachdem er sich mit Hilfe seiner Freunde in Mathematik und Kriegswesen weitergebildet hatte, beschloß er als 15jähriger, Offizier zu werden. Der Magistrat lehnte jedoch diesen Wunsch ab und schickte Tobias statt dessen auf die Lateinschule und in ein Internat »zur Förderung begabter Söhne mittelloser Bürger«. Neben den üblichen Schulfächern vertiefte sich der Junge nun immer mehr in Probleme der Algebra und Geometrie, denn diese Fächer wurden in der Lateinschule nicht gelehrt. Diese Studien führten schon damals zu einer Beschäftigung mit der Kartografie. Gleich das erste Produkt des Fünfzehnjährigen war ein Meisterwerk: ein farbiger Stadtplan von Esslingen, der sogar 1740 in Augsburg als Kupferstich erschien. 1739 (16jährig!) folgte sein erstes Buch über praktische Anwendungen von Geometrie und Algebra, mit zahlreichen Abbildungen des Verfassers.

Mayer, der inzwischen nach Augsburg gezogen war, gab nun dort einen »Mathematischen Atlas« heraus, der auch eine »Karte der Stadt Esslingen und ihres Gebiets« enthielt. Dieses großartige Werk stellt »auf 60 Tabellen alle Theile der Mathematik« vor. Zur Illustration dienten 42 handkolorierte und 26 unkolorierte Kupferstiche. Gleichzeitig entstand ein ebenso umfangreiches und ebenso reich illustriertes Werk über das Fortifikationswesen.

Als 23jähriger erhielt er die Stelle eines leitenden Mitarbeiters bei einem Nürnberger Landkartenverlag. Dort verbesserte er das Landkartenzeichnen aufgrund seiner mathematischen und geometrischen Kenntnisse erheblich und gab mehr als 30 neue Karten heraus, darunter 1750 eine »kritische Karte von Deutschland«. Diese Karte war etwas völlig Neues, denn er verglich dabei erstmals andere zeitgenössische Darstellungen mit den von ihm bestimmten astronomischen Koordinaten der Städte. Um auf diesem Weg weiter zu kommen, begann er 1747 mit astronomischen Beobachtungen, deren Folge nicht nur exakte Standortbestimmungen, etwa der Stadt Nürnberg, sondern auch Mond- und Sterntabellen waren. Für seine kartografische Arbeit kam es ihm bei der Beobachtung von Sonnen- und Mondfinsternissen besonders darauf an, hieraus Daten für genauere Längenbestimmungen zu erhalten. Dabei verwendete er zur Vermessung der Wanderung beider Gestirne ein selbsterfundenes Mikrometer. In einem Buch der kosmografischen Gesellschaft teilte er durch fünf große Abhandlungen seine astronomischen Arbeiten und Vermessungen mit.

Im Frühjahr 1751 zog Mayer, nun 28jährig, mit seiner soeben angetrauten Frau Maria, geb. Gnüg, nach Göttingen, wo ihm eine Professur angeboten worden war. Nach Vorlesungen über Artillerie, Fortifikation und Belagerung folgte eine Vorlesung über Sternkunde. Nebenbei hielt er Vorträge über seine bisherigen astronomischen Arbeiten sowie über Methoden zur Herstellung neuartiger geometrischer und Winkelmeßinstrumente. Nachdem er aus England einen großen Mauerquadranten für besondere astronomische Messungen hatte kommen lassen, verstärkte er seine Beobachtungen auf der Göttinger Sternwarte, zu deren Leiter er ernannt worden war. Forbes errechnete, daß Mayer dort insgesamt 269 Beobachtungsnächte verbracht hat. Sein Ruf war international bereits so groß geworden, daß sich Berlin und Petersburg um ihn bemühten, doch gab Göttingen ihn nicht frei.

In weiteren Vorträgen trug der geniale Professor seine Erfindung des Gebrauchs der Mondtafeln zur Längenbestimmung auf dem Meer sowie sonstige Erweiterungen der Längenmeßmethoden vor, worauf ihn seine Freunde bestürmten, sich um den von England ausgesetzten 20000-Pfund-Preis bezüglich Längenmessung zu bewerben. Der Seemacht ging es dabei insbesondere um genauere Längenmessungen auf der See. Er erhielt auch schließlich diesen Preis, allerdings sehr reduziert. Wichtiger war, daß er nun auch in England anerkannt und als internationale Kapazität betrachtet wurde. Aus seinen zahlreichen Publikationen seien noch genannt: »Über die Verwandtschaft der Farben«, »Über die Eigenbewegung der Fixsterne«, »Theorie des Magneten« und insbesondere »Neue verbesserte Tafeln der Sonnen- und Mondbewegung mit weitergeführter Methode der Längenbestimmung«. Am 20. Februar 1762 starb Mayer in Göttingen, erst 39 Jahre alt, »an Faulfieber«. Auf seinem Totenbett diktierte er noch sein »wissenschaftliches Testament« und noch im Todesmonat erschien sein letztes Werk »Neue Theorie der Deklination und Inklination der Magnethadel«.

Tobias Mayer erscheint als naturwissenschaftliches Universalgenie und sicherlich auch als einer der bedeutendsten Gelehrten aller Zeiten. Dazu kommt, daß er eine ebenso bewundernswerte praktische Begabung besaß, die ihn zahlreiche, für seine Forschung benötigte Geräte erfinden und zu allgemeinem Gebrauch einführen ließ. Um so bemerkenswerter ist es bei all diesen großartigen Leistungen, daß er kein Hoch-

schulstudium absolvierte und seine großen wissenschaftlichen Leistungen als reiner Autodidakt erbracht hat. Daß er zu seiner Zeit international bekannt war, beweisen folgende Zitate: »Der größte Astronom, nicht nur des 18. Jh., sondern aller Länder und Zeiten« (Delambre, französischer Astronom); »Mayer hat sich mit seinen Mondtabellen einen unvergänglichen Namen gemacht, ... (er) dürfte den Anspruch erheben, den größten Astronomen alter und neuer Zeiten gleichgestellt zu werden« (Robert Grant); »Zahlreiche Schriften verewigen seinen Namen. Er gehört gewissermaßen zu den Universalgenies« (Madler, Astronom und Schöpfer einer Mondkarte). Schließlich nennt ihn sein Freund und Nachfolger in Göttingen bei seiner Gedächtnisrede »den Vermesser des Meeres, der Erde und des grenzenlosen Himmels«, und ein Späterer findet die treffende Formulierung: »Bahnbrecher und Wegbereiter der Naturwissenschaften der Aufklärungszeit in Deutschland.«

Der Vortrag von Prof. Roth war von einer Diaserie begleitet, die Lebenslauf und Werk Mayers hervorragend illustrierte. Es war ein dankenswerter Abend, der einen nahezu unbekannt gewordenen großen Schwaben, dazu einen gebürtigen Marbacher, wieder ans Licht brachte. Interessenten seien auf die Beilage zum Staatsanzeiger vom Oktober 1985 (Nr. 5) hingewiesen, in der die ausführliche Arbeit veröffentlicht ist.

**2. Donnerstag, 13. November 1986:** *Dr. Rudolf Paulus*, Traben-Trarbach, berichtete über »Die wissenschaftliche Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus auf dem Salon bei Ludwigsburg«. Dieser interessante Vortrag, der großen Beifall fand, ist bereits im Heft 39/1986 der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht worden.

**3. Donnerstag, 11. Dezember 1986:** Den letzten Vortrag im alten Jahr bestritt *Prof. Dr. Bernhard Zeller*, Marbach, dem Verein als Redner bestens bekannt und vom Vorsitzenden mit stolzer Freude als Vereinsmitglied begrüßt, mit seinem Thema »Buch und Presse um 1800. Johann Friedrich Cotta und sein Verlag«. Autoren gewöhnen im allgemeinen größeren Ruhm als ihre Verleger, obwohl sie erst durch die Leistung der letzteren berühmt würden, meinte Zeller zu Beginn seiner Ausführungen. Dies gelte auch für Johann Friedrich Cotta (1764–1832), obwohl er »eine höchst ungewöhnliche, eigenständige und weitwirkende Persönlichkeit« und ein wahrer »König der Verleger« gewesen sei.

In Württemberg ist der Name Cotta erst seit dem 17. Jh. präsent. Der sächsische Pfarrerssohn Johann Cotta war im Dreißigjährigen Krieg den Schweden entronnen, kam als Buchhändler nach Tübingen und gründete dort 1659 die »Cotta'sche Verlagsbuchhandlung«, die sich als Universitätsverlag mühsam durchschlug. Johann Friedrich, 1764 in Stuttgart als fünftes von 9 Kindern geboren, sollte eigentlich Theologe werden und war ursprünglich nicht zum Buchdrucker, Buchhändler und Verleger ausgebildet, wie denn seine Familie vielfach andere Berufe ausübte: Offiziere, Theologen, Kanzler der Universität. Auf mütterlicher Seite gab es Musiker, darunter die berühmte Sopranistin Marianne Pirkner! Der Großvater betrieb in verschiedenen Städten Druckereien und erhielt in Ludwigsburg durch Vermittlung der Graevenitz ein Privileg. Auch der Vater Christoph Friedrich kümmerte sich mehr um Druckereien als um den Verlag und gewann das Ludwigsburger Druckerei-Privileg zurück. 1760 erbaute er das »Cotta-Haus« in der Stuttgarter Straße, wo Hauptmann Schiller wohnte und wo später Friedrich Schillers Dissertation gedruckt wurde.

Johann Friedrich Cotta besuchte das Gymnasium Illustre in Stuttgart, studierte in Tübingen Mathematik und Jura, sollte Hofmeister in Warschau und wollte eigentlich »Genieoffizier« werden. Tatsächlich jedoch kaufte er 1787 dem Vater die Verlagsbuchhandlung in Tübingen (mit 708 Titeln!) ab und wurde Verleger. Die Finanzlage war miserabel, weshalb er seine erste Reise zur Leipziger Messe zu Fuß angetreten haben soll. Das Angebot seines Verlags erweiterte er sofort durch aufwendige naturgeschicht-

liche Werke mit vielen Kupfern, gab Plutarch und Rousseau heraus, daneben aber auch Frauenjournale wie »Amaliens Erholungsstunden«, »Flora, Teutschlands Töchtern geweiht«, mit Beiträgen von Hölderlin und Madame de Staël. Dabei sorgte zunächst ein tüchtiger Compagnon, Christian Jakob Zahn, mit Hilfe seiner reichen Frau für das nötige Kapital. Von ihm trennte sich Cotta aber bald wieder wegen seiner »diffusen Unternehmerlust«. Entscheidend für das Unternehmen wurde Schiller. Als dieser 1793/94 wieder in Stuttgart weilte, suchte Cotta sofort Kontakt, der zu gutem Einvernehmen führte. Anstelle der ihm angebotenen Redaktion einer großen politischen Tageszeitung entschloß sich Schiller zu einer eigenen Zeitschrift (»Die Horen«), »an der sich alles, was Rang und Namen hat, beteiligen soll«. Es wurde wohl die bedeutendste literarische Zeitschrift deutscher Sprache, konnte sich aber nur etwa drei Jahre lang halten.

Schiller, dessen Freundschaft mit Cotta bis zu seinem Tode währte, eröffnete ihm den Zugang zu Jena und Weimar (Goethe, Herder, Hegel, Hölderlin, Fichte, Brüder Humboldt, Schelling und andere), wogegen der Verleger die finanzielle Not des Dichters beendete. Als Cotta ihm gegenüber den Wunsch äußerte, er wolle auch Goethe gewinnen, warnte ihn Schiller in einem Brief, Goethe sei sehr selbstbewußt und »es sei noch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben, er sei noch mit keinem zufrieden gewesen«. Er riet ihm, wenn schon, solle er mit Faust beginnen. Tatsächlich gelang es Cotta, Goethe zu überzeugen, und seit 1805 erschienen dessen Werke in seinem Verlag. Trotz der Schwierigkeiten im Verhältnis entstand eine Zusammenarbeit in gegenseitiger menschlicher Hochachtung. Als Goethe 1797 Cotta in Tübingen besuchte, äußerte er nachher über ihn: »Soviel Klarheit und Beharrlichkeit, Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, daß er mir eine seltene Erscheinung ist.«

Cottas Tatendrang führte zu politischer Aktion. Er reiste ohne Wissen des Herzogs nach Paris, um Schonung für das durch die Kriegsläufe schwer betroffene Württemberg zu erwirken, worin der Regent Hochverrat sah. Obwohl Cotta sich als geschulter Jurist rechtfertigen konnte, blieb ihm der nachmalige König zeitlebens unfreundlich gesinnt. Kein Wunder, daß die nun erscheinenden politischen Tageszeitungen, 1795 die »Europäischen Annalen«, dann bis 1832 die »Neuen allgemeinen politischen Annalen« ständig mit der Zensur zu kämpfen hatten. Der Tageszeitung »Neueste Weltkunde« folgte 1798 die »Allgemeine Zeitung«. Da der Herzog ihr Erscheinen verbot, waren Angebote aus Baden und Bayern für Cotta sehr willkommen, was zur Verlegung des Zeitungssitzes nach Augsburg führte, dessen günstige Verkehrslage auch für den Vertrieb nützlich war. Die »Augsburger Allgemeine« erschien bis 1895. Zu diesem großdeutschen und liberalen Blatt lieferte auch Heinrich Heine Beiträge. Es wurde zum führenden deutschen Presseorgan mit über 13000 Abonnenten. Nebenbei erschienen rund 40 Zeitschriften, darunter die Kulturzeitung »Morgenblatt«. An dieser einflußreichen Zeitschrift waren alle bedeutenden Autoren jener Zeit beteiligt. Ihr Motto war »Allen etwas« und »daß der Gelehrte, der Mann von der Welt, die Dame von Geist, der Kaufmann, halb oder ganz gebildet, der geschäftige Müßiggänger und der Künstler etwas findet«. Erstänlich bleibt, wie der Verlag bei den oft weit auseinanderliegenden Detaillieferanten dennoch die Fertigstellung seiner Aufträge in Rekordzeit schaffte.

Cotta blieb auf dem politischen Parkett. Zusammen mit Carl Bertusch aus Weimar vertrat er den deutschen Buchhandel auf dem Wiener Kongreß und überreichte eine Petition zum Schutz der Urheber- und Verlagsrechte. Er lernte dort den Freiherrn von Stein, Hardenberg, Metternich und M. v. Humboldt kennen. Seit 1815 war er Abgeordneter des Bezirks Böblingen bei der verfassunggebenden Ständeversammlung Württembergs. Als Vizepräsident der 2. Kammer bemühte er sich erfolgreich um die Gründung des preußisch-süddeutschen Zollvereins. 1817 wurde er als »Cotta von Cotten-

dorf« (nach Gütern seiner Ahnen in Sachsen) in den Adelsstand erhoben, weshalb er im ersten ordentlichen Landtag als »adliger Grundherr« Abgeordneter der Ritterschaft war. Er wurde nun zum Großgrundbesitzer, erwarb die Herrschaft Plettenberg, kaufte den Hipfelhof bei Heilbronn und hatte Besitzungen in Bayern, wo ihm 1822 die Freiherrnwürde verliehen wurde. Er baute Herrenhäuser, legte Parks an, wirtschaftete mit modernen Agrarmethoden und erneuerte die Schafzucht. Nach dem Tode seiner ersten Frau, einer Pfarrerstochter, heiratete er 1824 Elisabeth von Gemmingen-Guttenberg.

Zu den vielen von ihm verlegten Autoren gehörte auch König Ludwig I. von Bayern mit einer vierbändigen Gedichtsammlung. Auf Wunsch dieses Königs sollte er mitsamt seinem Verlag nach München ziehen, da dieser seine Stadt zu einem deutschen Kulturzentrum machen wollte, doch brachte Cotta vorsichtigerweise nur einige Betriebe dorthin. Dennoch erreichte er das Exklusivrecht zum Verlag aller bayerischen Schulbücher und zum Druck des dortigen Regierungsblatts. Er erwarb das Leuchtenbergsche Palais in der Theatinerstraße und eröffnete eine literarisch-artistische Anstalt für Kunstbücher und anderes. Aber auch in München machte ihn seine liberale Haltung mißliebig, weshalb er sich zurückzog und nur noch von Stuttgart aus »regierte«.

Sein großes Interesse an wirtschaftlichen und technischen Fragen tat sich im Verlag technischer Werke, Lexika und Journale kund. Er erprobte neue Druckverfahren (erste lithografische Anstalt in Stuttgart, erste Dampf-Schnellpresse!). Mit großem Engagement wandte er sich auch der Dampfschiffahrt zu. Auf dem Bodensee liefen seine Schiffe und es gelang ihm, auch die Könige von Württemberg für das neue Verkehrsmittel zu begeistern. Er war Teilhaber an einer Spinnerei und Kammgarnefabrik in Heilbronn, Mitbegründer der Württembergischen Sparkasse und erwarb nebenbei in Baden-Baden ein altes Augustinerkloster, das er zum Hotel umbauen ließ, so daß er bei seinen Kuraufenthalten im eigenen Hotel absteigen konnte.

Nicht das vielseitige Engagement, sondern der Verlag brachte die großen Einkünfte, obwohl Cotta zur Förderung der Autoren gute Honorare zahlte. Die Palette der Editionen reichte von literarischen und wissenschaftlichen Werken über solche der Mathematik, Technik und Kunst bis hin zum Kochbuch, Polizeianzeiger und Lehrbuch für Jäger! Dabei hatte Cotta einen unbegreiflich kleinen geschäftlichen Apparat (z. B. in Stuttgart nur 5 Gehilfen!). Er führte selbst die ganze Korrespondenz, war Lektor und Buchhalter zugleich. Seine rastlose Tätigkeit, die er stets morgens um 5 Uhr begann, und seine ungewöhnlich rasche und konzentrierte Arbeitsweise bleiben bewundernswert. Die Autoren des Verlags, eine Elite deutschen Geistes, wie sie nie ein anderer Verlag um sich vereinen konnte, dankten ihm und drückten in zahlreichen Briefen ihre Bewunderung aus. Heinrich Heine schrieb auf seinem Totenbett 20 Jahre nach Cottas Tod an den Sohn und Nachfolger Georg Cotta einen Brief, der endet: »Das war ein Mann, der hatte die Hand über die ganze Welt.«

Der, wie immer, glänzend dargebotene Vortrag von Prof. Zeller fand den begeisterten Beifall des zahlreich erschienenen Auditoriums. Es sei übrigens abschließend vermerkt, daß erfreulicherweise seit einiger Zeit der Name Cottas vom Kletterverlag in Stuttgart übernommen wurde. Der Name eines der größten Verlegers aller Zeiten darf also auch in Zukunft weiterleben (»Klett-Cotta«).

**4. Donnerstag, 15. Januar 1987:** Den Vortragsreigen im neuen Jahr eröffnete *Dr. Eberhard Kulf* mit seinem Thema »Simon Studion – Vater der württembergischen Archäologie«. Der 1543 in Urach geborene Studion studierte seit 1561 als »Stiftler« in Tübingen Theologie, wurde aber – wegen eines Sprachfehlers! – nicht Pfarrer und kam deshalb in den Schuldienst. Von 1572 bis 1605 war er Präzeptor der Marburger Lateinschule. Neben der Schultätigkeit betrieb er historische Studien, dichtete und befaßte sich schließlich mit Archäologie; ohne Anleitung oder einschlägiges Studium erschloß

er mit seinen archäologischen Ausgrabungen, insbesondere in Benningen auf der »Burg«, wissenschaftliches Neuland und wurde einer der Wegbereiter dieser heute hochentwickelten und auch in unserem Land so erfolgreichen Wissenschaft. Es ist beabsichtigt, den Vortrag in einem künftigen Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter zu veröffentlichen.

**5. Donnerstag, 12. Februar 1987:** Bei der *Jahresversammlung* ging Vorsitzender *Dr. Wolfgang Bollacher* nach seinem Tätigkeitsbericht kurz auf das neueste Heft (Nr. 39) der Ludwigsburger Geschichtsblätter ein und gab den derzeitigen Mitgliederstand bekannt: 372 am 31. Dezember 1986. Nach kurzer Vorschau auf das 1987 zu feiernde 90jährige Bestehen des Vereins, nach Entlastung der Rechnerin und Wiederbestätigung des Vorsitzenden in seinem Amt durch die Mitglieder wurde *Dr. Albert Sting*, Direktor der Karlshöhe, als neues Vorstandsmitglied bestätigt. Nachdem *Dr. Bollacher* unter dem Beifall des zahlreich erschienenen Auditoriums verkündet hatte, daß die Mitgliederversammlung genau neuneneinhalb Minuten gedauert habe, ergriff er das Wort zu seinem Vortrag über »Georg Sebastian Zilling (1725–1799) – vielgeschmähter Dekan und Stadtpfarrer in Ludwigsburg«. Dieser hervorragende Vortrag, der mit großem Beifall aufgenommen wurde, ist in diesem Heft der Geschichtsblätter gedruckt.

**6. Donnerstag, 12. März 1987:** Der vorgesehene Vortrag von Günther Bentele, Bietigheim, über »Kirchenbild und Teufelsfratze – das Rätsel der Sommerstube im Bietigheimer Hornmoldhaus« mußte ausfallen, da der Redner verhindert war. Erfreulich kurz entschlossen sprang der Ludwigsburger Rechtsanwalt *Wolfgang Kircher* in die Bresche, der vielen unter dem Namen »Theophil Schnurz« als Verfasser geschliffener Essays wohlbekannt ist. Der beliebte Redner sprach vor zahlreichen Zuhörern über den »dreiviertelvergessenen« *Berthold Auerbach* (1812–1882), der zu Lebzeiten ein ungewein populärer Autor war. So sagte beispielsweise ein amerikanischer Gesandter in Berlin zu ihm: »Your works are read all over the globe!« Seine »Schwarzwälder Dorfgeschichten« erlebten innerhalb von vier Wochen drei Auflagen, und als er 45 Jahre alt war, erschienen seine gesammelten Werke bei Cotta in 20 Bänden! Man konnte ihn im Stuttgarter Wachsfigurenkabinett bestaunen, und im Konversationslexikon stand über ihn mehr als über Hölderlin, Mörike und andere namhafte Dichter. Dennoch ahnte er selbst die Kurzlebigkeit seines Ruhms und meinte, seine Erzählungen würden wohl bald, ähnlich den Indianergeschichten, als Relikte aus verschollener Zeit erscheinen.

Er wurde am 28. Januar 1812 in Nordstetten bei Horb als neuntes Kind eines kleinen jüdischen Händlers geboren. In Nordstetten gab es 1822 die erste israelitische Volksschule in Württemberg. Mit ihrem jungen Lehrer *Bernhard Frankfurter*, einem hervorragenden Pädagogen, verband *Auerbach* noch später eine langjährige Freundschaft. Um dem begabten Jungen einen Aufstieg trotz der armen Verhältnisse der Eltern zu ermöglichen, wurde er zum Beruf des Rabbiners bestimmt und besuchte zunächst die Talmudschule in Hechingen, die er später als »überlebtes Erbstück mißverständener Rechtsgläubigkeit« bezeichnete. Über Umwege bestand er 1832 in Stuttgart das Abitur und zog zum Jura-Studium nach Tübingen. Als er sich im 2. Semester als Student der jüdischen Theologie einschrieb, war er der einzige dieses Faches. Infolge seines sympathischen Wesens hatte er viele Freunde. Nach dem Hambacher Fest 1833 äußerte er sich allzu offen über seinen Begriff von »Freiheit«, und da er außerdem der verbotenen Burschenschaft »Germania« angehörte, wurde ihm der Boden in Tübingen zu heiß. Er setzte sich nach München ab. Dort wurde er verhaftet, dann in Tübingen eingesperrt und der Universität verwiesen; »Gnadenhalber« durfte er in Heidelberg sein Studium fortsetzen. Da der politische Umtreiber aber keine Chance sah, in Württemberg eine Anstellung als Rabbiner zu bekommen, verlegte er sich auf die Schriftstellerei.



Als Anhänger von Spinoza, dessen Werke er aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte, schrieb er einen großen Spinoza-Roman, der 1837 erschien. Zuvor war er 1836 wegen seiner Burschenschaftszugehörigkeit zu zwei Monaten Festung verurteilt worden und konnte die Haft auf dem Hohenasperg durch die 200 Gulden, der er für seinen Roman als Vorschuß bekommen hatte, erheblich erleichtern. Kargen Zeiten folgte 1843 mit den »Schwarzwälder Dorfgeschichten« endlich der Durchbruch. Sie kamen bei Leserkreis, Rezensenten und Kollegen gleichermaßen gut an. Gustav Freytag urteilte: »Ein literarisches Ereignis, eine Erholung von der öden Salonliteratur!« Auerbach selbst schrieb an seinen Freund Freiligrath allerdings: »Die Nordstetter Bauern sind fuchsteufelswild auf mich. Sie sind eher geneigt, mich durchzuprügeln, wenn ich hinkomme, weil ich sie lächerlich gemacht und über sie gelogen hätte.« Er war aber auch stolz darüber, daß es ihm – als Juden – gelungen sei, »etwas aus dem Innersten des deutschen Volksgeistes zu offenbaren«.

Der Antisemitismus, unter dem er selbst nie zu leiden hatte, beschäftigte ihn dauernd. An Freiligrath schrieb er: »Wer mich einen Fremden heißt, mordet mich zehnfach! ... Du weißt nicht, was ein Judenkind auf der Welt zu dulden hat. Ich weiß es, wenn ich hinaustrete unter die Bauern, eine Seele voll Wohlwollen auf den Lippen. Das einzige Wort »Jud« würde sie von mir verschrecken!« Diese »Seele voll Wohlwollen auf den Lippen« bezeichnete Kircher als Hauptcharakteristikum von Auerbachs Wesen.

Vom Krieg 1870/71 war Auerbach begeistert, und eine Agitationsschrift »Was will der Franzos und was will der Deutsche?« brachte ihm große Popularität. Endlich sah er das von ihm angestrebte Nationalgefühl erwacht, das sich dann auch in seinem Buch »Nach 30 Jahren« kundtut, in dem die Figuren seiner Dorfgeschichten 30 Jahre später wieder auftreten. Bemerkenswert ist, daß er seiner Wesensart und Philosophie entsprechend nicht konvertierte. In seinem großen Erziehungsroman »Auf der Höhe« geht es auch um die Konvertierungsfrage, und er sagt dazu: »Verharren wir in unserer angestammten Religion, so können wir frei sein, das heißt, in unserem Denken über sie hinausgehen, bekennen wir aber eine neue Religion, so haben wir kein Recht mehr, frei zu sein ... Ich betrachte es als ein Glück für unser deutsches Vaterland, daß es keine Konfessionseinheit gibt. Dadurch allein ist Humanität gewahrt ... Ich meine, daß man in jeder Religion ein rechtschaffener Mensch sein könne ...«

Auerbach spürte deutlich das Herannahen einer Restauration nach der großen Begeisterungswelle. »Reitpeitschendes Junkertum« regiere in Deutschland, und Treischke treibe eine infame Judenhetze. Offen bekannte er sich zum Sozialismus und äußerte 1879 resigniert: »Das Jahrzehnt geht zu Ende, das so groß begann, unsere höchsten Wünsche für das Vaterland erfüllte, und nun? Die gemeinen Interessen sind aufeinander gehetzt.« Daher das Fazit seines Lebens: »Vergebens gelebt und gearbeitet!« Er starb am 8. Februar 1882 in Cannes, wo er Genesung von einem Lungenleiden suchte.

Das Besondere an diesem schönen Vortrag war die ungewöhnlich breite Heranziehung von wörtlichen Zitaten, wodurch es dem Redner gelang, einen fast vergessenen Autor wieder »hautnah« lebendig zu machen.

## 2. Die Studienfahrten im Sommerhalbjahr 1987

Da der Historische Verein im Jahr 1987 auf ein 90jähriges Bestehen zurückblicken kann, und daher ein Jubiläum feiert, war vom Vorstand für die diesjährigen Exkursionen vorgegeben, Orte zu besuchen, die interessante Zeugen von Geschichte und Kunstgeschichte des Kreises Ludwigsburg sind oder entsprechende Beziehungen offenbar machen. Die Reiseleitung und alle Führungen hatte Markus Otto.

1. Samstag, 2. Mai 1987: Halbtagesfahrt ins Bottwartal. Erstes Fahrtziel war die alte schwäbische Amtsstadt *Großbottwar*, »das Herz des Bottwartals«. Zunächst ging man zum Dachröden-Buwinghausenschen »Schlößle«, dem heutigen staatlichen Forstamt. Die gelungen restaurierte Anlage zeigt in den steinernen Unterbauten die Abstammung aus der Renaissancezeit, während der jetzige Zustand mit dem Fachwerk-Oberbau von 1706 herrührt. Hier wohnte einst der General Alexander von Buwinghausen-Wallmerode, ein geschätzter Ratgeber Herzog Carl Eugens, nachdem er durch Heirat zu dem vorher Dachrödenschenschen Besitz gekommen war. Man begab sich sodann auf den malerischen Marktplatz, dessen eine Seite das großartige Rathaus nahezu vollkommen ausfüllt. Der 1553–1557 erstellte monumentale Fachwerkbau ist eine erstklassige Sehenswürdigkeit und dürfte durchaus beanspruchen, nach dem spätgotischen Markgröninger Rathaus das zweitschönste Rathaus unseres Kreises zu sein. Im Innern stieg man hinauf zum »Bürgersaal«, der, neben einer historischen Decke und deren tragendem Balken mit gedrehten Säulen, in seinen Fenstern als besondere Kostbarkeit die Kopien nahezu sämtlicher einst in dieser Stube vorhandenen Wappenscheiben adliger Stifter enthält. Diese schönen Glasgemälde wurden einst von dem leidenschaftlichen Glasgemäldesammler Herzog Carl Eugen »abgeholt« und befinden sich heute in der großen Glasgemäldesammlung des Hauses Württemberg. (Vgl. M. Otto in Ludwigsburger Geschichtsblätter 35/1983, S. 71–93, wo alle Scheiben farbig abgebildet sind.) Mit Genehmigung von Herzog Carl von Württemberg konnten sie von der Glasmalereifirma V. Saile, Stuttgart, kopiert werden und sind nun eine besondere Zierde des schönen alten Raumes. Anlässlich der Rathausrestaurierung schuf die Firma Saile noch eine neue Stifterscheibe, die zur Erinnerung ein Bild des Rathauses mit dem Stadtwappen, den Namen des Architekten und der während der Bauzeit amtierenden Bürgermeister und die Wappen der heute eingemeindeten Orte Winzerhausen sowie Hof und Lembach trägt.

Ein kleiner Rundgang führte anschließend durch die malerischen alten Gassen zur ehemaligen »Allerheiligenkirche«, einst romanische Basilika, heute ein erschütternder, im vergangenen Jahrhundert unter anderem zur Schule umgebauter, nun völlig desolater Bau, dem man seine einstige sakrale Würde nicht mehr ansehen kann.

Nächstes Ziel war Burg *Lichtenberg*. Nach kurzer Wanderung mit schönen Ausblicken in das maigrüne Tal stand man auf der Brücke über den Halsgraben, wo die einmalig vollständig erhaltene Hochadelsburg aus der Stauferzeit kurz erläutert wurde. Die »Edlen von Lichtenberg« hatten zeitweise hohe Ämter inne: es gab einen kaiserlichen Kanzler und je einen Bischof von Speyer und von Würzburg. Außerdem waren die Lichtenberger Vögte des Frauenstifts Oberstenfeld. Sie verkauften ihre gesamte Herrschaft, einschließlich Großbottwar, im 14. Jahrhundert an Württemberg, und seit 1483 sind die Herren von Weiler Lehensträger bzw. Eigentümer der Burg. Sie haben nach 1483 die Burg neu ausgebaut, so daß der heutige gute Zustand der Gebäude im wesentlichen aus dem 16. Jh. stammt. Man ging dann in die wohlerhaltene uralte Burgkapelle, in der um 1959 ein Großteil der alten Wandgemälde freigelegt wurde. Man kann drei Stilperioden unterscheiden: aus der Zeit der Kapellenerbauung (13. Jh.) ist ein Christus auf dem »Palmesel« sowie eine Kreuzigung mit Maria und Johannes erhalten. Der Hauptbestand stammt aus der Zeit kurz nach 1300, der Blütezeit politischer Bedeutung der Lichtenberger, er umfaßt etliche Darstellungen aus dem Leben Jesu. Schließlich sind in den Fensterleibungen einige Heiligenbilder aus spätgotischer Zeit freigelegt worden sowie unter den anderen Malereien ein Stifterbild der Familie Weiler. Noch später entstand ein aufwendiger, kunstreicher Bildstock über dem Altar (1573) von der Hand des berühmten Renaissancebildhauers Sem Schlör.

Als 3. Ziel wurde die uralte *Peterskirche bei Oberstenfeld* angesteuert. Beim Betreten

des alten Friedhofs, der jenseits des Söhlbachtälchens auf aussichtsreicher Anhöhe liegt, war man sofort beeindruckt von dem malerischen Bild der in seltener Ursprünglichkeit erhalten gebliebenen romanischen Kirche. Man las erstaunt auf einer außen angebrachten Tafel, daß diese Kirche ursprünglich Begräbniskirche des Stifts Oberstenfeld gewesen sei. In Wirklichkeit war die Situation anders: der zwischen Oberstenfeld und der Anhöhe, auf der das Kirchlein liegt, fließende Söhlbach war einst Bistumsgrenze zwischen Speyer und Würzburg. Oberstenfeld gehörte zu ersterem, der Ort »Krazheim«, dessen Pfarrkirche das Peterskirchlein war, zu letzterem. Man kann den uralten romanischen Bau getrost auf »um 1000« datieren. Er ist zweifellos neben der Oberstenfelder Stiftskirche das bedeutendste Beispiel romanischer Kirchenbaukunst in unserem Kreis. Ursprünglich mit »Dreiconchenchor« versehen, wurde er wohl um 1300 von den Lichtenbergern umgebaut, die südliche Apsis mußte einer rechteckigen Sakristei, die große Ostapsis einer geraden Ostwand mit gotischem Fenster weichen. Drei hochgelegene kleine romanische Fenster in der Nordwand des Schiffs, denen drei in der Südwand entsprechen, wurden zugemauert (von außen noch sichtbar!), worauf die nun geschlossene Nordwand mit Wandgemälden versehen wurde. Diese Gemälde, die vermutlich von demselben Maler stammen wie diejenigen in der Lichtenberger Burgkapelle, sind die Hauptsehenswürdigkeit des Kirchleins. Leider sind sie schlecht erhalten, und man erkennt nur mit Mühe Figuren von Aposteln, Fragmente aus der Leidensgeschichte Christi sowie St. Georg und St. Martin.

Zum Abschluß besichtigte man in *Oberstenfeld* die im Volksmund »Fleckenkirche« genannte (eigentliche) Pfarrkirche St. Gallus. Die noch ungenügend erforschte Geschichte dieser Kirche, die als erste Erwähnung 1245 vorweisen kann, erscheint aufgrund des bei uns nicht allzu häufigen Kirchenheiligen Gallus in geheimnisvollem Licht. Gallus, ähnlich wie Bonifatius und Kilian, ein »i-ro-schottischer« Mönch, missionierte im Süden Deutschlands und landete schließlich im Raum St. Gallen, wo er 645 starb. Das dortige Kloster, eines der ältesten Klöster nördlich der Alpen, wurde bereits 719 erbaut. Offenbar sind ähnlich wie bei Kilian nach dem Beginn des Heiligenkults schon sehr bald Galluskirchen entstanden, so daß man vorsichtig behaupten könnte, die Oberstenfelder Galluskirche könnte sogar ursprünglich noch älter als die Stiftskirche sein. Das adlige Damenstift beharrte jahrhundertlang auf dem Recht, die Stiftskirche ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. So mußte 1534 der Reformationspfarrer wegen großen Zulaufs auf dem Friedhof predigen, weil die Galluskirche zu klein war. Auf Betreiben der Stiftsdamen wurde das Dorfkirchlein dann 1686 endlich vergrößert, doch war der Turm 1733 einsturzgefährdet und wurde bis aufs Mauerwerk abgerissen, worauf die Gemeinde 1738 einen totalen Neubau der Kirche betrieb. Das Kircheninnere weist neben der zeitgenössischen Empore mit Brüstungsbildern aus dem Leben Jesu und einem Apostelzyklus eine ganz hervorragende Darstellung der »apokalyptischen Reiter« von Prof. Yelin aus Stuttgart auf.

**2. Samstag, 27. Juni 1987:** Ganztagesfahrt ins Nagoldtal. Absicht der großen Sommerfahrt war, historische und kunstgeschichtliche Beziehungen des Kreises Ludwigsburg zu der so malerischen Gegend am Rande des Schwarzwalds aufzuzeigen. Schon die Anfahrt über Herrenberg gab Anlaß zu kurzer historischer Betrachtung, weil eine Straßenumleitung den Weg nach Nagold über den »*Sindlinger Hof*« führte. Hinter dem heutigen Reiterhof, einer einstigen großen staatlichen Domäne, verbirgt sich ein altes württembergisches Schloßgut, und das heute noch erhaltene schloßartige Hauptgebäude war einst beliebter Sommersitz der Franziska von Hohenheim. Eine Büste von ihr befindet sich in der kleinen Gutskapelle. Außerdem befindet sich dort auch das Grab des Stifters der evangelischen Gemeinschaft, Michael Hahn.

In *Nagold* überquerte man zunächst auf der großen Umgehungsbrücke das Waldach-

tal und gelangte nach kurzer Anfahrt zur im alten Friedhof gelegenen Remigiuskirche, dem ersten Reiseziel. Schon der Name des Kirchenheiligen, des fränkischen Bischofs von Reims und nachmaligen heiligen Remigius, weist auf das hohe Alter dieser Urfarrkirche von Nagold hin, die auf römischen Grundmauern steht. Das seit Jahrhunderten nur noch als Friedhofskapelle dienende Gotteshaus ist nun wieder aktive Pfarrkirche einer Teilgemeinde von Nagold geworden und wieder in bestem Zustand. 1920 wurden in diesem uralten Bauwerk Wandgemälde freigelegt, die, soweit erhalten, in unvergleichlicher Art und Vollständigkeit den hochgotischen Stil schwäbischer Wandmalerei des frühen 14. Jh. verkörpern. Daher spricht man seit ihrer Entdeckung auch bei Stilparallelen vom »Nagolder Stil«. Es ging nun darum, in Erinnerung an die Frühjahrsfahrt und die Besichtigung der Wandgemälde in der Lichtenberger Burgkapelle und in der Oberstenfelder Peterskirche den ihnen eigenen »Nagolder Stil« an Ort und Stelle in höchster Prägnanz kennen zu lernen. In zwei übereinanderliegenden Bildstreifen auf der Südwand ist oben die Kindheit Christi bis zur Taufe im Jordan, unten die Passion bis zum »Besuch in der Vorhölle« dargestellt. Außerdem ist aus derselben Zeit links vom Chorbogen ein St. Michael als »Seelenwäger« zu sehen (Rest einer Darstellung des Jüngsten Gerichts). In der südlich angebauten Taufkapelle mit altem riesigem Taufbecken ließ ein Wandgemälde aus spätgotischer Zeit mit den drei Heiligen Margaretha, Ursula und Apollonia einen erheblichen Qualitätsabfall gegenüber den meisterhaften Bildern im Schiff erkennen. Der Gemeindepfarrer begrüßte die Gäste mit freundlichen Worten und gab eine sehr eindrucksvolle Erklärung zum St.-Michaels-Bild ab. Man ging dann durch den alten Friedhof zu der Gedenkstätte des schweren Unglücks von 1906; als man damals versuchte, das Gasthaus »Hirsch« voll besetzt mit Winden anzuheben, stürzte das Haus ein; die Namen der 58 Toten stehen in goldenen Lettern an der Wand eines kapellenartigen Denkmals.

Vom Parkplatz an der Nagold begab man sich dann auf einen Rundgang durch die Altstadt, bei dem die Struktur des Städtchens erläutert wurde. Beim Rathaus mit Laubengang steht der Marktbrunnen mit der »wüsten Urschel« als Trägerin des Stadtwappens, welches auch das Wappen der Grafen von Hohenberg ist. Ihre Besitztümer lagen zunächst um den oberen Neckar, bis Graf Burkhardt III. sich mit Mechthild, der Tochter eines Tübinger Pfalzgrafen, den vorher in dessen Besitz gewesenen Nagoldgau erheiratete (1230). Die Burg Hohennagold, heute eine stattliche und sehr sehenswerte Ruine, wurde nun mit Nagold wichtiges Zentrum des weit nach Westen vorgeschobenen Herrschaftsbereichs der Hohenberger. Eine Tochter Burkhardts wurde Gemahlin von König Rudolf von Habsburg.

Die *alte* Stadtkirche, eine »Frauenkirche«, wurde 1876/77 nach dem Bau einer neuen Stadtkirche bis auf ihren mächtigen Turm abgerissen. Dieser steht, immer noch stadtbildprägend, an der leider durch scheußliche Neubauten barbarisch verschandelten, ehemals so malerischen »Hinteren Gasse«. Man sammelte sich vor ihm, umbraust vom fröhlichen Getriebe des Wochenmarkts, und richtete das Augenmerk auf eine an der Turmwand im ehemaligen Chorbereich angebrachten Grabplatte, deren Wappen zwei gekreuzte Schwerter trägt mit der Umschrift »Fritz von Wihingen«. Die Herren von Wihingen hatten ihren Stammsitz bei Enzweihingen und waren Dienstmännern der Grafen von Vaihingen und derer von Hohenberg. Zwei schöne Grabmäler in der Horrheimer Kirche erinnern an einen 1420 verstorbenen Georg von Wihingen und seine Gattin Sophia von Essendorf. Hier in Nagold stand man nun vor dem Grabmal eines in Hohenberger Diensten stehenden Nagolder Wihingers. Die Herren von Remigheim, dem abgegangenen Ort im Enzbogen bei Untermerg, führten dasselbe Wappen wie die Wihinger, waren mit diesen also stammesverwandt.

Nagold besitzt in der *neuen* Stadtkirche, einem neugotischen Buntsandsteinbau, der

hoch über der Altstadt auf einem Vorsprung des Talhangs steht, eine weitere kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeit. Der wohlproportionierte basilikale Bau, ein Werk des Stuttgarter Oberbaurats Landauer, wurde 1874 vollendet. Über eine hohe Freitreppe gelangt man vor die schön gegliederte Westfront mit drei Portalen und dem zentral stehenden imposanten Turm, der mit seiner Kirche heute neben dem »Alten Kirchturm« ein Wahrzeichen der Stadt geworden ist. Überraschend und außerordentlich sehenswert ist das Innere dieser stattlichen Kirche. Es wurde 1971 von dem bekannten Architekten Prof. Hannes Mayer anlässlich einer Restaurierung ganz von der ursprünglichen neugotischen Ausstattung befreit und durch Verzicht auf ein Großteil des Gestühls und starke Reduktion der Emporen umgestaltet. Im Chor befinden sich farbenprächtige Glasgemälde von A. Saile, Stuttgart, die ausführlich erläutert wurden.

Nach wohlverdienter Mittagspause ging es nagoldabwärts zu einem kurzen Halt in *Wildberg*, wo man vom jenseitigen Ufer der Nagold den schönsten Blick auf die alte Steinbrücke und das sich am Berghang malerisch hinaufziehende ehemalige Amtsstädtchen genoß. Bei der Durchfahrt durch *Calw* wurde auf die einst so bedeutenden Grafen von Calw, die Stammesverwandten der Grafen von Vaihingen, Ingersheim und Löwenstein, hingewiesen. Alle haben in ihrem Wappen einen Löwen. Auf der am Hang mit schönen Talblicken hinaufkletternden Serpentinstraße gelangte man nach *Altburg*, dessen alte Martinskirche das nächste Ziel war. Die ganze Gegend hier oben gehörte im 15. Jh. zum Herrschaftsgebiet der – auch »Stadelherren« oder »Waldvögte« genannten – Truchsessens von Waldeck. Ihr Stammsitz war die als mächtige Ruine über dem Nagoldtal nahe der Bahnstation Bad Teinach erhaltene Burg Waldeck, ihr Wappen zwei gekreuzte rote Rechen in Silber. In der Altburger Kirche bewunderte man einen schön verzierten spätgotischen Herrschaftsstuhl mit dem Waldecker Wappen und ein bezauberndes Wandgemälde, das den letzten Truchsessens von Waldeck, Tristan, mit seiner Gattin darstellt. Der Bezug zu unserem Kreis besteht darin, daß die Herren von Heimerdingen stammesverwandt mit den Waldeckern waren und daher auch deren Wappen führten, welches heute noch das Ortswappen von Heimerdingen ist. Einer der Waldecker nannte sich »von Heimerdingen«. Die Familie hatte auch sonst Besitz in unserer Gegend, so in Nußdorf und Schwieberdingen. In Altburg war bereits Gelegenheit, näher über die von der Frühjahrsfahrt bereits bekannte Familie Buwinghamusen von Wallmerode zu berichten. Das Geschlecht kam mit dem Obersten Benjamin B. v. W. nach Württemberg. Er erwarb sich als Diplomat Verdienste um das Land und wurde von Herzog Friedrich I. mit der Burg Zavelstein belehnt. 1620 kaufte er sie und baute sie zu einem wohnlichen Renaissanceschloß aus. Er soll auch den »Zavelsteiner Crocus« von seinen Reisen mitgebracht und zunächst im Burggärtchen gezogen haben. Sein Enkel Eberhard Friedrich flüchtete in der Zeit der Franzoseneinfälle mit der Familie nach Altburg, so daß diese nicht die Niederbrennung des Zavelsteins durch Mélac miterlebte. Auf den Mauern der »Altburg« erstand ein neu erbautes Schloßchen als neue Bleibe der Buwinghamusen, die vielfach zu den prominenten Obervögten und sonstigen höheren württembergischen Beamten gehört haben.

Durch die entzückende Landschaft gelangte man zum Endziel, dem bekannten Städtchen *Zavelstein*, wo die sehenswerte Ruine der einstigen »Wohnburg« ausführlich erklärt, der mächtige Bergfried aus der Stauferzeit erklommen wurde. In der alten Ortskirche stand man vor dem sehenswerten umfangreichen Grabgelege der Buwinghamusen. Auf den Grabplatten ist das ursprüngliche Wappen, drei Rosen, vermehrt durch die Rechen der Waldecker, deren Nachfolge im Besitz Altburgs die Buwinghamusen angetreten hatten, zu sehen. Dieses »mit Rosen und Rechen quadrierte« Wappen findet sich auch auf dem Grabmal einer Buwinghamusen-Äbtissin in Oberstenfeld. Buwinghamusen in Zavelstein und Altburg, in Oberstenfeld und Großbottwar: der Kreis war ge-

schlossen. Man konnte sich nun mit wohlverdientem Vesper für die Heimfahrt stärken.

**3. Samstag, 3. Oktober 1987:** Halbtagesfahrt in die nächste Umgebung Ludwigsburgs, um einige in letzter Zeit vorbildlich restaurierte Kirchen zu besichtigen. Bei schönstem Herbstwetter fuhr man zunächst nach *Asperg* zur Michaelskirche. Ihre Baugeschichte ist ungewöhnlich: als Herzog Ulrich die Festung Hohenasperg vergrößern und ausbauen wollte, befahl er kurzerhand, daß die bis dahin hinter der Burg auf dem Berg liegende Stadt Asperg ins Tal ziehen müsse. Damit fiel auch die oben stehende Kirche, und man baute im Tal, wahrscheinlich am Platz einer Kapelle im Weiler Weihenberg, eine neue Stadtkirche, die St. Michael geweiht wurde (1557). Bereits 40 Jahre später wurde das Schiff dieser Kirche wieder abgerissen und unter Einbezug des alten Chorturms als nördlichen Chorseitenturm eine neue Kirche mit weiträumigem Chor erbaut. Die Bauzeit: etwa 1591 bis 1614 (wie Jahreszahlen am Bau beweisen). Erstaunlich ist, daß man um 1600 noch eine völlig »spätgotische« Kirche gebaut hat, allerdings mit dem auffallenden Trick, daß das schöne Chorgewölbe mit beachtlichen Schlußsteinen ganz aus Stuck hergestellt wurde. Stilgerecht dieser »Nostalgie« gegenüber präsentiert sich der malerische Wendeltreppen-Rundturm auf der Südseite des Schiffs, der ein großartiges Renaissance-Portal mit der Jahreszahl 1614 aufweist. Im Kircheninnern weiter sehenswert eine pompöse Kanzel aus Stuck mit Moses als Kanzelträger, den Evangelisten außen am Korb und dem Drachentöter Michael oben auf dem Schalldeckel sowie eine Empore mit künstlerisch verzierten Holzsäulen, durch einen einheimischen Meister 1647 geschaffen. Große Freude bereiteten den Teilnehmern die auffallend zahlreichen Glasmalereien, die, zu verschiedenen Zeiten entstanden und an verschiedenen Plätzen befindlich, alle vom Stuttgarter Glasmaler Adolf Saile stammen. Rechtzeitig vor einer Hochzeitsfeier verließ man die unter Leitung des Restauratorenpaars Malek so schön hergerichtete Kirche.

In *Markgröningen*, dem nächsten Ziel, ging man nun zunächst in die katholische Spitalkirche. Der Spitalorden »zum Heiligen Geist« wurde einst in Frankreich gegründet. Brüder des nach den Regeln des Augustinus lebenden Ordens wurden vom Papst nach Rom berufen, um dort ein Spital zu übernehmen, dessen Nachfolgebau ein bedeutendes Krankenhaus in der Nähe des Vatikans ist. Die Tätigkeit der Konventsbrüder, die mit ihrem »Ordensmeister« direkt dem Papst unterstellt waren, bestand in der Beherbergung von Armen und Kranken und deren Pflege, daneben im Priesteramt als Wanderprediger, im 15. Jh. sogar als Gemeindepfarrer. Sie trugen auf schwarzem Habit ein weißes Doppelkreuz. Laut Urkunde ist das Jahr 1297 als Weihedatum für die Spitalkirche anzunehmen, einen zeitgemäß hochgotischen Bau, der Anfang des 16. Jh. durch den baufreudigen Ordensmeister Betz spätgotisch erweitert und ausgestattet wurde. Von dem schönen Bauwerk, das ursprünglich in direkter Verbindung mit dem großen Spitalgebäude stand, blieben nach langsamem Verfall nur Turm und Chor als traurige Ruinen stehen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als durch Zuzug von vielen Heimatvertriebenen die katholische Gemeinde entstanden war, durfte diese die Ruinen zu einer katholischen Pfarrkirche ausbauen. Dabei wurde der großartige hochgotische Chor als solcher belassen und davor ein Raum für die Gemeinde erstellt. Nachdem zunächst von Architekt Kugler eine bescheidene rechteckige Lösung gefunden worden war, die 1957–1980 ihren Dienst tat, wurde 1980 ein neuer, großzügiger Plan von Prof. Dr. Gieselmann, Wien, verwirklicht. Dessen Synthese von Alt und Neu fand das Entzücken und die Bewunderung der Besucher. Man meint spontan, noch nie so etwas Schönes gesehen zu haben! Der weiträumige Gemeinderaum vor dem erstaunlich hohen und schlanken Chorbogen ist, als Pendant zum Chorschluß, ebenfalls als »halbes Achteck« gestaltet. Durch die farbige Hervorhebung wichtiger Architekturteile treten diese äußerst lebendig in Erscheinung. Der fast »unvorstellbar« hohe Chor mit seinen

schlanken Fenstern ist von majestätischer Schönheit, zumal sein Gewölbe wieder im alten Stil hergestellt werden konnte. Er ist sicher einer der schönsten Chöre im ganzen Land! Von den zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Kirche seien nur Bilder aus dem späten 15. Jh. erwähnt, die noch rechtzeitig in einem nun abgerissenen Trakt des Spitals entdeckt, dort abgenommen und in die Kirche übertragen wurden. Es handelt sich um Darstellungen aus der Tätigkeit des Spitals, eine unvergleichliche Rarität.

Auch die münsterartig wirkende evangelische Stadtkirche, die »Bartholomäuskirche«, wurde erst kürzlich restauriert. Man stand voll Bewunderung unten an der Treppe, über der sich grandios das burgartige, aus feinen Quadern gefügte Westwerk erhebt. Der nördliche Turm ist die »Hochwacht« mit Umgang und Türmerstube, der südliche Glocken- und Uhrenturm. Schauseite des gewaltigen Bauwerks ist die Südseite, auf der man sehr deutlich den basilikalischen Charakter des Schiffs und den sich hoch über seinen First erhebenden Chor wahrnimmt. Zwei hervortretende Kapellen sind deutlich erst spätgotisch, doch entdeckt man in den zum alten Bau gehörigen Portalvorhallen und am Obergaden des Mittelschiffs Köpfe von Frauen und Männern, die typische Vertreter aus der Zeit der Naumburger Stifterfiguren sind. Das durch die Restaurierung erfreulich hell gewordene Innere ist voll von großartigen Sehenswürdigkeiten: das wohl kostbarste Stück, die Grabplatte des Grafen Hartmann von Grüningen von 1280, ist nun in eine der spätgotischen Kapellen verlegt worden. Es trägt neben Umschrift mit der Jahreszahl 1280 eine der ersten Darstellungen des württembergischen Wappens mit den drei Hirschstangen. An einem Pfeiler der nördlichen Arkaden, dem »Fürstenpfeiler«, erkennt man Graf Albrecht von Hohenberg, von Rosen umgeben, neben ihm auf einer Seite seine Schwester Anna, Gattin von König Rudolf von Habsburg, auf der anderen seine eigene Ehefrau nebst weiteren Festteilnehmern: es ist eine Erinnerung an die 1284 stattgefundene Hochzeit des Sohns von Albrecht, die in Markgröningen gefeiert wurde. Wichtig ist die an einer Säule zu Beginn des Chores freigelegte Jahreszahl 1260, eine präzise Angabe der Chorweihe einer stolzen Kirche, die Graf Hartmann in seiner kurz währenden Stadtherrschaft sozusagen als »Statussymbol« erbauen ließ. Von den vielen Sehenswürdigkeiten seien noch Wand- und Gewölbemalereien des späten 13. Jh. sowie solche aus dem 15. Jh. erwähnt. Das in eindrucksvoller Weise den Stil der Bettelordenskirchen (St. Paul in Esslingen, Bönningheim!) verkörpernde Schiff war im Mittelalter bis auf zwei Hoche im alten Chor nicht gewölbt, sondern flach gedeckt. Im 19. Jh. hat man die sicher von Anfang an geplante Überwölbung des Schiffs in Holzkonstruktion nachvollzogen, so daß heute ein sehr schöner Raumeindruck entstanden ist. Den spätgotischen Chor nebst der schön überwölbten Sakristei erbaute Aberlin Jörg. Auch hier sind im Chor und einer der südlichen Kapellen zahlreiche Glasgemälde der Nachkriegszeit von Saile und Kohler zu bewundern.

In dem reizenden kleinen und neben dem Reischachschen Wasserschloß in *Riet* ganz im Grün versteckten Chorturmkirchlein St. Stephanus besichtigte man zuguter Letzt einige historisch wertvolle Grabmäler. Im Schiff befindet sich an der Nordwand das etwas monströse Grabmal der 1562 verstorbenen Maria von Reischach, geb. Grempp von Freudenstein, die mit einem kleinen Kind und ihren Wappen nahezu in Lebensgröße dargestellt ist. Die »Gremper« gehörten zum Vaihinger Stadtpatriziat. Nachdem sie die Herrschaft Freudenstein erworben und damit Nachfolger des vorherigen Adels geworden waren, nannten sie sich »Grempp von Freudenstein«. In der Sakristei befindet sich eine ganz besondere Sehenswürdigkeit, das Grabmal des Hans Bombast von Hohenheim und seines Sohnes Trutwin (gest. 1455 oder 1456). Hans Bombast verlegte einst den Familiensitz der Bombaste von Hohenheim nach Riet, und es ist durchaus anzunehmen, daß sich der berühmte Arzt Theophrastus Bombastus von Hohenheim,

genannt Paracelsus, zeitweilig in Riet aufgehalten hat. Neben diesem Grabmal mit dem Wappen der Bombaste befindet sich ein weiteres, das den 1482 verstorbenen Jerg Feßler betrifft. Es trägt das Feßlersche Wappen, das der Familie 1471 mit kaiserlichem Wappenbrief verliehen wurde. Es dürfte eine der ersten öffentlichen Darstellungen des Wappens einer später in Württemberg zu Ansehen gelangten Familie sein, die besonders durch den württembergischen Kanzler Dr. Johann Feßler und seinen Sohn bekannt wurde.

Nach dieser trotz der kurzen Entfernungen recht anspruchsvollen Exkursion gab es in der »Eintracht«, dem so gemütlichen Rieter »Einkehrtip«, noch ein fröhliches Zusammensein als Abschluß der diesjährigen Studienfahrten.

Der vorliegende Jahresbericht gründet weitgehend auf den Zeitungsberichten von K. Schupp und M. Otto.

*Markus Otto*



## Rückblick auf das Jahr 1986

»Von guten Mächten treu und still umgeben,  
behütet und getröstet wunderbar,  
so will ich diese Tage mit euch leben  
und mit euch gehen in ein neues Jahr.«

Könnte man schönere Verse an den Anfang eines neuen Jahres stellen als diese ersten Zeilen aus dem Neujahrs-Gedicht des unvergessenen Dietrich Bonhoeffer? Man möchte es jedem Jahr voranstellen. Es ist so tröstlich, macht so zuversichtlich und vermittelt das Gefühl tiefer Sicherheit: »Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag.« Kein Jahr hält nur Gutes für uns bereit. Nicht für den einzelnen, nicht für eine Gemeinde oder für ein Volk. Drum ist es so wichtig, dem Neuen, dem Kommenden getrost und gefestigt entgegenzugehen. Auch für 1986 war es notwendig.

Das Jahr beginnt im Kreis Ludwigsburg mit mehr Glockenschlägen als Böllerschüssen. Man wünscht es sich für die kommenden Monate, daß immer dieser Klang die Detonationen übertönen möge. Im Ludwigsburger Krankenhaus erblickt ein kleiner Dominik, 3680 Gramm schwerer Sohn Kornwestheimer Eltern, als erster Erdenbürger des Jahres das Licht der Welt.

Das Staatliche Veterinäramt bekommt in Dr. Herbert Ehlert einen neuen Leiter, Dr. Erich Graef, der dem Amt sechs Jahre lang vorstand, ging in Ruhe.

Schlimmes Glatteis zu Beginn des Januar.

Nach einer ansehnlichen Preissenkung steigen viele Kraftfahrer jetzt auf »Bleifreies« um.

Bund und Land stellen zusammen 30 Millionen Mark zur Verfügung, um das Deutsche Literaturarchiv in Marbach erweitern zu können. Mit dem Beginn der Arbeiten ist aber erst in ein bis zwei Jahren zu rechnen. Die Zahl der Kurzarbeiter hat wieder zugenommen. Ist wohl wetterbedingt. Von der Schleuse in Poppenweiler aus unternehmen Mitglieder der DLRG ihr traditionelles Eisschwimmen. Die Zuschauer draußen scheint es mehr zu frösteln als die »Eisbären«. Vor den Weingärtnern zieht WZG-Präsident Gottlob Wägerle das Resümee des vergangenen Herbstes: klein aber hochwertig.

Der FDP-Kreisverband Ludwigsburg feiert in Bietigheim-Bissingen sein 40jähriges Bestehen mit einem Empfang. Prominentester Gast ist Graf Lambsdorff. In der Jahresversammlung der Landwirte in Schwieberdingen versucht Minister Gerhard Weiser ein wenig zu trösten: Die Situation in der Landwirtschaft wird immer prekärer. Die Bauern, so heißt es, werden immer ärmer.

Am 5. Januar wird Händels Oper »Semele« im Fernsehen gesendet, die bei den Ludwigsburger Schloßfestspielen mit großem Erfolg aufgeführt worden ist.

Gute Nachricht kommt aus Ägypten: Albrecht Haug aus Bietigheim-Bissingen und Hermann Kimmerle aus Bönningheim sind seit dem 1. Januar 10 Tage lang mit einem selbstentwickelten Leichtfluggerät auf der »Route der Störche« von Kairo nach Assuan geflogen. Und heil angekommen. Muß ein tolles Erlebnis gewesen sein.

Beim Neujahrsempfang des Kreises wird eine Dokumentation über die Eingliederung der mehr als 100000 in den Kreis gekommenen Flüchtlinge und Vertriebenen der Öffentlichkeit übergeben. Es ist das erste umfassende Werk über dieses Thema. Den Hauptanteil am Zustandekommen hatte Erich Tomschik aus Markgröningen. Im Kreishaus wird auch eine umfangreiche Ausstellung über die Eingliederung gezeigt, die

große Beachtung findet. Ein alter Film vom Wiederaufbau nach dem Krieg ist im Archiv entdeckt und aufbereitet worden. Er enthält eindrucksvolle Szenen von der Ankunft der Vertriebenen.

Der sogenannte »Kleinbautenerlaß« erregt die Gemüter. Wer sein Gartenhäusle ohne Genehmigung in die Landschaft gesetzt hat, muß nun um dessen Bestand fürchten. Die Schnellbahn frißt sich weiter durchs Kreisgebiet. Immer neue Baustellen entstehen.

Schneeglöckchen lassen als erste Frühlingsboten Hoffnungen sprießen. Aber es bleibt noch lange kalt in diesem Winter. Im neuen Stift auf der Marbacher Schillerhöhe ziehen die ersten Bewohner ein. Beim Neujahrsempfang der Industrie- und Handelskammer in Kornwestheim spricht Wirtschaftsminister Martin Herzog zur Lage. Die Weltmeisterformation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg belegt auch beim heimischen Turnier in der Ludwigsburger Rundsporthalle den 1. Platz. In den Höheren Schulen beginnen die Abitur-Prüfungen. Großkampftage für die kommenden Uni-Anwärter.

Der 33. Bundes-Schwabenball in Gerlingen ist in Wirklichkeit schon der 61., denn der erste fand 1925 in Budapest statt. Die Tradition wird weitergeführt. Am 20. Januar richten orkanartige Sturmböen, die übers Kreisgebiet hinwegfegen, schwere Schäden an. Dächer werden abgedeckt, Bäume geknickt. Und wie ein Sturm hat auch die Narretei vom Kreis Besitz ergriffen. Überall regieren die Narren mit ausgelassener Fröhlichkeit.

Nach gründlicher Renovierung, die 2,3 Millionen gekostet hat, wird das »Haus des Handwerks« in Ludwigsburg wieder in Betrieb genommen. Kreishandwerksmeister Erwin Regele, der mit viel Geschick die Handwerker-Organisation des Kreises 20 Jahre lang geleitet hat, wird verabschiedet. Sein Nachfolger ist Uwe Schüle. Die Kreishandwerkerschaft Ludwigsburg umfaßt 28 Innungen, in denen 2640 Handwerksbetriebe zusammengeschlossen sind. Sie geben 22400 Menschen Arbeit.

Ende des Monats Februar wird auf der Deponie »Burghof« in Vaihingen-Horrheim ein Blockkraftwerk in Betrieb genommen. Es wandelt Deponiegas in elektrischen Strom um. 800 Haushalte können damit versorgt werden. Rolf Roller löst Helmut Scholl als Leiter des Staatlichen Schulamtes ab.

Im Kreis Ludwigsburg beginnt mit dem Monat *Februar* die Satelliten-Fernsehzeit. Immer mehr Haushalte werden »ans Kabel« angeschlossen. In diesen Tagen gibt es auch erste Protestkundgebungen der Gewerkschaft gegen die Änderung des Paragraphen 116 des Arbeitsförderungsgesetzes. Im Steinheimer Gemeinderat wird Grünes Licht für den Sanierungsabschnitt III Kloster gegeben. Zukünftig soll ein Museum die 300jährige Klostersgeschichte dokumentieren.

Der Tunneldurchstich für den Zentralen Omnibusbahnhof in Ludwigsburg, der mit 35 Millionen Mark Kosten erstellt wird, ist vollzogen. Nun kann die Arbeit unterirdisch vorangehen. Ein neuer Preissturz beim Benzin. Und der Landkreis stiftet einen mit 10000 Mark dotierten Umweltpreis. Der Bund für Umwelt und Natur im Kreis Ludwigsburg hat jetzt 1000 Mitglieder.

Mitte Februar wird am sogenannten Weingärtnerhaus in Hessigheim Richtfest gefeiert. Es ist eines der bedeutendsten Sanierungsprojekte der letzten Jahre. Kosten 2,5 Millionen. Ein Rathaus soll daraus werden. Im Kreis gibt es zur Zeit fast 700 Asylbewerber.

Am 18. Februar kilometerlange Staus auf allen Straßen und viele Unfälle: Der Winter schlägt mit Schneefällen noch einmal hart zu. Das Landesdenkmalamt ist sicher, daß neben der Schnellbahntrasse ein römischer Gutshof zu finden ist, der vor knapp 2000 Jahren von Alemannen zerstört worden ist. Das haben Infrarotaufnahmen ergeben. Die Suche nach den Resten, so wird mitgeteilt, werde den Bau der Schnellbahn nicht behindern.

In Freiberg ehrt Bürgermeister Schlagenhauf vor dem Gemeinderat den elfjährigen Hanan Mahmud. Unterstützt von zwei Helfern, 63 und 72 Jahre alt, hat er eine 32jährige Jordanierin und deren sechsjährigen Sohn aus dem Neckar gerettet.

Hohe katalanische Beamte der autonomen Landesregierung besuchen den Kreis. Bürgermeister Walter Schlitter, der 39 Jahre lang die Geschicke der Stadt Großbottwar geleitet hat, geht als Ehrenbürger in Ruhe. Sein Nachfolger wird Rainer Gerhäuser. Der Landkreis ehrt posthum Dr. Willi Müller, Schwieberdingen, Heimatforscher und langjähriger Vorsitzender des Historischen Vereins, mit der Herausgabe gesammelter Aufsätze aus seiner Feder. Sie sind zusammengefaßt im Band 37 der Geschichtsblätter. Das erste Exemplar aus der Hand des Landrats erhält Dr. Müllers Witwe.

Bürgermeister Horst Neuhäuser wird am 23. Februar in Hessigheim für weitere acht Jahre in seinem Amt bestätigt.

Nach 30jähriger Tätigkeit geht der Verwaltungsdirektor des Behindertenheims Markgröningen, Ernst Hellerich, in Ruhe. Nachfolger werden Maximilian Fechter und Rolf Hahnenkratt. Anfang März wird in der Gemeindehalle in Eberdingen-Hochdorf ein Förderverein »Keltenmuseum« gegründet und in Korntal-Münchingen wird in der alten Schule ein Heimatmuseum eingerichtet. Die Volkskundlerin Annegret Knoll füllt es mit viel »aus der Mode gekommenem« bäuerlichem Gerät.

Am 9. März feiert der unter dem Vorsitz von Pfarrer i. R. Peter Schleinitz stehende Orts- und Kreisseniorat mit einem Festakt im Kornwestheimer Kulturhaus sein zehnjähriges Bestehen.

Das Heilbad Hoheneck registriert Mitte März den 2,5millionsten Besucher. Er kommt aus Stuttgart. Seit der Eröffnung im Jahre 1978 hat das Bad jährlich mehr als 300000 Badegäste. Bei der Sanierung des Ludwigsburger »Jägerhauses« werden die Reste der alten Porzellanmanufaktur gefunden.

Der »Neckar- und Enzbote« feiert in Ottmarsheim mit einem Festabend seinen 150. Geburtstag. Ministerpräsident Späth ist Ehrengast. Am 23. März wird Günter Seitz neuer Bürgermeister von Gemrigheim. Helmut Klas hat nach 30 Jahren Tätigkeit für seine Gemeinde den Ruhestand verdient.

Das Zweite Deutsche Fernsehen überträgt aus der Kreuzkirche, in der es seit 1981 nun schon zum dritten Male zu Gast ist, eine Passion. Schwedenkönig Carl XVI. Gustav macht mit einer 20köpfigen Delegation Firmenbesuche im Kreis. Porsche feiert im Tammer Feld Jubiläum: Von hier aus sind 10000 Bundesbahnwaggons mit Ersatzteilen auf Fahrt gegangen.

»Saukalt« ist es, als Minister Roman Herzog am 26. März die neue Saison im »Blühenden Barock« eröffnet.

Der April fängt gleich gut an. Mit einem Weltrekord ganz besonderer Art (dem im Laufe des Jahres noch einige mehr von besonderer Art folgen werden): Mark Astrath, ein 19jähriger Mundelsheimer, stellt einen Weltrekord im Dauerfrisieren über 120 Stunden auf. Vier Tage später werden Wolfgang Lindemann und Jadran Piplica in Sachsenheim mit 240 Stunden Weltmeister im Wannensitzen! Immerhin bringt die Veranstaltung 11000 Mark ein, die einem SOS-Kinderdorf zugute kommen. Solche Rekorde läßt man sich gefallen.

Ottmarsheimer Eltern ergreifen die Initiative: Sie wollen ihre eigene Grundschule wieder bekommen.

Die Sonnenhungrigen, die sich schon im Frühling wähten, kriegen das Zittern: erneut ist Schnee gefallen. Die Temperaturen sind empfindlich kalt. Nimmt denn das gar kein Ende, denkt da so mancher. Ganz schön kalt ist es auch am Tag danach, am 12., bei der Eröffnung der ersten Ludwigsburger Leistungsschau am Stadion.

Bietigheim-Bissingen feiert seinen traditionellen »Bietigheimer Tag« mit dem frühe-

ren Bundesminister Björn Engholm und mit dem Heilbronner Prälat Walter Bilger.

Am 17. April wird Affalterbachs 450 Jahre alte Kelter nach gründlicher Renovierung, die 1,3 Millionen kostete, als Bürgerhaus eingeweiht. Aus Anlaß des 150jährigen Bestehens des Neckar- und Enzboten gibt es im Besigheimer Rathaus eine Ausstellung zum Thema »Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit«. In Ditzingen ist die »Strohgäu-Messe« im Gang.

Am 20. April wird in Walheim Bürgermeister Wilfried Botzenhardt wiedergewählt. Für weitere acht Jahre sind Wohl und Wehe der Gemeinde ihm anvertraut. Bei Aushubarbeiten in Erdmannhausen wird ein Mammutstoßzahn entdeckt. Er wird auf etwa 200000 Jahre geschätzt.

Bietigheim-Bissingen leistet einen bedeutenden Beitrag zum Umweltschutz: In der für 4 Millionen Mark umgerüsteten Kläranlage wird jetzt aus Schlamm Energie gewonnen. Rund 600000 Mark werden dadurch jährlich gespart. In Erdmannhausen erscheint ein Büchlein von Georg Wennrich: ein Streifzug durch die Dorfgeschichte in Bildern. Der Landkreis macht sich in einer Ausstellung in der englischen Grafschaft Essex bekannt. Alexander von Hohenlohe wird Nachfolger von Bodo Kernbach, der den Kreisvorsitz der SPD 13 Jahre lang inne hatte.

Im Kreishaus wird in einer Feierstunde des Kreisfeuerwehrverbandes Stadtbrandmeister Otto Bräckle, Markgröningen, in den Ruhestand verabschiedet. Sein Nachfolger wird Hauptbrandmeister Helmut Trautwein aus Steinheim. In der Hauptversammlung des DRK-Kreisvereins wird mitgeteilt, daß im Jahre 1985 die 1778 Aktiven mehr als 146000 Stunden im Einsatz waren. Dienst am Nächsten.

Am 26. April wird Gemmingens bisheriger Bürgermeister Helmut Klass feierlich verabschiedet. Unter dem Großbottwarer Marktplatz liegen Zeugen der Stadtgeschichte: Historische Funde belegen, daß das erste Rathaus um 1250 gebaut worden sein muß.

Der Turnverein Marbach feiert sein 125jähriges Bestehen. Er mag hier für eine ganze Reihe von Vereinen stellvertretend genannt sein, die ebenfalls in diesem Jahr solch stolzes Jubiläum feiern konnten.

Am 28. April ist erster Spatenstich für den Neubau des Wohnheims in Markgröningen: 1989 sollen 72 Behinderte hier ein neues Zuhause haben. Es ist die größte Maßnahme im Rahmen der Gesamtansanierung, die mit 8,4 Millionen Mark Kosten veranschlagt ist.

Gute Nachricht zu Beginn des Wonnemonats *Mai*: Der 21 Jahre alte Metzgerlehrling Ralf Nagel aus Ludwigsburg wird bei einem internationalen Wettbewerb in Luxemburg Europameister. Er kann sich gegen Konkurrenten aus sieben Nationen durchsetzen.

In einer Feierstunde im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses, bei der der Astronaut Dr. Ernst Messerschmid den Festvortrag hält, zeichnet Ministerpräsident Lothar Späth hervorragende Persönlichkeiten mit der Landesmedaille aus: den Wüstenrot-Vorstandssprecher Walter Englert, den ehemaligen Oberbürgermeister von Ulm und gebürtigen Ludwigsburger Dr. Hans Lorensen, den Ditzinger Wirtschaftsprüfer und Steuerberater Hermann Oettinger, den ehemaligen Abteilungsdirektor Kurt Richter aus Ludwigsburg und den Markgröninger Grafiker Erich Tomschik.

Am 7. Mai weihet Bischof Moser den neuen Anbau des St.-Josefs-Heims in Ludwigsburg ein. Das Müttergenesungswerk wendete 3,5 Millionen Mark auf, um weitere Unterbringungsmöglichkeiten für erholungsbedürftige Mütter zu schaffen. Am gleichen Tag ist auch Einweihung des Bürgerhauses in Gemmingen und Richtfest des Erweiterungsbaus auf der Ludwigsburger Karlshöhe, durch den mehr Raum für behinderte Jugendliche geschaffen und eine neue kaufmännische Lehrstätte eingerichtet wird.

Nach dem Reaktorunfall im russischen Tschernobyl geht die Angst um. Täglich neue

Meldungen verunsichern mehr und mehr. Gemüse wird kaum noch gekauft. Für den Kreis Ludwigsburg heißen die Daten: Strahlenwerte leicht erhöht, pendeln sich aber auf Normalstand ein.

Vaihinger Vereine knüpfen Beziehungen zur ungarischen Stadt Kőszeg. Am 12. Mai wird das Vaihinger Stadtarchiv eingeweiht. Es konnte durch die Sanierung eines ehemaligen Scheunen- und Stallgebäudes, das auch als Zehntscheuer gedient hat, gewonnen werden. Kosten 1,4 Millionen Mark. Eine hauptamtliche Fachkraft ist eingestellt worden. Mit unter dem Archivdach befindet sich ein kleines Lapidarium.

Im ausgebauten Amtsgerichtsgebäude in Besigheim werden historische Malereien entdeckt. In eineinhalbjähriger Bauzeit sind 10 neue Arbeitsräume im Dachgeschoß geschaffen worden. Am 12. Mai ist die erste Sprengung für den Schnellbahntunnel auf der Pulverdinger Höhe bei Markgröningen. Er soll fast 2000 Meter lang werden.

Am 13. Mai wird das Seniorenstift Schillerhöhe in Marbach eingeweiht. Es hat 35 Millionen Mark gekostet. Am gleichen Tag werden die Sieger im 33. Europäischen Wettbewerb für Schulen ausgezeichnet: Der 19jährige Michael Schwenzer vom Bietigheim-Bissingen Ellental-Gymnasium und der 13 Jahre alte Volker Beller aus der Grund- und Hauptschule Hirschlanden werden Bundessieger.

Das Sinfonieorchester der Stadt Ludwigsburg unter der Leitung von Musikdirektor Siegfried Bauer kommt beim 1. Deutschen Laienorchesterwettbewerb in Würzburg in der Gruppe »Sinfonieorchester, Erwachsene« in die Leistungsstufe II. Als einziges der vergleichbaren Ensembles. Insgesamt beteiligten sich 72 Gruppen.

Am 14. Mai wird der neue Rektor der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, Dr. Gerhard Stephan, als Nachfolger von Prof. Dr. Karl-Dieter Klose durch Minister Helmut Engler in sein Amt eingeführt. In Gemmrigheim übernimmt am gleichen Tag Günter Seitz den Platz von Bürgermeister Helmut Klass.

Ein kunsthistorisches Kleinod bereichert den Kreis: die mit rd. 1 Million Mark restaurierte Sommerstube im Bietigheimer Hornmoldhaus. Am 16. Mai wird sie der Öffentlichkeit übergeben.

Am 23. Mai wird der 218. Ludwigsburger Pferdemarkt eröffnet. Die Zeit der Feschtle beginnt. In Aldingen präsentiert der Bund der Selbständigen 26 Firmen in einer Gewerbeschau. Eine Woche später wird in Murr eine schöne überdachte Holzbrücke über die Murr eingeweiht. Nach 40 Jahren gibt es erstmals wieder eine direkte Fußverbindung nach Marbach.

Am 30. Mai geht auch diesmal die Welt nicht unter. Aber in Vaihingen treffen sich am 31. Mai und 1. Juni Gaukler, Spielleute und Handwerker beim ersten »Markt aus dem 15. Jahrhundert«.

Die Entdeckungen in Walheims ausgegrabenem Römerdorf gehen weiter: Anfang Juni wird das erste römische Dorfrathaus gefunden. Eine Einmaligkeit. Selbst für Archäologen die große Überraschung.

Am 8. Juni wird Bürgermeister Gerd Kreiser in Bönningheim wiedergewählt. Auf weitere acht Jahre.

Eine 120 Jahre alte Wellingtonie, ein sogenannter Mammutbaum, muß bei Ditzingen gefällt werden. Sie war krank geworden. Diese Baumart ist 1860 nach Deutschland gekommen.

Die »Ludwigsburger Rosentage« im Blühenden Barock stehen ab 13. Juni im Mittelpunkt des Interesses der Gartenfreunde aus nah und fern.

Wiedergewählt wird auch Bürgermeister Herbert Müller in Affalterbach. Er ist seit 28 Jahren Schultes der Lemberggemeinde. Am 22. Juni sagen ihm seine Mitbürger, daß sie mit ihm zufrieden sind.

Im alten Schulhaus in Münchingen wird am 28. Juni das Heimatmuseum eröffnet.

Die kleinste Stadt im Kreis, Oberriexingen, wird im Dorfwettbewerb »schönste Gemeinde« im Kreis. Vor Affalterbach. 40000 Kraftfahrer haben bisher am Verkehrstraining der Verkehrswacht Stromberg-Strohgäu auf dem Vaihinger Egelsee teilgenommen und Rüstzeug für die Gefahren auf der Straße erhalten.

Am 4. Juli wählt der Ludwigsburger Kreistag Dr. Hubertus Ey als neuen Chefarzt für die Chirurgie am Krankenhaus in Vaihingen. Der bisherige Chef, Dr. Lindel, tritt nach 27 Dienstjahren an diesem Haus in den Ruhestand.

Am 5. Juli ist große Sommernacht im Ludwigsburger Blühenden Barock mit Lichterfest, Commedia del Arte und Barocktanz. Und vielen tausend Menschen.

Friedlicher Protest gegen Kernkraft: Zwei Stunden lang wird die Zufahrt zum Gemeinschafts-Kernkraftwerk Neckar II in Gemrigheim-Neckarwestheim blockiert. Nicht sehr friedlich geht es acht Tage später zu, als militante Kraftwerksgegner versuchen, einen Strommast in der Nähe des Kernkraftwerks zu zerstören. Sie richten Schäden für mehr als 100000 Mark an.

Minister Weiser und Regierungspräsident Dr. Bulling fahren mit der »MS Stuttgart« auf dem Neckar und bestätigen dabei, daß es mit dem Neckarwasser wieder aufwärts geht. Ob kommende Generationen wieder darin baden können? Oder gehen wir am Ende doch baden?

Ein schweres Unwetter über dem Kreisgebiet enturzelt am 23. Juli Bäume, knickt Strommasten und deckt Dächer ab. Ein Kranführer auf einer Baustelle der Schnellbahn verunglückt tödlich, als der Sturm den Kran umwirft. In einigen Teilen des Kreises werden vom Hagel erschlagene Vögel gefunden.

20 junge Menschen aus Israel und der Bundesrepublik sanieren den alten Judenfriedhof in Freudental. Am 23. Juli berichtet das Fernsehen darüber.

Der Landkreis Ludwigsburg hält jetzt den 2. Platz in der Ausländer-Statistik des Landes. Mit 55 243 ausländischen Mitbürgern.

Anfang August beginnen in der Reuteallee die Bauarbeiten für die Waldorfschule Ludwigsburg. Noch ist das Thema Enteignung und Widerstand nicht ad acta. Die Arbeitslosenquote liegt jetzt im Kreis bei 4,4 Prozent. Wie glücklich wäre man in anderen Gebieten mit solchen Raten.

Der Sommerkurs des Goethe-Instituts aus Schwäbisch Hall bringt Sprachschüler aus 40 Ländern nach Ludwigsburg und läßt sie den Kreis kennenlernen. Finnische und japanische Jugendleiter sind bei der Sportjugend des Kreises zu Gast.

Am 12. August wird vor der Schloßapotheke in Sachsenheim ein Brunnen eingeweiht, der durch die Form einer aus sechs Granitplatten gebildeten Pyramide die Teile der Stadt symbolisch darstellen soll.

Beim Internationalen Musikfest am 16. und 17. August in Markgröningen erfreuen die mehr als 10000 Besucher auch Musikkapellen aus England und Tirol. Im Bereich der Klosterkirche in Steinheim werden bei Grabungen durch das Landesdenkmalamt Teile einer römischen Mauer freigelegt. Anlässlich des traditionsreichen Markgröninger Schäferlaufs stellt die Stadt gemeinsam mit dem Arbeitskreis Geschichtsforschung Dokumente über die 60 Jahre alt gewordene Schäfertanzgruppe aus. Im Bereich der Kornwestheimer Bank in Kornwestheim wird eine römische Wasserleitung gefunden.

Am 27. August erfaßt das Europameisterschaftsfieber auch die Gemeinde Remseck: bis nach hier führt der Marathonlauf. Viele tausend Sportfans säumen die Strecke und feiern die Matadore mit den schnellen Beinen.

In Ottmarsheim ist es soweit: die Eltern haben sich durchgesetzt, die Grundschule wird als erste wieder eröffnet. Kultusminister Gerhard Mayer-Vorfelder ist mit dabei.

Am Tag darauf werden in 14 Grundschulen die Abc-Schützen eingeschult. Ein Drittel von ihnen sind Ausländer-Kinder. Die Klassenstärke liegt im Durchschnitt bei 20,6.

Vom 29. August bis 2. September ist wieder Bietigheimer Pferdemarkt. Viele tausend Menschen kommen in die Stadt an Metter und Enz. Und mehr als 1000 Pferde treten an.

Zum Ludwigsburger traditionellen Marktplatzfest am 30. August werden 50000 Gäste erwartet. Dann hält das Wetter die Veranstalter zum Narren: das Fest fällt aus. Die Meteorologen hatten sich gewaltig geirrt. Schade drum.

Ein Steinrefrtragen erinnert bei der Mundelsheimer Sichelhenket am 30. und 31. August an altes Brauchtum in den Weinorten am Neckar. So wie einst die Weinbauern schuften mußten, mühen sich freiwillige Wettkämpfer mit dem schwer beladenen Reff.

Im *September* haben die Vereins-, die Straßen- und Weinfeste Hochsaison. Viele fröhliche Menschen finden sich zusammen.

Am 5. September wird in Tamm das 300 Jahre »Alte Rathaus« eingeweiht, das mit Kosten in Höhe von 1,5 Millionen Mark grundlegend renoviert worden ist. Mit der Alten Kelter bildet dieses neue »Haus der Bürgerschaft« eine harmonische Einheit im alten Ortskern.

Steinheim übernimmt die Patenschaft über die böhmischen Vertriebenen aus der Pfarrei Christiansberg. Am gleichen Tag werden vom Historischen Verein Bottwartal die ersten Geschichtsblätter vorgestellt. Ein hoffnungsvolles Ergebnis der Arbeit.

Im Favoriteschloß tanzt die Weltmeister-Formation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg für die Fernseh-Gedenksendung für Carl Maria von Weber, der ja enge Beziehungen zu Ludwigsburg hatte.

Am 11. September nehmen die Amerikaner das Heizwerk Sonnenberg in Betrieb, das die US-Siedlung mit Wärme versorgen soll. Es wird mit Gas betrieben und versorgt 16 Wohnblocks umweltfreundlich mit Fernwärme. Kornwestheims Oberbürgermeister Fischer und der amerikanische Standortkommandeur Oberst Velezis haben allen Grund zur Freude über das endlich gelungene Werk.

Besigheim feiert am 20. und 21. September seine 20jährige Partnerschaft mit der französischen Gemeinde Ay. In Kornwestheim wird das gefundene Teilstück einer ehemaligen Römerstraße der Öffentlichkeit vorgestellt. Die 75 qm Geschichte werden »Steinerne Straße« heißen.

Im Ordensaal des Ludwigsburger Schlosses wird in einem Festakt am 19. September des 200. Geburtstages von Justinus Kerner gedacht. Professor Jennings aus Chicago, der als der beste Kerner-Kenner unserer Tage gilt, hält den Festvortrag.

Zwischen Marbach (12000 Einwohner) und der südostchinesischen Industriestadt Tongling, die 400000 Einwohner zählt, bahnt sich eine Partnerschaft an.

Bei einem Fachseminar der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege Anfang *Oktober* werden bisher geheimgehaltene Pläne zur Neugestaltung des Blühenden Barocks bekannt. Man will die Gärten wieder dem historischen Vorbild anpassen. Was nicht überall auf Gegenliebe stößt.

Die Ludwigsburger »Stiftung evangelisches Altenheim« mit ihren Häusern in der Mühl- und in der Mömpelgardstraße feiert am 10. Oktober ihr 150jähriges Bestehen.

Der Hobbymusiker Josef Weiß aus Murr gewinnt den Wettbewerb um ein Baden-Württemberg-Lied. Noch ist es nicht in aller Munde. Aber ein schöner Erfolg für den Gewinner.

Ludwigsburg übernimmt die Patenschaft für eine neue Lufthansa-Boeing 737-300, die den Namen der Stadt tragen wird.

Am 11. Oktober wird der »Gewerbepark Ossweil« eingeweiht, in dem sich in den letzten Jahren viele Firmen angesiedelt haben.

»... so isch's na au wieder« heißt das Buch, das am 23. Oktober in Bietigheim-Bissingen vorgestellt wird. Es schildert Geschichte in Geschichten. Am nächsten Tag

schließt der Ludwigsburger Kreistag die Geburtshilfe im Krankenhaus Vaihingen. Der Grund: zu wenige Geburten und zuviel Risiko dabei.

Der Landes- und Kreisnaturschutztag findet am 25. Oktober in Kleinglattbach statt. Der Kreisnaturschutzpreis geht an den Redakteur des Süddeutschen Rundfunks Bernd Rohling, der sich um die Verbreitung der Gedanken der Naturschützer verdient gemacht hat. Ministerpräsident Späth hält die Hauptrede des Tages.

Die Stadt Oberriexingen hat ihre Festhalle umgebaut und modernisiert und eine neue Sporthalle gebaut. Zusammen kostete das 3,54 Millionen Mark. Und zusammen wird am 25. Oktober eingeweiht.

Ein Großfeuer verwüstet am 3. November die Sporthalle in Bönningheim. Kinder haben gezündelt, wie die Ermittlungen ergeben. Der Schaden: rd. 2 Millionen Mark. Zum Glück können sich alle Schülerinnen, die darin turnten, rechtzeitig in Sicherheit bringen, so daß wenigstens keine Menschen Schaden nehmen.

Prominenz in Ludwigsburg. Das ganze Jahr hindurch hat es in der Kreisstadt, aber auch in anderen Städten namhafte Besuche gegeben. Stellvertretend seien zwei genannt: Wolfgang Leonhard (»Die Revolution entläßt ihre Kinder«) und Max von der Grün (»Steppenbrand«).

Renate Leibfried aus Eberdingen wird am 5. November im Neuen Schloß in Stuttgart geehrt: Die Hausfrau und Hobbyarchäologin hatte das Grab des Keltenfürsten in Eberdingen-Hochdorf entdeckt. Oder wenigstens: durch unermüdliches Drängen dafür gesorgt, daß es entdeckt wurde. Den Preis in Höhe von 15 000 Mark behält sie nicht für sich, sondern gibt ihn an den »Förderverein Keltenmuseum« weiter. Die »Stiftung zur Förderung der geistigen und künstlerischen Arbeit« wollte eine gute Tat würdigen und eine Person auszeichnen – nun hat sie auch ein gut Teil zur Verwirklichung des Museums beigetragen.

Nach zwei Jahren Bestehen meldet das Schulmuseum in Kornwestheim schon 10 000 Besucher. Die erste Küfergesellin der Württembergischen Weingärtner-Zentralgenossenschaft, die 20jährige Sybille Osswald, wird auf Anhieb Landesbeste.

Am 13. November entscheidet der Gemeinderat von Oberstenfeld, daß die Grundschüler aus Gronau und Prevorst vom Sommer 1987 an – nach 14 Auswärtsjahren – wieder in ihre eigene Grundschule in Gronau gehen sollen. Am selben Tag wird das Großbottwarer Rathaus nach zweijähriger Restaurierung wieder in Dienst gestellt. Das Haus aus dem Jahre 1556 hat einen Anbau erhalten.

Nun ist Ludwigsburg an der Reihe: US-Colonel Velezis und Oberbürgermeister Henke setzen die neue Kesselanlage in der Flakkaserne in Betrieb. Die Amerikaner beziehen nun ihre Fernwärme von den Stadtwerken.

In Ditzingen ist Grundsteinlegung für ein neues Verwaltungs- und Bürgerzentrum Laien. Bis zum Sommer 1989 soll das 26,5 Millionen Mark teure Projekt fertig sein. Bundestagspräsident Philipp Jenninger besucht das Jugenddorf Schloß Kaltenstein in Vaihingen, und Kornwestheim gedenkt des 125. Geburtstages des Salamander-Gründers Jakob Sigle.

In Marbach macht am 17. November ein Maurermeister bei Ausschachtungsarbeiten für eine größere Renovierungsmaßnahme in der Altstadt eine sensationelle Entdeckung: er findet eine größere Menge Goldstücke aus der Zeit vor dem großen Stadtbrand im Jahre 1693. Wegen der Bedeutung des Fundes bekommt er per Ausnahmeregelung 10 000 Mark Finderlohn zugesprochen.

7850 Menschen sind im Landkreis Ludwigsburg ohne Arbeit. Das sind 4,3 Prozent. Der 19jährige Harald Stengel aus Erligheim wird Bundessieger im Müllerhandwerk. Und die erwähnte Sybille Osswald wird auch noch Bundessiegerin im Wettbewerb des Küferhandwerks.



Die Erfolgsmeldungen jagen sich geradezu. Ein paar Tage später werden die Bandagistin Petra Haun und der Messerschmied Michael Winter in Köln ebenfalls Bundessieger in ihren Berufs-Wettbewerben. Großartig, diese jungen Leute!

Am 24. November wird im Ratskeller in Ludwigsburg das neue Buch von Professor Borst vorgestellt, das der Maler Werner Rosenbusch reizvoll illustriert hat.

Ende des Monats ist erster Anschlag für den Nebenwegtunnel bei Vaihingen. Das 31 Millionen teure Projekt soll bis 1988 fertiggestellt sein.

Der letzte Monat des Jahres 1986 beginnt mit der Vorstellung eines Bildbandes über die Gemeinde Oberstenfeld und der Einweihung eines neuen Bürgerhauses in Möglingen. Es ist das größte bisherige Einzelprojekt in der Ortsgeschichte, das hier verwirklicht worden ist. Der 19 Jahre alte Mark Kleber aus Erdmannhausen erhält den Literaturpreis der Jürgen-Ponto-Stiftung.

Am 11. November vor 50 Jahren ist das Krankenhaus Vaihingen/Enz eingeweiht worden. Die Hospitalgeschichte reicht aber schon bis ins 13. Jahrhundert zurück. Heute ist das Haus ein Krankenhaus der Grundversorgung. Am Tage nach der kleinen Jubiläumsfeier wird die neue Grund- und Hauptschule Kirchheim/Neckar eingeweiht. Sie hat 11 Millionen gekostet.

In der Vertreterversammlung des Kreisbauernverbandes wird Schlimmes kundgetan: das lange befürchtete Bauernsterben hat begonnen. Die Situation in der Landwirtschaft wird immer schlechter. Trotz oder wegen des gemeinsamen Europäischen Marktes.

»Kunst und Kultur im Landkreis Ludwigsburg« heißt ein handliches Buch, das der Konrad-Theis-Verlag herausgebracht hat. Es wird noch rechtzeitig vor Weihnachten auf den Markt gebracht. Die erste umfassende Übersicht über die Kulturdenkmale und kunsthistorischen Schätze des Kreises. Ulrich Gräf vom Landesdenkmalamt ist der Autor.

Die Weltmeisterformation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg holt sich in Bremerhaven den »Goldenen Tanzschuh«, die höchste Auszeichnung im deutschen Tanzsport. Für diesen Club war 1986 wirklich ein großes Jahr. Freilich hat es auch auf anderen Gebieten des Heimatsports eine Fülle schöner Erfolge gegeben. Der Chronist möchte sie wenigstens so global erwähnen.

Am 16. Dezember wird Professor Dr. Walker neuer Ärztlicher Direktor der Orthopädischen Klinik Markgröningen, und am 17. Dezember wird Bürgermeister Albrecht Bognor in Ludwigsburg für weitere acht Jahre wiedergewählt.

Ludwigsburg, Bietigheim-Bissingen und Kornwestheim wollen gemeinsam eine Kunstschule ins Leben rufen. Das Kulturabkommen darüber ist schon mal unterzeichnet. Von 1988 an soll die Jugendkunstschule gemeinsam betrieben werden.

1980 hat ein Häuslesbauer in Geisingen eine bedeutende Entdeckung gemacht. Ohne es freilich zu ahnen. Denn jetzt erst kommen die Archäologen dahinter, daß die eiserne Lanzenspitze und die Teile eines Bronzebeckens aus dem Grab eines alemannischen Adligen aus dem 7. Jahrhundert stammen. Anhand eines jetzt noch gefundenen Goldblattkreuzes kann sogar nachgewiesen werden, daß es um diese Zeit an der Grenze zum Frankenland schon einen christlichen Ortsadel gab.

Das erst vor vier Jahren eröffnete Orthopädische Klinikum Markgröningen erfreut sich landesweit eines guten Rufes. Zur Zeit stehen rd. 1000 Patienten auf der Warteliste für die fünf hier tätigen Operationsteams. Das teilt Landeswohlfahrtsverbands-Direktor Curt Becker Mitte des Monats mit.

Am 18. Dezember wird in der Vaihinger Stadthalle das Jubiläum des 50jährigen Bestehens des Krankenhauses gefeiert und gleichzeitig wird der bisherige Chef der Chirurgie, Dr. Lindel, in den Ruhestand verabschiedet.

Das Jahr neigt sich seinem Ende zu. Am 20. Dezember wird in Sersheim der Grund-

stein für einen Rathausneubau gelegt und mit dem Ende des Jahres schließt in Ludwigsburg die Pflegestation für Vögel im Favoritpark. Sie hat in der Vergangenheit viele kranke oder verletzte Gefiederte geheilt. Nun geht der Deutsche Bund für Vogelschutz nach Karlsruhe. Und dort beginnt ein neues Kapitel. Beginnt ein neues Jahr. Und wieder wird gelten, was für 1986 galt:

»... so will ich diese Tage mit euch leben  
und mit euch gehen in ein neues Jahr.«

*Herbert Saar*

## Buchbesprechungen

**Im Dienst des Fürstenhauses und des Landes Württemberg. Die Lebenserinnerungen der Freiherren Friedrich und Eugen von Maucier (1735–1816)**, bearb. von Paul Sauer. Lebendige Vergangenheit – Schriftenreihe des Württ. Geschichts- u. Altertumsvereins Stuttgart, hg. v. Hans-Martin Maurer, Bd. 9, W. Kohlhammer Verlag 1985, 178 S.

Die von Maucier, eine hugenottische Adelsfamilie, kamen im frühen 18. Jh. aus Glaubensgründen nach Preußen. Friedrich Freiherr (seit 1792) v. M. (1735–96) war zunächst preußischer Offizier und ab 1767 Erzieher der Söhne des württembergischen Herzogs Friedrich Eugen, wobei er vor allem starken Einfluß auf Prinz Friedrich, den nachmaligen ersten König von Württemberg erlangte. Entsprechend führte ihn sein Dienst von Treptow, wo der Herzog als preußischer General residierte, nach Mömpelgard und schließlich – auf Ersuchen von Prinz Friedrich – 1791 nach Ludwigsburg, wo er sich insbesondere der Erziehung seiner Kinder widmete und 1796 starb. Sein Sohn Paul Friedrich Theodor *Eugen* v. M. (1783–1859) wuchs 1791–96 in Ludwigsburg auf und ging hier zunächst in die Schule, danach in Bayreuth und Stuttgart, absolvierte ein Jurastudium in Tübingen und Gießen und trat 1803 in den württembergischen Staatsdienst ein, in dem er es bereits 1808/09 – mit 25 Jahren! – zum Kreishauptmann in Ludwigsburg (zuständig für die Oberämter Vaihingen, Maulbronn, Besigheim, Bietigheim, Ludwigsburg, Marbach und Waiblingen), 1818 zum Justizminister und schließlich 1831 zum Präsidenten des Geheimen Rats d. h. an die Spitze der württembergischen Staatsverwaltung brachte. Die Märzrevolution 1848 beendete seine aktive Tätigkeit. Beide Mauciers hinterließen aufschlußreiche, bei Eugen v. M. teilweise gegenüber König Friedrich sehr kritische Lebenserinnerungen (die bei Eugen v. M. aber nur bis 1816 reichen), von denen Sauer 1984 bei der letzten Namensträgerin Mia v. M. Kenntnis erhielt. Sie sind nicht nur interessante Zeugnisse des späten 18. und frühen 19. Jh. und der Atmosphäre im Umkreis von König Friedrich, sondern auch der damaligen zentralen Stellung Ludwigsburgs im Herzogtum bzw. Königreich Württemberg.

*Wolfgang Schmierer*

**Mit Napoleon in Rußland. Blätter aus meinem Portefeuille von C. W. von Faber du Faur.** Mit einer Einführung von Otto Borst und »Erläuternden Andeutungen« von Friedrich von Kausler. Stuttgart (J. F. Steinkopf Verlag) 1987, 112 S., über 100 Abb., kartoniert mit vierfarbigem Umschlag.

Der junge Artillerist und spätere General war – wie im Nachwort dieser schönen Publikation aktualisierend festgestellt wird – »Württembergs erster Bildberichterstatler« bei Napoleons Rußlandfeldzug 1812 und einer der wenigen Überlebenden dieser militärischen und menschlichen Tragödie. Seine hervorragend anschaulichen Skizzen, »im Feldzug 1812 an Ort und Stelle in Rußland gezeichnet«, erstmals 1816 in Stuttgart noch anonym erschienen, 1831–43 in einem Mappenwerk bei Ch. F. Autenrieth in Stuttgart im Druck präsentiert, sind hier neu – mit Ausnahme des Titelblatts – schwarz-weiß veröffentlicht. Die Originalzeichnungen befinden sich heute im Bayer. Armeemuseum in Ingolstadt. Obwohl die Reproduktionen, trotz des DIN-A 4-Formats des Bandes, naturgemäß relativ klein ausgefallen sind (mit wenigen Ausnahmen), halten die Skizzen eindrucksvolle Szenen vom Vormarsch bis Moskau und von dem rasch zur

regellosen Flucht entartenden grauvollen Rückzug der Grande Armée fest. Die »Erläuternden Anmerkungen« sind in Wirklichkeit militärisch knappe Berichte eines weiteren Feldzugteilnehmers über das Geschehen. Von den in diesen Krieg gezwungenen 15 800 Württembergern kamen knapp 1000 mit dem nackten Leben davon. Napoleon, dessen »Genie« in diesem Jahr reichlich gefeiert wurde, kehrte bekanntlich geschlagen, aber ungebrochen zurück und hob neue Armeen aus, bis seinem Treiben 1815 bei Waterloo ein Ende gesetzt wurde.

*Wolfgang Schmierer*

**Land der Dichtung / Dichters Lande.** Ein literarischer Wegweiser durch Baden-Württemberg von Thomas Scheuffelen, Eva Dambacher und Hildegard Dicke. Stuttgart (Konrad Theiss Verlag) 1981, 367 S. mit 133 sw Abb.

Ein Goethe-Wort steht als Motto über diesem Buch: »Wer das Dichten will verstehen / Muß in's Land der Dichtung gehen; Wer den Dichter will verstehen / Muß in Dichters Lande gehen«, das als Ausstellungskatalog von der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. erarbeitet und von Bernhard Zeller anlässlich einer Ausstellung 1981 herausgegeben wurde. Von Zeller stammt auch eine einführende Vorbemerkung zu dem schönen Band, der aus zwei sich gegenseitig ergänzenden Teilen besteht. Im 1. Teil werden 13 Beispiele für die Verbindung von Autoren zu »ihrem Ort« und der einschlägigen örtlichen Dokumentationsstellen vorgestellt: Wieland/Biberach, Schiller/Marbach, Schiller/Mannheim, Hölderlin/Tübingen, Dichter in Ludwigsburg (Justinus Kerner, Schubart, Schiller, Mörike, Friedrich Theodor Vischer, David Friedrich Strauß, Tony Schumacher), Hebel/Hausen, Mörike/Ochsenwang, Kerner/Weinsberg, Mörike/Stuttgart, Droste-Hülshoff/Meersburg, Scheffel/Karlsruhe, Wagner/Warmbronn und Hesse/Calw. Der 2. Teil »Literarische Museen in Baden-Württemberg« listet diese in alphabetischer Reihenfolge auf. Aus dem Landkreis Ludwigsburg findet man das Städt. Museum Ludwigsburg, das Schiller-Nationalmuseum/ Deutsches Literaturarchiv und das Schiller-Geburtshaus in Marbach sowie das Städt. Museum in Vaihingen/Enz aufgeführt.

*Wolfgang Schmierer*

**Landesgeschichtliche Vereinigungen in Baden-Württemberg.** Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg bearb. v. Eberhard Gönner. Stuttgart (Kohlhammer) 1987. 141 S.

In der Veröffentlichung sind die in den Grenzen Baden-Württembergs aktiven Vereinigungen zusammengestellt, die sich der Landes-, Heimat- und Ortsgeschichte widmen (Stand: 1. Januar 1986); die Bandbreite reicht »vom altrenommierten Geschichtsverein, der zahlreiche wissenschaftliche Publikationen vorzuweisen hat, bis zum Wanderverein, dem die Beschäftigung mit der Heimatgeschichte nicht Hauptzweck ist« (S. VII). Aufgeführt sind jeweils bei den unter dem Ort ihres Sitzes genannten Vereinen der Name der Vereinigung, die Aufgabenstellung, die Anschrift der Geschäftsstelle, Name und Anschrift des 1. und 2. Vorsitzenden sowie des Geschäftsführers, das Gründungsdatum, das Datum der Satzung, die Mitgliederzahl, die Höhe des Jahresbeitrags, die Zahl der Veranstaltungen pro Jahr, die herausgegebenen Veröffentlichungen (Periodica, Schriftenreihen, Einzelveröffentlichungen) und bibliographische Angaben zur Geschichte der Vereinigung. Das zuverlässige Verzeichnis dient damit nicht nur allen landeskundlich Interessierten als nützliches Hilfsmittel zur raschen Information über mögliche Kontaktpersonen und Anschriften historischer Vereine, sondern stellt zugleich – so auch die Absicht des Bearbeiters (S. VII) – »einen Beitrag zur Geschichte der

baden-württembergischen Geschichtsvereine« dar: Jeder, der auf diesem Feld arbeitet, wird auf Gönners Buch als erste Auskunftsstelle und solide Bibliographie zurückgreifen. Und gerade in den letzten Jahren hat ja das Thema sehr an Aktualität gewonnen. Denn neben den traditionellen historischen Vereinen sind neue Träger nichtprofessioneller Beschäftigung mit der Geschichte entstanden, für die die Begriffe »Geschichtswerkstätten« und »neue Geschichtsbewegung« geprägt wurden und deren Zielsetzungen und Fragestellungen etwa in der bei Gönner, S. 57 wiedergegebenen Satzung des Konstanzer Arbeitskreises für Regionalgeschichte greifbar sind. Freilich sind viele solcher Arbeitsgemeinschaften und Zusammenschlüsse jenseits der herkömmlichen landes- und heimatgeschichtlichen Bahnen nicht vereinsmäßig organisiert (vgl. hierzu den Werdegang des Freiburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte e. V. bei Gönner, S. 34). Wie sie sich längerfristig weiterentwickeln werden, aber auch ob sie Veränderungen – welcher Art auch immer – bei den klassischen Geschichtsvereinen bewirken, das wird sich vielleicht einmal einer Neuauflage der verdienstvollen Zusammenstellung Gönners ablesen lassen.

*Robert Kretzschmar*

**Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg.** Gesammelt und bearb. von Anneliese Seeliger-Zeiss und Hans Ulrich Schäfer (Die deutschen Inschriften. Hg. von den Akademien der Wissenschaften in Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Mainz, München und ... Wien, 25. Bd., Heidelberger Reihe 9. Bd.). Wiesbaden (Dr. Ludwig Reichert Verlag) 1986, 474 S. und 69 Bildtafeln mit 170 sw Abb.

Das voluminöse Buch, feierlich bei einer Veranstaltung im Mai 1987 im Landratsamt der Öffentlichkeit übergeben (vgl. Abdruck des Vortrags von Frau Dr. Seeliger-Zeiss in diesem Heft, S. 73 ff.), ist schon in der äußeren Aufmachung, mehr noch im Inhalt ein echtes Gelehrtenzeugnis bester deutscher Schule; man nimmt es fast ehrfürchtig in die Hand, nicht nur wegen des stolzen Ladenpreises (DM 196.–). Die Bearbeitung des Bandes erfolgte 1981–85 unter Mithilfe zahlreicher Institutionen und Einzelpersönlichkeiten; er ist in eine umfassende Einleitung (S. IX–L), den Katalog der Inschriftendenkmäler (S. 1–419), den wissenschaftlichen Apparat (S. 420–473) und die 69 Bildtafeln gegliedert.

Die Einleitung (1. Vorbemerkung und Benutzungshinweise, 2. Historischer Überblick, 3. Die Verbreitung der Inschriften, 4. Die Quellen der nichtoriginalen Überlieferung, 5. Material und technische Ausführung, 6. Die Inschriftengattungen, 7. Kunsthistorische Bemerkungen, 8. Die Schriftformen) gibt eine bei aller wissenschaftlichen Sorgfalt sehr gut lesbare systematische Einführung in das Inschrifteninventar, das die Inschriften des (heutigen) Landkreises bis 1650 enthält, einschließlich von solchen aus öffentlichen und privaten Sammlungen, deren »Herkunft aus dem Kreisgebiet mit einiger Sicherheit festzustellen war« (S. IX) und die nur noch archivalisch oder literarisch überliefert sind. »Eine vollständige Erfassung wurde zwar angestrebt, konnte aber nicht zum Ziel gesetzt werden« (S. IX).

Der Katalog der Inschriftendenkmäler inventarisiert und ediert – chronologisch abgefolgt und entsprechend den für Inschriften-Editionen der deutschen Akademien erarbeiteten Grundsätzen – knapp 700 Inschriften, beginnend mit dem Grabmal der Stifterin Detta in der ehemaligen Frauenkirche Großbottwar von 906/15. Jh., das um 1550 erwähnt ist und vermutlich im 18. Jh. bei der Zerstörung dieser Kirche abging, aber von Sattler überliefert ist. Wie dieses Beispiel ansatzweise demonstrieren soll, wird jede Inschrift fachgerecht wortgetreu ediert, wenn lateinisch auch übersetzt, ihr Träger (meist Grabmäler bzw. -platten u. ä.) umfassend beschrieben und die Inschrift kom-

mentiert und interpretiert. Die 12 inschriftenreichsten Orte im Kreisgebiet sind: Vaihingen/Enz (58), Markgröningen (52), Marbach a. N. (46), Aldingen (39), Unterriexingen (32), Oberstenfeld (29), Beihingen (25), Oßweil und Steinheim (je 21), Bietigheim und Mundelsheim (je 20) sowie Großsachsenheim (19), enthalten also zusammen knapp die Hälfte aller inventarisierten Inschriften (S. XXV). Die Sozialstruktur der Prominenz früherer Jahrhunderte zeichnet sich dabei deutlich ab: die im 13. Jh. in größerer Dichte einsetzenden Denkmäler hatten damals vorwiegend Geistliche als Auftraggeber, während der Bestand der nächsten beiden Jahrhunderte fast ausschließlich vom Landadel geprägt war; im 16. Jh. traten die städtischen Beamten und die evangelischen Pfarrherrn (»Ehrbarkeit«) als neue Auftraggeberschicht hinzu.

Der wissenschaftliche Apparat enthält schließlich neben Abkürzungsverzeichnis und Quellen und Literatur (S. 421–430) zahlreiche Register: kombiniertes Namens- und Ortsregister, Wappenregister, Stände-, Berufe- und Titelregister, Standortübersicht und weitere (Inschriftträger, Ikonographie, Heilige, Bibel- und Schriftstellerzitate, Formeln, Reim- und Versinschriften, Datierungsbesonderheiten, Schriftarten und -techniken, Ungedeutete Monogramme), schließlich Stammtafeln der ansässigen Adelsfamilien und Steinmetzzeichen; die Benutzbarkeit des Bandes ist damit optimal gegeben. Die 170 Abb. auf den Bildtafeln zeigen überwiegend vor 1500 entstandene Grabplatten, meist von den ansässigen Adelsfamilien stammend.

Der Band ist kein Buch zum Lesen (obwohl man auch das kann), sondern ein Inventar, das für künftige landes-, orts-, heimat-, familiengeschichtliche Forschungen in vorbildlicher Weise die Inschriften als Quellen aufbereitet hat. Die einschlägige Forschung wird es zu danken wissen.

*Wolfgang Schmierer*

**Helmut Greb: Naturkundliche Wanderungen im Kreis Ludwigsburg.** 3. Aufl. Ludwigsburg (Ungeheuer und Ulmer) 1986, 120 S. mit zahlr. Abb. und einer Übersichtskarte im Einbandumschlag.

Nach den beiden bereits vergriffenen Auflagen wurde nun eine 3. Auflage des naturkundlichen Wanderführers durch unseren Landkreis überarbeitet und ergänzt vorgelegt. Über-einführende Worte zu den hiesigen geologischen Formationen und zur Flora geht es zu den einzelnen Wanderrouten. Hierbei beschränkt sich der Verf. nicht auf die in Wanderführern sonst üblichen Streckenbeschreibungen, sondern bietet in knapper Form eine Fülle von Hintergrundinformationen und Denkanstößen. Geologische und biologische Ausführungen werden ergänzt durch solche über historische Entwicklungen. Durch den gesamten Band zieht sich ein kritischer Unterton bezüglich der aus einer »Kultivierung« für die Natur entstandenen Probleme. Daß der menschliche Eingriff in die Natur oft eher einem Raubbau glich, läßt sich ermesen, wenn man bedenkt, daß der Landkreis Ludwigsburg heute als der waldärmste unseres Landes gilt. Trotz einer steigenden Sensibilisierung des Umweltbewußtseins und einer Verlangsamung der gesamten Schadensentwicklung liegt bezüglich des Naturschutzes noch vieles im argen. So ist es das Anliegen des Autors, gerade den Laien auf die Problematik aufmerksam zu machen, damit erhalten und bewahrt wird, was an naturkundlichen Schätzen noch zu retten ist. Dem Leser bietet sich ein vom Format her kleines, vom Informationsgehalt her sicherlich wichtiges Buch. So ist auch der 3. Auflage des Wanderführers eine große Leser-, aber auch »Benützerschar« vor Ort in der Natur zu wünschen. Eine Namensliste der im Text angesprochenen Pflanzen in lateinischer und deutscher Sprache, eine Aufstellung der im Landkreis Ludwigsburg vorkommenden geschützten Pflanzenarten sowie ein Auszug aus dem baden-württembergischen Naturschutzgesetz runden den Band ab.

*Regina Schneider*

**Ulrich Gräf, Kunst- und Kulturdenkmale im Kreis Ludwigsburg.** Fotos von Rose Hajdu, Stuttgart (Konrad-Theiss-Verlag) 1986. 327 S. mit 210 Abb.

Ein schmerzlich entbehrtes Desiderat liegt dem kunstinteressierten »Wanderer« durch die geschichtsträchtigen Gefilde des Kreises Ludwigsburg nun endlich vor: ein handlicher, flüssig geschriebener, mit vielen, eigens zu diesem Zweck neu angefertigten Fotos von Rose Hajdu ausgestatteter Führer, der bequem in jede Manteltasche, in jedes Handschuhfach paßt.

Einem einleitenden, »Kunst und Kultur im Kreis Ludwigsburg« betitelten Abschnitt, der den Versuch unternimmt, eine Entwicklungsgeschichte der Orte und der Herrschaftsverhältnisse abrißartig zu skizzieren und – was freilich auf so knappem Raum etwas heikel ist – die einzelnen baulichen Formen (Burgen und Schlösser, kirchliche Bauwerke, Fachwerkbauten, Rathäuser, Pfarrhäuser, Schulhäuser, Bauten des vorindustriellen Wirtschaftslebens) zu typologisieren, folgt im Hauptteil der eigentliche Führer zu den kunsthistorischen Stätten, der die einzelnen Städte und Gemeinden alphabetisch abhandelt. Ein (etwas allzu knapper) Literaturhinweis, der Bildnachweis und ein (Personen-)Namenregister schließen an.

Einige wenige kritische Anmerkungen sollen – bei aller Freude über das sonst sehr nützliche Nachschlagewerk – dennoch gestattet sein.

Im einleitenden Teil ist (S. 14) davon die Rede, daß die Grafen von Württemberg zu Beginn des 14. Jh. die Besitzungen der zähringischen Nebenlinie der Herzöge von Teck im Bottwartal mit Burg und Herrschaft Lichtenberg erwarben. Tatsache ist jedoch, daß Burg und Herrschaft Lichtenberg von den Herren von Lichtenberg im Jahre 1357 an Graf Eberhard den Greiner verkauft wurden, der vier Jahre später Burg und Dorf Großbottwar der Krone Böhmen zu Lehen auftrug. Afterlehensträger waren dann ab 1483 die (noch heute auf Lichtenberg ansässigen) Herren von Weiler, wie der Verf. (S. 237) richtig vermerkt.

Daß auf neu gebauten Burgen Ministeriale eingesetzt wurden, »die, mit Privilegien versehen, neben dem niederen Ortsadel die Ritterschaft des späten Mittelalters bildeten« (S. 15), ist eine doch etwas irreführende Behauptung, da sie von hochmittelalterlichen Verhältnissen ausgeht und ein derartig komplexes Problem stärker differenzieren müßte. Der in demselben Abschnitt (»Burgen und Schlösser«) genannte Fachautor Cord Meckseper (Institut für Bau- und Kunstgeschichte an der Techn. Universität Hannover; Anm. des Rez.) wird ohne exakte Angabe der Belegstelle zitiert, die wir auch im Literaturverzeichnis (S. 324) vergeblich suchen.

Die im Abschnitt Hemmingen (S. 130 f.) genannten Freiherren von Varnbüler schreiben sich ohne h, wie der Verf. S. 14 selbst richtig formuliert. – Die in (Eberdingen-) Nußdorf residierende Linie der Herren von Reischach war nicht gräflich (S. 98 f.) wie die Rieter Linie (S. 315), sondern freiherrlich. – Etwas mißverständlich in geographischem Sinne ist sicher die Bemerkung, daß »im Osten der Stadt Ludwigsburg hoch über dem Neckar, gegenüber der Burg Hoheneck, das Schloß Harteneck« liege (S. 170). – Das netzrippenüberwölbte Kirchenschiff der Katharinenkirche in Ludwigsburg-Eglosheim stammt wohl kaum von 1797 (S. 173), sondern von 1487.

Vielleicht könnte eine spätere Neuauflage doch eine etwas umfassendere Auswahlbibliographie einbeziehen, die man ja – analog zum »Handbuch der Historischen Stätten« – über die einzelnen lokalen Abschnitte verteilen könnte, sowie ebenso auch eine erläuternde Auflistung kunst- und baugeschichtlicher Fachausdrücke, die hier für viele Laien unverständlich sein mögen. Beides, wie auch ein etwas sorgfältiger erarbeitetes Namenregister (Varnbüler fehlt zum Beispiel) wäre um so wünschenswerter, als das Bändchen tatsächlich eine offene Lücke füllt, fehlt doch bislang immer noch eine vollständige, heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Vollinventarisierung der

Kunstdenkmale, und ist doch das Dehio-»Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler« – zumal für den Bereich des Kreises Ludwigsburg – recht dürftig ausgefallen.

Die Fülle von Informationen, die das Buch von Gräf bietet, kann durch wenige sachliche Mängel, die ja zu gegebener Zeit schnell zu beheben sind, nicht geschmälert werden. Daher ist der recht erschwingliche Band gerade auch einem breiteren Leserkreis wärmstens zu empfehlen.

Norbert Stein

**Hans Dahm, Jörg Weikert: Retten – Löschen – Bergen – Schützen. Die Feuerwehren im Landkreis Ludwigsburg.** Hg. von Otto Bräckle, Hans Dahm, Werner Trefz und Jörg Weikert. Verlag Ungeheuer und Ulmer, Ludwigsburg (1985), 160 S. mit 129 Abb.

Mit diesem Band ist den Autoren eine auch dem breiten Leserkreis verständliche, hervorragende Beschreibung des Feuerwesens im Kreis Ludwigsburg gelungen, in der über die Darstellung der Gegenwart hinaus auch jenen Wurzeln nachgespürt wird, die uns mit der Vergangenheit verbinden. Beginnend mit Aufstellungen des Bestands an Fahrzeugen und Fernmeldeanlagen (Stand Dez. 1984), die allein durch ihren zahlenmäßigen Umfang des bei Unglücksfällen zur Verfügung stehenden Geräts beeindruckend, werden in alphabetischer Reihenfolge die Feuerwehren aller 39 Gemeinden sowie die in neun Orten ständig in Bereitschaft stehenden Werkfeuerwehren vorgestellt. So ist es jedem Kreiseinwohner möglich, sich anhand des jeweiligen Beitrags einen Überblick über Vorgeschichte, Gründung, besondere Einsätze, Organisation, Personalstand und Ausrüstung »seiner« örtlichen Feuerwehr zu verschaffen.

Von *Asperg*, wo 1984 ein mit verschiedenen Raritäten ausgestattetes Feuerwehrmuseum eingerichtet wurde, sind bereits aus den Jahren 1554/55 Zeugnisse der Nachbarschaftshilfe der Bürger bei Brandfällen überliefert. Wacht- und Alarmstation war seinerzeit der Hohenasperg, von wo durch Böllerschüsse Feueralarm gegeben worden ist. Eine erste Lokalfeuerlöschordnung wird dort 1671 erwähnt, 1739 erhielten die *Asperger* Feuerrotten eine Fahne. Nachdem die Organisation des Feuerlöschwesens in Württemberg durch Landesverordnungen verbessert worden war, erfolgte in der zweiten Hälfte des 19. Jh. die Gründung von Freiwilligen Feuerwehren bzw. von Pflichtfeuerwehren, so in *Kornwestheim* 1865: leistungsstärkere Spritzen, die neue Wasserleitung mit 80 Hydranten (1896), eine mechanische Drehleiter (1904) sowie die erste Kraftfahr-spritze (1929) erweiterten die Einsatzmöglichkeiten beträchtlich. Eine mit der Salamander-Werkfeuerwehr getroffene Vereinbarung der gegenseitigen Unterstützung verstärkte den Feuerschutz für Kornwestheim und die umliegenden Orte. Diese Solidarität der Feuerwehren bestand ihre Bewährungsprobe insbesondere in den schweren Jahren des Zweiten Weltkrieges, und es wird von einem Einsatz der Salamanderwehr im Juli 1944 in Stuttgart berichtet, bei welchem das Große Haus des Staatstheaters vor der Vernichtung bewahrt werden konnte.

Erst unter Dienstaufsicht der Militärregierung, dann in eigener Regie, wurden die Feuerwehren nach dem Zusammenbruch neu organisiert. In *Ludwigsburg* konnte 1956 ein neues Feuerwachgebäude seiner Bestimmung übergeben werden, wo nach und nach moderne Fahrzeuge Einzug hielten. Zusammen mit mehreren Spezialfahrzeugen, darunter einem 36000 Liter fassenden Tankzug, steht den insgesamt 322 Mann der Ludwigsburger Feuerwehr heute ein sehr gut ausgestatteter Fahrzeugpark für die verschiedensten Einsätze in der Kreisstadt sowie im Kreisgebiet zur Unterstützung der örtlichen Feuerwehren zur Verfügung. Für den ganzen Kreis unterhält die Freiwillige Feuerwehr Ludwigsburg nicht nur die rund um die Uhr besetzte Funkleitstelle; sie führt als



Ausbildungsbehörde ebenso Lehrgänge durch und wartet in ihren zentralen Werkstätten kostengünstig sämtliche Schläuche und Atemschutzgeräte der Wehren. Unter diesen günstigen Bedingungen wird es den im Kreisfeuerwehrverband Ludwigsburg zusammengeschlossenen 3400 Feuerwehrangehörigen auch in Zukunft möglich sein, ihre oft mit großen Gefahren verbundenen schwierigen Aufgaben zu meistern.

Wolfgang Schneider

**Blätter zur Stadtgeschichte 1986 (Heft 5, 172 S. und 1 Anlage).** Hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen.

Schwerpunkt und Auftakt des vorliegenden Heftes bildet der von Günther Bentele verfaßte Aufsatz über »Die Malereien im Hornmoldhaus und in der Sommerstube« (S. 7–100). Der Verf., der bereits in einem früheren Heft der »Blätter zur Stadtgeschichte« grundsätzlich zu der Datierung des Hornmoldhauses Stellung genommen hat, setzt sich nunmehr, nach einer kurzen »Einleitung« und einem Überblick über die »Quellenlage«, zunächst mit den »Baudatierungen im Hornmoldschen Anwesen« im einzelnen (Galeriebau, Sommerstube I, Sommerhaus, Sommerstube II) auseinander. Das Hauptgewicht seiner Ausführungen liegt aber auf den Malereien des 450 Jahre alten Gebäudes, die unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet werden. Datierungs- und Deutungsversuche der Ornamentik bzw. der Malereien stehen dabei im Vordergrund. Danach ist ein eigener Abschnitt der sog. Sommerstube II mit Gewicht auf den Malereien und auf der Nutzung bzw. späteren Verwendung des Raumes gewidmet.

Unter Berücksichtigung der Genealogie der Familie Hornmold, wobei auch stadt- und landesgeschichtliche Bezüge nicht ausgeklammert sind, wird schließlich noch auf die Geschichte des ganzen Baukomplexes und die wahrscheinlichen Auftraggeber der Malereien sowie auf die im Jahre 1986 restaurierte Galerie eingegangen.

Der umfangreiche Anmerkungsapparat (339 Anm. auf S. 96–106), die zahlreichen Abbildungen (32 Abb.), die Zusammenstellung der »Quellen zur Genealogie der Familie Hornmold« (S. 107–110) und nicht zuletzt die dem Heft lose beiliegende »Stammtafel der Familie Hornmold« (Faltblatt) stellen eine gleichermaßen wert- wie sinnvolle Bereicherung und Abrundung dieser inhaltsreichen Arbeit dar.

Der sich anschließende Aufsatz von Thomas Scheeder gibt einen »Überblick über die Geschichte des Waldes um Bietigheim-Bissingen, insbesondere des Bietigheimer Forstes« (S. 111–132). Eingeleitet wird der Artikel mit einem kurzgehaltenen Abriss über die Geschichte des Waldes im allgemeinen. Mit dem Wald um Bietigheim-Bissingen befassen sich dann folgende, mit Abbildungen von Karten, überwiegend aus dem Kiezerschen Forstkartenwerk, bebilderte Abschnitte: »Waldnutzung und Eigentumsverhältnisse im 16. Jahrhundert«; »Die Zeit der höfischen Jagd«; »Die Forstwirtschaft ab dem Ende des 18. Jahrhunderts«; »Die Situation heute«.

Den nächsten Beitrag liefert Helmut Orth mit einem Aufsatz über »Adolf Friedrich Heim aus Bissingen. Lehrer – Erfinder – Dichter« (S. 133–140). Heim, von Beruf Lehrer, wurde 1836 in Bissingen geboren und starb 1912 in Hildrizhausen. Er machte mehrere Erfindungen, so u. a. eine »Defensivwaffe für die Infanterie«, die aus einem Schild aus Stahlblech bestand, oder auch eine »Vorrichtung zur Verhütung der Staubbildung bei Automobilfahrten«; er erhielt auch einige Patente, jedoch wurde die überwiegende Zahl seiner Erfindungen nicht gebaut, so daß sie größtenteils den Beweis ihrer Funktionstüchtigkeit schuldig geblieben sind. Als Beispiel für die Dichtkunst Heims ist eines seiner Gedichte wiedergegeben.

Paul Sauer gibt danach einen ausgezeichneten Überblick über »Das Kriegsende 1945 in Nordwürttemberg und die ersten Monate unter alliierter Besatzung« (S. 141–150).

Es handelt sich hierbei um den Abdruck eines Vortrages, den er anlässlich der Eröffnung der Ausstellung des Stadtarchivs Bietigheim-Bissingen: »Kriegsende, Besatzung, Wiederaufbau – Bietigheim 1945–1948« im April 1985 in Bietigheim gehalten hat.

Der nachfolgende Beitrag von Werner Esser (S. 151–155) befaßt sich mit dem im Aufbau begriffenen »Stadtmuseum Hornmoldhaus: Ein Projekt für 1989 (und darüber hinaus)«, dessen Einrichtung vom Gemeinderat Bietigheim-Bissingen 1985 beschlossen worden ist. Behandelt wird vor allem die Museumskonzeption und die beabsichtigte Themengliederung des Stadtmuseums. Vorgesehen sind drei Hauptabteilungen mit den Schwerpunkten Hornmoldhaus, Stadtgeschichte und stadtgeschichtliche Wechselausstellungen. 1989, im Jubiläumsjahr der Stadt, möchte sich das Museum mit einer großen Ausstellung vorstellen.

Eine Reihe Buchbesprechungen (S. 156–165) und die von Ursula Felgner, Ute Bartel und Liselotte Hahn bearbeitete Stadtchronik von Januar bis Juni 1985 (S. 166–170) stehen am Schluß des Heftes.

*Wolfgang Läßle*

**Geschichtsblätter aus dem Bottwartal Nr. 1/1986.** Hg.: Historischer Verein Bottwartal e. V., Großbottwar, 66 S., mit zahlr. Abb.

Der 1980 gegründete Verein will mit der Herausgabe dieser Blätter, wie der 1. Vorsitzende Rolf Lutz ausführt, »historische Sachverhalte im weitesten Sinne aus dem noch überschaubaren Bottwartal dessen Bewohnern näher bringen«. Die periodisch erscheinenden Geschichtsblätter sollen die bereits vorhandenen Heimatbücher aus dem Bottwartal ergänzen. Vier Autoren(teams) kommen in diesem 1. Heft zu Wort. Hans Dietl/Steinheim schreibt über »Das Kloster Mariental in Steinheim« (S. 4–16); Ernst Schedler/Oberstenfeld behandelt – mit instruktivem Bildmaterial – die »Ausstellung zum Reformationsjubiläum in Oberstenfeld« von 1984 (S. 17–38). Albrecht Obenland/Großbottwar gibt mit »Holz – Haus – Fachwerk« (S. 39–47) einen mit Zeichnungen illustrierten knappen Überblick über die Fachwerkbautechnik bis ins Barock; Klaus Fischer und Dietmar Rupp/Beilstein geben unter dem Titel »Das Haus des Beilsteiner Vogts Johann Jakob Weiß(e)mann an der Kirchstaffel« – ebenfalls reich bebildert – einen Überblick über Geschichte und Eigentümer des Fachwerkgebäudes Innere Burgstaffel 6 in Beilstein von den Anfängen um 1700 bis heute (S. 48–65). Leider wurde auf Quellen- und Literaturverweise durchgängig fast völlig verzichtet.

*Wolfgang Schmierer*

**Ludwigsburg.** Hg. von der Süddeutschen Verlagsanstalt in Zusammenarbeit mit dem Fremdenverkehrsamt Ludwigsburg. Mit Texten von Otto Borst und Martin Hohenecker, 2. Aufl., neubearbeitet von Karl-Heinz Zimmerstädt. Ludwigsburg (SVA) 1984, 196 S. mit zahlr. meist farb. Abb.

Der in 1. Auflage 1977 erschienene, damals von Frank Grube und Gerhard Richter herausgegebene großformatige Band ist in der neuen Auflage insbes. um Übersetzungen in Englisch (von Dr. David Baker, Zürich) und Französisch (von Monique Cuinet, Ludwigsburg) erweitert worden; hierbei wurde wohl vor allem an die Verbreitung des Bandes in den Partnerstädten in Frankreich und Großbritannien gedacht. Die Texte der 1. Auflage wurden, soweit ersichtlich, unverändert übernommen, der Bildteil dagegen erheblich erweitert und aktualisiert. Insgesamt ein außerordentlich repräsentativer Band, der die vielfältigen Schönheiten Ludwigsburgs vor allem im Bildteil mit den teilweise über zwei Seiten gehenden, vielfach aus der Luft gemachten Meisterphotogra-

phien gebührend ins rechte Licht rückt. Insgesamt zur Zeit das schönste Buch über Ludwigsburg, das wir kennen.

*Wolfgang Schmierer*

**In Ludwigsburg leben – gestern, heute, morgen auch!** Katalog der Ausstellung ... vom 14.–21. 2. 1986 in der Kreissparkasse und vom 25. 2.–8. 3. 1986 im Kulturzentrum Ludwigsburg. Hg.: Bürgerverein »Lebenswerte Innenstadt« und Bürgerverein der Unteren Stadt. Ludwigsburg (Selbstverlag der Stadt) 1986, 56 S., mit zahlr. sw Abb.

Mit sparsamem Text, meist nur knappen erklärenden Bildunterschriften, wird in diesem Heft im DIN-A 4-Format das Aussehen markanter Straßen, Plätze und Gebäude der Innenstadt von Ludwigsburg anhand von Bildmaterial aus dem Stadtarchiv und Stadtplanungsamt, von Richard P. Zeller und Martin Burckhardt dokumentiert. »Gestern« ist von »um 1900« bis etwa »um 1970«, »heute« 1986. Natürlich ergeben sich teilweise gravierende Unterschiede, die Anregungen für künftige Stadtentwicklungspläne geben können.

*Wolfgang Schmierer*

**Chronik Grünbühl. Ein Stadtteil von Ludwigsburg.** Von Frank Schlatterer unter Mitarbeit von Walter Adolf, Wolfgang Läßle u. a., hg. vom Bürgerverein Grünbühl e. V. Ludwigsburg 1986, 151 S. mit über 80 sw Abb.

Die Entwicklung Grünbühls (ursprünglich wohl »Krähenbühl«) vom 1935 errichteten Militärbarackenlager auf dem im frühen 19. Jh. eingerichteten Exerzierplatz, das bald als Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht, 1945 als amerikanisches Interniertenlager 71 und schließlich ab 1947 als Notunterkunft für Heimatvertriebene diente, bis zum heutigen (kleinsten) Stadtteil mit rund 2600 Einwohnern wird in diesem gut bebilderten Buch anschaulich dokumentiert. Neben dem urspr. Militärlager entstanden auf Aldinger und Kornwestheimer Markung in der Nachkriegszeit weitere Barackenlager bzw. -siedlungen; die unterschiedlichen kommunalen Zuständigkeiten erschwerten das ohnehin nicht einfache Leben der vertriebenen Einwohner aus unterschiedlichen Nationen unerträglich: »Das internationalste Gemeinwesen in der Bundesrepublik ist die Grünbühlsiedlung, ein kommunales Kuriosum, drei Bürgermeister, drei zuständige Polizeidienststellen, drei Postämter, drei verschiedene Schulbezirke« (S. 73). Es bedurfte eines speziellen Landesgesetzes und einer Bürgerabstimmung, bis zum 1. 4. 1956 der Zusammenschluß und die Eingemeindung der ganzen Siedlung in Ludwigsburg vollzogen werden konnte.

*Wolfgang Schmierer*

**60 Jahre evangelische Kirchengemeinde – 50 Jahre Erlöserkirche Ludwigsburg – Zum Jubiläum 1986.** Hrsg. von der evangelischen Erlöserkirchengemeinde. Ludwigsburg 1986, 73 S. mit zahlr. Abb.

Am 2. Adventsonntag 1936 konnte der zehn Jahre zuvor gegründete Seelsorgebezirk der Weststadtgemeinde Ludwigsburg die Einweihung eines eigenen Kirchengebäudes an der Osterholzallee feiern, das den Namen »Erlöserkirche« erhielt. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages war für die ganze Gemeinde Anlaß zur Rückschau auf besondere Ereignisse und Alltägliches. Freude und Leidvolles hat die Kirchengemeinde in all diesen Jahren erfahren. Nicht nur, daß die seelsorgerliche Tätigkeit des damaligen Pfarrers Hermann Frohnmeier durch zahlreiche Schikanen der nationalsozialistischen Machthaber behindert wurde, erlitt auch die Kirche im Oktober 1944 schwere Brandschäden durch zahlreiche Brandbombentreffer. Erst im August 1947 waren die Schäden

so weit behoben, daß wieder Gottesdienste in dem Gebäude stattfinden konnten. 1950 trat der kürzlich verstorbene Pfarrer Bernhard Bauerle die Nachfolge Frohnmeyers an. In seiner bis 1971 dauernden Amtszeit erfuhr die Erlöserkirchengemeinde eine umfangreiche räumliche Erweiterung durch den Bau eines ganzen Gemeindezentrums mit Kindergarten, Jugendhaus und Dienstwohnungen. Erfreuliche Entwicklungen erlebte sie auch in vielen anderen Bereichen. Wie sehr eine Kirchengemeinde vom Zusammenwirken vieler lebt, wird in den Ausführungen über musikalische Aktivitäten, Sozialarbeit, Jugendarbeit und zahlreiche »Kreise« deutlich. Wichtig für eine gesunde Gemeinde ist auch die gute Zusammenarbeit von Pfarrer und Kirchengemeinderat. Die Kontakte zur katholischen Kirchengemeinde St. Johann Baptist werden auf verschiedenen Gebieten gepflegt. Mitgliedern und Freunden der Erlöserkirchengemeinde bietet die Broschüre Einblick in die Vielfalt eines lebendigen Gemeindelebens, das in erster Linie vom Miteinander aller Glieder getragen wird.

*Regina Schneider*

**Eine Bank als Teil der Stadt. 125 Jahre Volksbank Ludwigsburg.** Hg.: Volksbank Ludwigsburg eG, 1987, 36 S., mit zahlr. sw Abb.

Das von der AFA Werbeagentur Stuttgart konzipierte und gestaltete, von Volker Köhler getextete und redigierte reich bebilderte schöne Heft im Format DIN A 4, gibt in konzentrierter Form einen Überblick über die Entwicklung der ältesten Ludwigsburger Bank, gegründet im Herbst 1862. Vorstandsvorsitzender Werner Schaible bemerkt in seinem Grußwort: »Die enge Bindung an Ludwigsburg und seine Bürger war der rote Faden für diese Broschüre, die keine starre Chronologie sein will, sondern in verständlicher, interessanter und möglichst kurzweiliger Form die Volksbank Ludwigsburg als »eine Bank als Teil der Stadt« vorstellen will.« Diese Absicht ist in Texten und Bildauswahl überzeugend gelungen.

*Wolfgang Schmierer*

**Rees: Spielend 175 Jahre alt.** Die Geschichte einer Ludwigsburger Kaufmannsfamilie. Ludwigsburg (Selbstverlag) 1986, 48 S., mit zahlr. sw Abb.

Mit der von Ludwig Schäffler 1811 gegründeten Nadlerei begann die kontinuierliche Entwicklung der bekannten, nicht nur bei Kindern beliebten Spielzeughandlung am Kirchplatz, die 1849 vom Gründer-Neffen Christian Albrecht Rees übernommen und seitdem über fünf Generationen in der Familie geführt wurde. Die im DIN-A 4-Format gehaltene Jubiläumsbroschüre, von Hans-Dieter Huober konzipiert und getextet und von Dr. Albert Sting recherchiert, besticht vor allem durch ihre schönen, informativen Illustrationen. Eine knappe, sehr gut gelungene Darstellung von »Geschichte im Alltag«.

*Wolfgang Schmierer*

**[Walter Heger:] 10 Jahre 1976–1986 Jazz Club Ludwigsburg e. V.;** Ludwigsburg 1986, 51 S. mit 25 Abb., DM 3,-.

Auch dies ist schon ein Kapitel Ludwigsburger Kulturgeschichte: Im November 1986 beging der Jazz-Club Ludwigsburg e. V. mit einem in Zusammenarbeit mit dem Kulturamt der Stadt Ludwigsburg ausgerichteten glanzvollen Jubiläumsfestival in seiner nunmehrigen und (hoffentlich) endgültigen Heimstatt, in der Musikhalle am Bahnhof, sein 10jähriges Bestehen. Anlaß genug, in einer kleinen inhaltsreichen und informativen Festschrift, die – solange der Vorrat reicht – über den Ersten Vorsitzenden Ingo Lehmann (Luisenweg 8, 7140 Ludwigsburg) zu beziehen ist, Rückschau zu halten auf ein zwar vergleichsweise noch junges, nichtsdestoweniger aber höchst wechselvoll-

les Vereinsleben, das nach Höhen und Tiefen heute landesweit einen hochrangigen Standard erreicht hat und im Konzert der kulturtreibenden Vereine der Stadt eine gewichtige Note anschlägt.

Es waren vor allem Erich Dietz und der Ludwigsburger Hotelier Hans Heim, die den jetzigen Club im Oktober 1976 aus der Taufe hoben, nachdem Heim bereits im Jahre 1958, dann wieder 1974 das Jazzgeschehen in Ludwigsburg zu institutionalisieren versucht hatte. In Anlehnung an die Praxis der wenige Jahre zuvor gegründeten Stuttgarter »Dixieland-Hall« und gestützt auf einen schon recht ansehnlichen Stamm von Jazzfreunden entwickelte der Verein vor allem unter seinen Vorsitzenden Erich Dietz (bis 1979) und Ingo Lehmann (seit 1981) eine rege Konzerttätigkeit – vorwiegend im Bahn-Hotel –, die ihm schließlich auch die finanzielle Unterstützung der Stadt und einer wachsenden Zahl von Sponsoren sicherte. Der im Jahre 1981 für unvermeidlich gehaltene Abriss des Bahn-Hotels (und damals übrigens auch noch der Musikhalle!) stellte den Verein vor schwerwiegende Raum- und auch Finanzprobleme. Die Suche nach geeigneten Ausweichquartieren – vorwiegend in den wenigen Kellerlokalen der Stadt – scheiterte über kurz oder lang mehr oder weniger kläglich. Gleichwohl konnte die Konzerttätigkeit – wenn auch nicht mehr so regelmäßig – aufrechterhalten werden. Erst als man sich doch noch zur Rettung der Musikhalle entschloß, und dort nach erfolgter Renovierung ein geeigneter Raum, das »Podium« im ehemaligen Sängersaal, zur Verfügung gestellt wurde, war der Fortbestand des institutionalisierten Jazzgeschehens endgültig gesichert. Seitdem ist die neue feste Adresse wieder zum Begriff weit über die Grenzen der Stadt und der Region hinaus geworden, was auch hohe durchschnittliche Besucherzahlen – vor allem beim Oldtime-Jazz – erkennbar werden lassen.

Viele Berühmtheiten der Jazz-Szene gaben sich in den 10 Jahren in Ludwigsburg ein Stelldichein. Aus der verdienstvollen detaillierten Auflistung sämtlicher stattgehabten Konzerte (S. 36 ff.) greife ich nur folgende Namen heraus: Wild Bill Davison, Peanuts Hucko, Dizzy Gillespie, Benny Waters, Schnuckenack Reinhardt, Bill Ramsey, Charlie Antolini, Jeanette McLeod, Erwin Lehn.

Die eigentliche Geschichte des Clubs wird nicht fortlaufend, sondern mit gelegentlichen chronologischen Sprüngen und Querverweisen erzählt, indem einzelne Momente – allerdings stark subjektiv ausgewählt – in eigenen kleinen Kapiteln oder im Rahmen der dem Bändchen vorangestellten Kurzbiographien der Vorsitzenden abgehandelt werden. Der etwas subjektive, ja bisweilen – auch im negativen Sinne – allzu persönliche Ton des Autors läßt wohl bewußt vergessen, daß der Club neben äußeren Problemen auch manche innere Existenzkrise zu bestehen hatte, über die der Autor sich jedoch geflissentlich ausschweigt. Das soll aber die Freude an der Festschrift nicht schmälern, zumal sie erstmals eine schriftliche Aufarbeitung des Ludwigsburger Jazzgeschehens und damit eines Stückes Ludwigsburger Kulturgeschichte bietet. Allen Freunden des Jazz wie auch dem Club selbst ist zu wünschen, daß er weiterhin das kulturelle Leben der Stadt nachhaltig und akzentuierend bereichert. *Norbert Stein*

**Karl Kunde: Die Odyssee eines Arbeiters.** Mit einem Vorwort von Hans Mayer. Hg.: Stefan Beck und Klaus Schönberger (Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach und Umgebung). Stuttgart (ed. co. edition cordeliers) 1985, 166 S., ca. 30 sw Abb.

Der Verf., 1904 in Neustettin geboren, von 1925 an als Metallarbeiter in Ludwigsburg und bei Fa. Stotz in Kornwestheim tätig, ab 1928 aktives Mitglied der KPD, seit 1930 arbeitslos, berichtet in diesem Band – nach knapp ausgefallenen Mitteilungen über Tätigkeit und Organisation der KPD in Ludwigsburg in den letzten Jahren der Weimarer Republik – über seine Erlebnisse nach Beginn der nazistischen Terrorherrschaft in

Deutschland. Wie viele bekannte sozialdemokratische Abgeordnete (Dr. Kurt Schumacher, Erich Roßmann u. a.), Mandatsträger und Funktionäre (auch dem Vorsitzenden der Ludwigsburger SPD-Gemeinderatsfraktion Alfred Tischendorf) sowie kommunistische Kaderleute wurde er 1933 in das württembergische KZ Heuberg und danach in das KZ Oberer Kuhberg/Ulm verschleppt; 1934 konnte er in die Schweiz emigrieren. Der für die Exil-KPD Tätige wurde dort 1936 ausgewiesen und wirkte danach bis 1939 in Frankreich als Leiter des dortigen Kurierdienstes der KPD. Nach Kriegsausbruch 1939 als Deutscher interniert, war er in verschiedenen Interniertenlagern, u. a. in dem berüchtigten Lager Gurs in den Pyrenäen, bis ihm Ende 1942 die Flucht zurück in die rettende Schweiz gelang, von wo er 1945 zurückkehrte und eine Stelle als Lagerverwalter bei den Stadtwerken Ludwigsburg erhielt. Ein Interview der Herausgeber mit dem Verf. von 1985 (S. 130–142), Fotografien und Dokumentenfaksimilia sowie ein Namensindex ergänzen den Band. Über die offenbar erheblichen Schwierigkeiten bei der Textgestaltung vom ursprünglichen Manuskript bis zu der jetzt gedruckt vorliegenden Fassung berichten die Herausgeber in einem Nachwort (S. 163 f.), wobei der Umfang ihrer Textüberarbeitungen aber unklar bleibt.

*Wolfgang Schmierer*

**Durch die Stadtbrille. Geschichte und Geschichten um Markgröningen. Gesammt von Hilde Fendrich.** Hg. von der Volksbank Markgröningen-Schwieberdingen und Umgebung eG. Band 1/1985 (102 S.) und Band 2/1986 (135 S.).

Wer schon einmal auf dem Weg entlang des Rotenackerwaldes hoch über dem Leudelsbachtal gewandert ist, dem dürfte der merkwürdige, aus alten Steinen zusammengefügte Weinbergeingang mit seinen beiden runden Löchern, durch die man direkt auf Markgröningen schauen kann, nicht unbekannt sein. Dieser Weinbergeingang, die sogenannte »Stadtbrille«, hat denn auch den Namen für vorliegende Veröffentlichung gegeben.

»Durch die Stadtbrille« soll der Blick auf Markgrönings reiche Vergangenheit gerichtet und sowohl eingesessenen als auch zugezogenen Bürgern die »alte oder neue Heimat« näher gebracht werden.

Die Initiatorin der »Stadtbrille«, Hilde Fendrich, versteht außerdem die jährlich zum Schäferlauf (Ende August) erscheinende Veröffentlichung als Forum für alle diejenigen, »die sich im weitesten Sinne mit der Stadt und ihrer Geschichte befassen, einfach alle, die Freude haben am Forschen, Entdecken und Darstellen von Vergangenen«.

Den Auftakt zu Band 1 bildet – wie könnte es anders sein – der Beitrag »Durch die Stadtbrille«, in dem der Geschichte dieses besonderen Weinbergeingangs nachgespürt wird (S. 7–9). Der zweite Aufsatz ist dem Weiler Hardt-Schönbühlhof und seiner Gründungszeit, die ins Jahr 1760 fällt, gewidmet (S. 10–29). Der sich daran anschließende Beitrag von Hilde Fendrich, »Lebensgeschichte des Johann Friedrich Flander«, liefert den thematischen Schwerpunkt des Bandes. Diese Arbeit stützt sich im wesentlichen auf die von Flander selbst geschriebene »Lebensgeschichte eines übrigens höchst unbedeutenden Mannes von dem 6. bis ins 28. Jahr seines Alters« aus dem Jahre 1803. Johann Friedrich von Flander (1775–1841), in Markgröningen geboren und aus ärmlichen Verhältnissen stammend, brachte es in seinem Leben zum »Hof- und Amtsmedicus« in Ludwigsburg (S. 30–75). Der folgende Aufsatz informiert über »zwei »neue« Grabplatten« aus dem 15. Jh., die beim Einbau der Fußbodenheizung in der Bartholomäuskirche entdeckt worden sind (S. 76–79).

Nach dem Abdruck eines in »Hie gut Württemberg« 1950 erschienenen Aufsatzes von Gerhard Hess über »Herkunft und Wappen der Freiherrn von Gaisberg« (S. 80–82) folgt anschließend, sinnvoll mit einer kleinen »Fachwerkbau-Kunde« er-

gänzt, ein »Erläuterungsbericht zur Bauaufnahme« des Gebäudes Marktbrunnengäßle 4 von Johannes Gromer (S. 85–96).

Im Mittelpunkt des Bandes 2 stehen die von Hilde Fendrich zusammengetragenen Arbeiten über »Unterriexingen im 19. Jahrhundert«. In Auszügen kommen hierbei sowohl die Vaihinger Oberamtsbeschreibung von 1856 als auch Unterriexingens berühmter Sohn und Ehrenbürger, der »Rechtslehrer und Staatsmann« August Ludwig Reyscher (1802–1880), in seinen »Erinnerungen aus alter und neuer Zeit« zu Wort. Der Beitrag enthält auch eine von Karl Riecke verfaßte und 1896 erschienene Biographie über Reyscher, der auch ein Verzeichnis seiner »wissenschaftlichen und politischen Schriften« beigelegt ist (S. 65–114). Unter dem Titel »Villa Rustica. Vom römischen Leben in unserer Landschaft. Nachlese zu einer Ausstellung in der Zehntscheuer« steht der erste Aufsatz im Band 2 von Gerhard Liebler (S. 8–12). Der nachfolgende Beitrag ist eine leicht geänderte Fassung einer in der Veröffentlichung des Statistischen Landesamtes »Baden-Württemberg in Wort und Zahl« erschienenen Arbeit: Der Verf., Stefan Kriz, versucht darin, das Strohgäu, also die Landschaft um Markgröningen, landeskundlich zu skizzieren (S. 13–22). Helmut Ballmann untersucht dann in seinem Aufsatz »Schafweiden und Weinberge« den »Wandel der Kulturlandschaft in Glems- und Leudelsbachtal«, wobei er auch auf das »Markgröninger Modell – ein Konzept zum Schutz von Lebensräumen« eingeht (S. 23–37). Es folgt ein Vortrag über die »Renovierung der Bartholomäuskirche«, den der Architekt Gottfried Wendschuh bei der festlichen Wiedereinweihung der auf eine Gründung des Grafen Hartmann I. von Gröningen zurückgehenden Kirche im Dezember 1985 gehalten hat (S. 38–46). Der anschließende Beitrag von Hilde Fendrich befaßt sich unter Heranziehung der Markgröninger Kirchenregister mit den Schweizer Einwanderern nach dem Dreißigjährigen Krieg (S. 47–64). Der letzte »Bericht über bauhistorische Voruntersuchungen an weniger beachteten mittelalterlichen Fachwerkhäusern« von Johannes Gromer beschäftigt sich mit Fachwerkhäusern aus der Zeit vor 1500, von denen »trotz schwerer Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg, zahlreichen Schadenfeuern im Laufe der Jahrhunderte und »Sanierungswut« in jüngster Zeit« noch wenigstens 20 in Markgröningen vorhanden sind (S. 115–129).

Am Schluß beider mit reichem und aussagekräftigem Abbildungsmaterial ausgestatteten Bände steht die »Chronik der Stadt Markgröningen« 1984/85 (Band 1, S. 97–102) bzw. 1985/86 (Band 2, S. 130–135), die die wichtigsten städtischen Ereignisse nennt und den Bänden als fester Bestandteil auch in Zukunft beigegeben werden soll.

*Wolfgang Läßle*

**Wolfgang Bollacher, Nestinspektion – Mundelsheimer Jahre 1943–1951.** Hintergläserbilder von Ilse Bollacher-Paret. Verlag Fr. Stroh, Backnang 1984, 128 S.

Wolfgang Bollacher, renommierter Ludwigsburger Rechtsanwalt und Vorsitzender des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg, legt mit dem ansprechend gestalteten kleinen Band Erinnerungen an seine Mundelsheimer Jahre vor. Mit seinen Angehörigen – der Vater stand im Felde – war er vom bombenbedrohten Stuttgart im Jahre 1943 zu Verwandten nach Mundelsheim gelangt, nicht wissend, daß aus dem von der Not diktierten Provisorium schließlich ein Aufenthalt von acht Jahren werden sollte. Diese Zeit nun, in der er vom Knaben zum jungen Manne reifte, läßt er in ihrer engeren, örtlichen Einbindung in der Neckarlandschaft um Mundelsheim für sich und den Leser nochmals Revue passieren. Dabei werden Bilder, Szenen, Begebnisse durch die stilvolle Formgebung, durch die Mittel der Erzählweise, die an manchen Stellen beachtliches Format erreicht (etwa in der Beschreibung des Uhrwerks der Nikolauskir-

che, S. 15), in satte Farben getaucht, wie sie – gleichsam korrespondierend mit dem Text – in den schönen Hinterglasbildern von Ilse Bollacher-Paret, der Gattin des Verfassers, wiederbegegnen. Trotz des vorwiegend ernsten Hintergrundes (– Kriegs- und Nachkriegsjahre –) kommt doch auch der Humor nicht zu kurz, der der farbenfrohen Genremalerei, von Bollacher fast zu bescheiden Sonntagsmalerei genannt, erst noch die pikante Würze beimischt. So darf man nicht nur den Nestinspekteur selbst, sondern auch den Leser beglückwünschen, der das Bändchen zur Hand nimmt und sich durch die Atmosphäre des Geschilderten gefangennehmen läßt. *Norbert Stein*

**Festschrift »125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Mundelsheim«.** Hg. von der Gemeinde Mundelsheim 1987, 148 S. mit 95 Abb.

Eine der ältesten Feuerwehren des Kreisgebiets konnte in diesem Jahr Rückschau halten auf 125 Jahre des Bestehens, das mit der Ausrichtung des 5. Kreisfeuerwehrtages im Juni 1987 als Höhepunkt feierlich begangen wurde. Im Jahr 1862 war in Mundelsheim ein Verein von Freiwilligen gebildet worden, der sich zur Pflicht gemacht hatte, »bei Feuersgefahr das Leben und Eigentum der Einwohner der Gemeinde Mundelsheim und der benachbarten Orte nach Kräften zu schützen«. Begünstigt wurde die Vereinsgründung durch finanzielle Unterstützung aus dem bei Auflösung der Handwerkerzünfte entstandenen Fonds.

Die Geschichte der Brandbekämpfung in Mundelsheim läßt sich jedoch noch weiter zurückverfolgen, wie die im Gemeindearchiv überlieferten Feuerlöschordnungen von 1745 und 1748 belegen, und so führt die Jubiläumsschrift den Leser durch zwei Jahrhunderte der technischen und organisatorischen Entwicklung des Feuerwehrwesens, die in der Verbesserung von Ausrüstung und Ausstattung der Wehrmänner sowie den ständig neuen Anforderungen angepaßten Einsatzbestimmungen ihren Ausdruck findet. Wichtige Stationen sind dabei die Anschaffung einer zweistrahligen Fahrfeuerspritze 1846, einer 12 Meter hohen mechanischen Feuerwehrleiter 1912, der ersten Motorspritze 1934 und des ersten Löschfahrzeugs 1965, dem 1978 ein großes Tanklöschfahrzeug folgte. Berichte über den Einsatz der Feuerwehr bei spektakulären Unglücksfällen wie dem Brand der Mundelsheimer Mühle im November 1915, der einen mehrwöchigen Stromausfall im Ort zur Folge hatte, stellen einen weiteren Schwerpunkt dar. Zahlreiche Reproduktionen von Fotografien, Zeitungsberichten und Archivalien illustrieren den Text, der mit dem Verzeichnis der Kommandanten, einem Exkurs in die bis 1861 zurückreichende Feuerwehrgeschichte der französischen Partnergemeinde La Motte-Servolex in Savoyen sowie Beiträgen zu Fragen der Finanzierung (auch der Feuerwehrabgabe) abschließt. *Wolfgang Schneider*

**Ernst Schedler: Oberstenfeld – Gronau – Prevorst in alten Aufnahmen.**

Horb a. N. (Geiger) 1986, 108 S., ca. 150 sw Abb.

Durch die Auswahl zahlreicher Postkarten und Fotografien aus vergangenen Tagen hat Ernst Schedler einen ansprechenden Bildband über Oberstenfeld, Gronau und Prevorst zusammengestellt, der verschiedene dörfliche Lebensbereiche eindrucksvoll dokumentiert. Die Fotos sind zumeist durch knappe, anschauliche Kommentare erläutert; manchmal genügt auch ein typisch schwäbisches »Sprüchle«. So erfährt der Betrachter interessante Details über das ehemalige Dorfbild, über Leben und Arbeit der Bewohner. Man lernt viel Wissenswertes über die Ausübung alter Handwerke, wie das Wagnern, Schmieden, Küfern und die Ziegelherstellung. Eindrückliche Bilder dokumentieren die Arbeit in der Landwirtschaft und im für Oberstenfeld wichtigen Wein-



bau, wobei alte bäuerliche Gerätschaften näher erläutert werden und der allmähliche Fortschritt nicht verborgen bleibt. Der Bildband trägt durch zahlreiche Fotos auch der engen Verbindung der Gemeinde Oberstenfeld mit dem adeligen Damenstift Rechnung. Als Besonderheit gelten einige frühe Aufnahmen aus dem Jahr 1866, die die Stiftskirche im Zustand vor der Renovierung von 1888 zeigen. Selbstverständlich bleibt auch die Seherin von Prevorst nicht unerwähnt. Im letzten Teil des Bildbandes gibt es schließlich noch eine Reihe alter Gruppenfotos von Vereinen zu betrachten.

Das Büchlein lädt ein zum genauen Hinschauen, zum Eintauchen in eine vergangene Zeit. Es läßt nicht nur bei so manchem älteren Ortskundigen viele Erinnerungen lebendig werden, sondern regt den Betrachter unwillkürlich zum Nachdenken an und vermittelt der jüngeren Generation – ganz im Sinne des Verf. – ein Stück Heimatgeschichte in Bildern.

*Ute Bitz*

**Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck a.N.: Landschaft – Natur – Geschichte.** Hg. von Heinz Pfizenmayer im Auftrag der Gemeinde, Band 1–5/6, Remseck 1983–1986.

Diese rasch angewachsene Publikationsreihe im Format DIN A 4 enthält bislang folgende Hefte:

**Dr. Manfred Warth:** Ein Blick in die erdgeschichtliche Vergangenheit von Remseck a.N., Heft 1, 46 S., 48 Abb.,

**Prof. Dr. Christoph Borchardt/ Heinz Pfizenmayer:** Remseck a.N. im Luftbild 1921–1983, Heft 2, 48 S., zahlreiche Abb.,

**10 Jahre Remseck a.N.** (Mitarbeiter Klaus-Peter Ewert, Herbert Saar, Heinz Pfizenmayer, Wolfgang Kek), Heft 3, 48 S., 48 Abb.,

**Heinz Pfizenmayer:** Remsecker Bilderbogen – Erinnerungen an längst vergangene Zeiten, Heft 4, 64 S., zahlreiche Abb.,

**Claus Peter Hutter/ Reinhard Wolf:** Natur in und um Remseck a.N., Heft 5/6, 96 S., zahlreiche z. T. vierfarbige Abb.

Alle Hefte sind einheitlich gestaltet, haben – soweit erforderlich – Quellen- und Literaturverzeichnisse und bestechen durch die sachlichen Darstellungen, umfangreichen informativen Illustrationen mit faktenreichen Bilderklärungen und solide, sorgfältige äußere Gestaltung, u. a. mit farbigen Titelblättern. Alle Autoren sind ausgewiesene Kenner des jeweils dargestellten Fachgebiets und haben es verstanden, in gelungener Abstimmung zwischen Text und Bildmaterial für ein breites Publikum attraktive Dokumentationen zu erstellen. Der Gemeinde Remseck a.N. kann man nur gratulieren zu dieser im Landkreis Ludwigsburg bislang einmaligen Schriftenreihe und für die Bereitstellung der erforderlichen Haushaltsmittel danken, ebenso wie dem Herausgeber Heinz Pfizenmayer für die zweifellos umfangreiche Arbeit, die hier investiert wurde.

*Wolfgang Schmierer*

**Manfred Scheck:** »Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht« – 110 Jahre Arbeiterbewegung Vaihingen an der Enz. Hg. vom SPD-Ortsverein Vaihingen an der Enz anlässlich des 90jährigen Bestehens und des 80. Gedenktags der Gründung des sozialdemokratischen Bezirksvereins. 1986, 160 S., zahlr. Abb.

Der Verf., promovierter Historiker und zeitweiliger Stadtrat, hat mit dieser Darstellung Vorbildliches geleistet: 1. weil es heute keineswegs mehr selbstverständlich ist, daß Gymnasiallehrer wissenschaftliche Arbeiten publizieren, 2. weil diese Arbeit allen Anforderungen bezüglich Quellenbasis, methodischer Arbeitsweise und Darstellung ent-

spricht, die an eine wissenschaftliche Arbeit gestellt werden können, 3. weil Vaihingen damit eine Darstellung über die Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung erhalten hat, die dennoch interessant und spannend zu lesen ist und die 4. für andere, viel größere und in der Geschichte der Arbeiterbewegung bedeutendere Städte aussteht. In einer Einführung (»Vaihinger Besonderheiten«) und acht chronologisch angelegten Abschnitten (Mühsamer Beginn und steiler Aufstieg: 1894–1918, Hoffnungsvoller Neubeginn: 1919, Mit der Republik in die Krise: 1920–25, Trügerische Ruhe: 1926–29, Die Zerstörung der Demokratie: 1930–33, Mühsamer Neubeginn: 1945–59, Die Ära Mayer: 1959–70, Auf der Suche nach einem neuen Selbstverständnis: 1970–84) dokumentiert und behandelt Scheck die Entwicklung in seiner Vaterstadt, die »für die SPD ... noch nie ein bequemes Pflaster« (S. 9) war. 1877 fanden die ersten sozialdemokratischen Versammlungen statt und es erfolgte die Gründung eines gewerkschaftlichen Tabakarbeitervereins; das Sozialistengesetz beendete diese ersten Ansätze. Ein Ortsverein der SPD wurde 1894 von dem evang. Theologen Theodor v. Wächter gegründet, aber erst der 1906 entstandene sozialdemokratische Bezirksverein, der das damalige Oberamt Vaihingen umfaßte, brachte den Durchbruch: bei der Reichstagswahl 1912 erzielte Karl Sperka mit einem Stimmenanteil von 45,6% das bis heute beste Wahlergebnis der SPD in Vaihingen. Auf die weitere Entwicklung kann hier nicht eingegangen werden. Angefügt sei aber noch, daß der Band neben einem Orts- und Personenindex Tabellen über Mitgliederentwicklung und Wahlergebnisse sowie Listen der Vorsitzenden und Mandatsträger enthält.

*Wolfgang Schmierer*

## Bildnachweis

- Titelbild: Landesdenkmalamt, Stuttgart  
S. 7-72: Landesdenkmalamt, Stuttgart  
S. 73-92: Akademie der Wissenschaften, Heidelberg  
S. 93-114: vom Verfasser  
S. 121: Landesbibliothek Stuttgart  
S. 129-141: vom Verfasser  
S. 143-169: Abb. 1, 4-10, 12-13 Eberhard Figel  
Abb. 11 Rolf Bidlingmaier  
Abb. 2, 3 Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 221, Bü 122  
S. 171-190: Stadtarchiv Ludwigsburg/Städtisches Museum Ludwigsburg  
S. 193: vom Verfasser